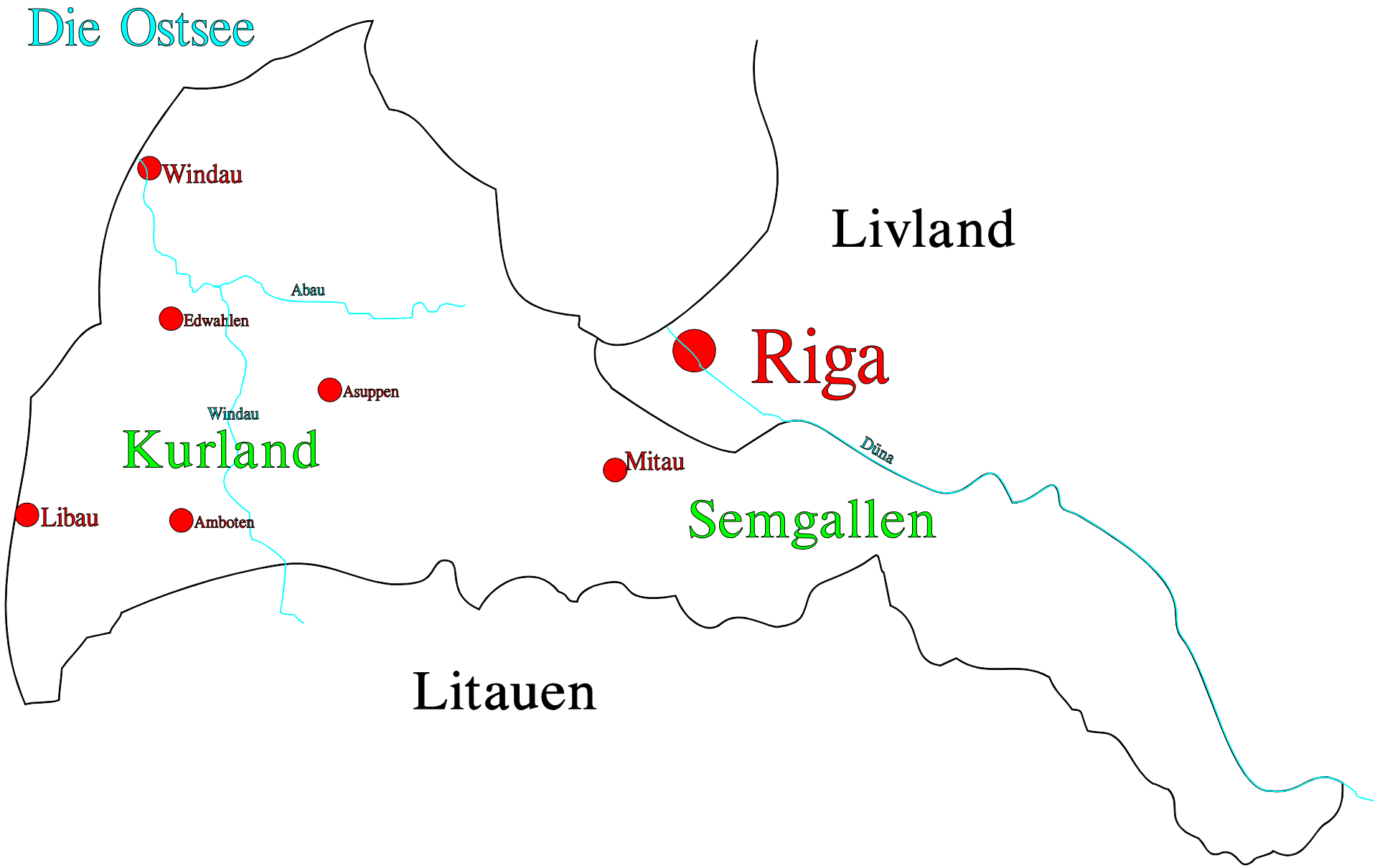
Meine Lebenserinnerungen bis in das Jahr 1946

Baron André v. Hahn-Asuppen
(*1905, † 1979)

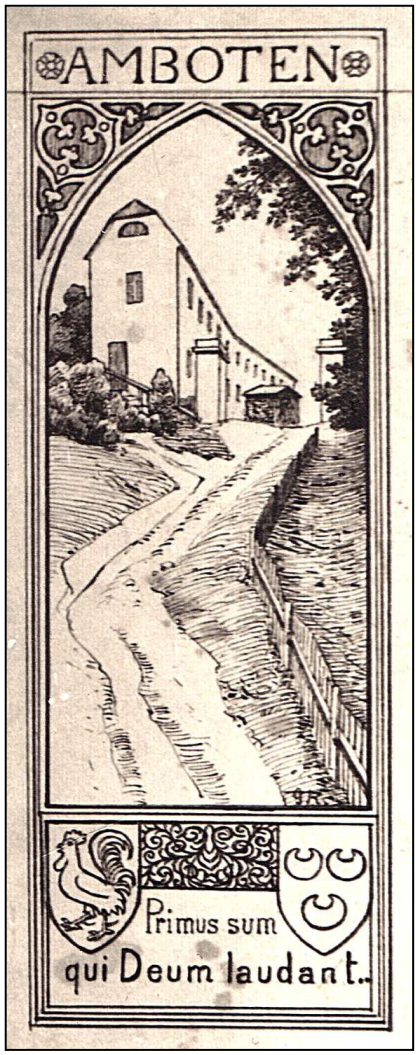


Nach einem unkorrigierten Manuskript
bearbeitet, kommentiert und herausgegeben
von
Klas und Matti Lackschewitz
Wehrhalden 2011


Die Ostsee
Windau
Livland
Abau
Edwahlen
Riga
Asuppen
Windau
Kurland
Mitau
Düna
Libau
Amboten
Semgallen
Litauen



K. L.


AMBOTEN
Primus sum
qui Deum laudant.

Meine Lebenserinnerungen bis in das Jahr 1946

Baron André v. Hahn-Asuppen
(*1905, † 1979)

Nach einem unkorrigierten Manuskript bearbeitet, kommentiert und herausgegeben

von

Klas und Matti Lackschewitz

Wehrhalden 2011

Bezugsanschrift:
Klas Lackschewitz
Winterweg 4
D-79737 Herrischried

Tel.: 07764 – 64 22; Fax - 64 99
e-mail: lackschewitz.klas@t-online.de

Copyright ©2011 Klas Lackschewitz
Winterweg 4
D-79737 Herrischried

Selbstverlag Klas Lackschewitz, Wehrhalden, Baden

Hergestellt bei:
Buchdruck Jürgens, Kristian Jürgens, Oehleckerring 26,
D-22419 Hamburg
info@der-buchdrucker.com

Die Herausgeber widmen diese Arbeit

dem

FAMILIENVERBAND DER BARONE UND FREIHERREN VON HAHN E. V.

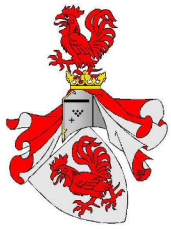


Photo auf dem Buchdeckel:

Baronin Marie v. Hahn, geb. Baronesse v. Koskull (1878-1945) mit ihrem Sohn Andreas (André, * 1905).

Karten auf Einbandinnenseiten:

vorne: Baron Wolf v. Buchholtz, Seevetal
hinten: Einzelblatt im Privatarchiv Klas Lackschewitz, Wehrhalden

INHALT

	Seite
Meine frühen Kindheitserinnerungen	**1**
- Asuppen und Amboten	1
Der Erste Weltkrieg	**12**
- Wir verlassen Amboten	12
- Kurzer Aufenthalt in Asuppen	13
- 2 ½ Jahre in Riga	15
- Eisgang auf der Düna	16
- Peter der Große wird abmontiert	21
- Die Deutschen kommen	22
Wir kehren nach Amboten zurück	**26**
- Noch fährt kein Zug	26
- Es geht los	28
- Probleme mit der Beleuchtung	30
- Mein Paradies mit viel Licht und etwas Schatten	34
- Umzug nach Libau	38
- Die Baltische Landeswehr	41
Wir verlassen Libau u. ziehen nach Deutschland um	**50**
- Von Libau bis nach Bayern	50

- Wir sind in Bayern 53

- Ich komme in die Schule nach Wasserburg 53

- Stölzing 54

- Etwas über meine Finanzen 58

- In Rosenheim 59

- Eine schlimme Bergtour 60

- In Rosenheim im Internat 62

- Institut Haselmayer in Würzburg, Lehrjahre in Schlesien 64

- Kolonialschule Witzenhausen 65
(Jetzt Deutsches Institut für tropische und subtropische Landwirtschaft)

- Mein Bruder wird katholisch. Ich kure in Oberstdorf 68

- Ich nehme ungarischen Sprachunterricht 71

- Meine erste Fahrt nach Ungarn 73

- Ich bin in Ungarn 77

- Meine Rückkehr nach München 85

Ich gehe nach Ungarn 89

- Das Leben in Bujak 89

- Meine Jagdbetätigungen 91

- Der Tabakanbau 95

- Ich werde adoptiert 103

- Das Restgut Asuppen 105

Über meine Familie 119

- Herkunft und Anfänge in Kurland 119

- Meine Urgroßeltern 121

- Mein Großvater 136

- Mein Vater und seine Geschwister 140

- Mein Bruder Walther 144

- Tante Käthe 146

- Tante Hedwig 147

- Meine Großmutter 148

- Onkel Wilhelm und seine Apothekerstochter 148

- Etwas über mich 149

Die Umsiedlung meiner Mutter und meines Stiefvaters 150

- Mein Weg bis nach Danzig 150

- Mein Abenteuer in Danzig 157

- Ich bringe Mutter und Stiefvater nach Posen 168

- Zurück nach Ungarn 171

- Baron Johannes v. Gumppenberg 172

Ich übernehme die fürstlich Metternich'schen Besitzungen in Ungarn 175

- Die Prinzessin Klementine von Metternich-Sándor 175

- Bayna wird eine kleine Schweiz 178

- Dem Ende entgegen 181

- Ich werde von Russen verwundet 185

- Ich bin ein Gefangener 187

- Meine Flucht 192

- Ich bin wieder in Bayna 210

- Mein Weg nach Budapest 214

- Das Felsenlazarett 218

Mein Leben in den Ruinen von Budapest 223

- Der Beginn einer Freundschaft 223

- Ich besorge Kartoffeln 224

- Für mich neue Kleider, für die Prinzessin ein neues Zuhause 228

- Ich siedel in die amerikanische Botschaft um 237

Der Kuhstall 239

- Erste Überlegungen und Verhandlungen 239

- Ich soll erpreßt werden 240

- Zunächst wieder Immobilienhändler 244

- Das Geschäft mit dem Pekinesen 245

- Wir finden die benötigten Stallungen 248

- Wir holen die ersten Kühe 251

- Das Milchgeschäft beginnt mit vielen Problemen 259

- Das Transportproblem wird gelöst 263

- Wir schlachten eine Kuh 264

- Meine Fahrt nach Debrecen 269

- Lieber Fred 274

Anlagen:

Anlage 1 282
Auszug aus den Lebenserinnerungen von
Baron Walter v. Koskull, (1886-1965)

Anlage 2 284
Baron André v. Hahn an seinen Vetter Baron Fred Hahn:
„Von Nimrod zu Nimrod“.

Anlage 3 286
Ein Brief von Baron Gotthard Manteuffel-Szoege an
Christel v. Walter-Hildemann, geb. Baronesse v. Hahn
und Patentochter von Baron André Hahn.

Anlage 4 292
Ein Brief von Baron Gotthard Manteuffel-Szoege
an Klas Lackschewitz.

Anlage 5 296
Lehnsurkunde von Postenden an Heinrich v. Hahn
vom 1. November 1476

Anlage 6 299
Auszug aus Werner Jester „Im Todessturm von
Budapest 1945“, Winkelried-Verlag Dresden 2010

Anlage 7

Die Geneologie des Hauses Hahn-Asuppen 302

Kartennachweise 305

Bildnachweise 306

Vorwort

Als wir vor einer Reihe von Jahren einen Stapel Kopien mit den Lebenserinnerungen von Baron Andreas (André) v. Hahn aus dem Haus Asuppen in Kurland in die Hände bekamen, war äußerlich betrachtet nichts an ihnen, was uns zu deren kontinuierlichen Lektüre hätte reizen können. Die schlechte Qualität der Kopien, die schlechte oft kaum noch lesbare Maschinenschrift und bei näherer Betrachtung die vielfach nur schwer verständlichen Formulierungen waren eher dazu angetan, diese ganze Sendung im Archiv verschwinden zu lassen.

Aber da war etwas, was uns nicht losließ. So arbeiteten wir uns aller Logik zuwider, aber mit zunehmendem Interesse an André Hahns Schicksalsweg, durch circa 360 Seiten und nahmen damit Teil an einem wahrhaft äußerst ungewöhnlichen Lebensschicksal und einer nicht allgemein üblichen Lebenseinstellung.

Damit war auch zunächst dies Thema für uns abgeschlossen und die Kopien mit den beeindruckenden Lebenserinnerungen verschwanden im Archiv ohne die Absicht, sie jemals wieder hervorzuholen.

Bei unseren genealogischen Arbeiten für den Familienverband der Barone und Freiherren von Hahn stellten wir fest, daß das Leben einer ganzen Reihe von Angehörigen dieses Geschlechts fraglos einer näheren Betrachtung und Darstellung wert sind, soweit dies noch nicht bereits von anderer Seite erfolgt ist. Und so kam neben anderen auch Baron André Hahn mit seinen Memoiren wieder auf unser Programm.

Zunächst gingen wir davon aus, diese Arbeit sei in kürzester Zeit zu erledigen, um uns dann wieder unseren sonstigen Vorhaben zuwenden zu können. Aber dem war nicht so. Schon sehr bald stellten wir fest, daß die Überarbeitung dieser offensichtlich noch unkorrigierten und vielfach fragmentarisch anmutenden Aufzeichnungen von Baron Hahn bedeutend zeitaufwendiger war, als zunächst vermutet. Baron Hahns genialer Stil, sein großzügiges Übergehen jeglicher grammatikalischer Regeln machten es erforderlich,

Satz für Satz in ein allgemein verständliches und dem heutigen Sprachgebrauch entsprechendes Deutsch umzusetzen. Auch die Hahn'sche Orthographie war von nicht geringerer Genialität.

Auch wenn dies viel Zeit in Anspruch nahm, brachte es uns jedoch den einmaligen Genuß, uns mit dem Leben von Baron Hahn äußerst intensiv beschäftigen zu können. Alles hat eben seine Licht- und Schattenseite.

Im Lauf der Arbeit suchten wir uns noch fehlendes Bildmaterial, fehlende Karten sowie für ergänzende und erläuternde Bemerkungen erforderliches Quellenmaterial. An wen wir uns auch immer gewandt haben, wir erhielten stets großzügige und schnelle Unterstützung. Ihnen allen sagen wir auch an dieser Stelle unseren herzlichsten Dank. Insbesondere seien dabei erwähnt Baron Gotthard v. Manteuffel gen. Szoege, Baron Harald v. Koskull und Baron Hartwig v. Bistram.

Es würde uns freuen und wäre uns der schönste Lohn, wenn diese Memoiren einer außergewöhnlichen Persönlichkeit mit einem außergewöhnlichen Lebensweg das Interesse insbesondere der Angehörigen des Familienverbandes der Barone und Freiherren von Hahn finden werden.

Wehrhalden, im November 2011 **Klas u. Matti Lackschewitz**

Meine frühen Kindheitserinnerungen

- Asuppen und Amboten -

Daß ich am 7. September im Jahre 1905 das Licht der Welt in Königsberg/P. erblickt habe, lag daran, daß die Russen den Krieg gegen Japan verloren hatten. Aus diesem Grund brachen nämlich weitgehende Unruhen in ganz Rußland aus, von denen die Ostseeprovinzen nicht unberührt blieben.

Meine Eltern waren Baron Johann (Hans) Hahn-Asuppen (1864-1911) und Marie, geb. Baronesse Koskull-Adsirn (1878-1945). Ich war das zweite Kind und 1 ½ Jahre jünger als mein Bruder Hans Walther (1904-1945).

Als die Unruhen in meiner Heimat sich mit Hilfe der Kosaken gelegt hatten, zogen wir zuerst nach Asuppen im Kreis Talsen, Kurland. Es war als Majorat der Stammsitz meiner Familie und gehörte dem älteren Bruder meines Vaters, Paul (1863-1931). Wegen Erkrankung des Besitzers mußte mein Vater die Verwaltung übernehmen.

Anschließend pachtete mein Vater von der Familie der Barone Pfeilitzer gen. Franck das bei Mitau gelegene Gut Francks–Sessau. Bald danach erwarb er 1910 das Gut Amboten im Kreis Hasenpoth von Baron Erich v. der Osten-Sacken (1881-1947) (*gem. Dr. Percy v. Schroeders „Beiträge zur Gütergeschichte Kurlands, Teil II", 1983, kaufte er es von Erichs älterem Bruder Otto [1880-1917]; K.L.*). Rückblickend nehme ich an, daß mein Vater Amboten eher wegen seiner schönen Lage (es lag in der sog. Kurländischen Schweiz), als der Güte des Bodens wegen gekauft hat. Auch war dem Wald mehr Holz entnommen worden, als dies vom forstwirtschaftlichen Standpunkt aus statthaft gewesen wäre.

Amboten war einst eine Ordensburg, von der nur ein halbverfallener Turm nachgeblieben ist. Das Wohnhaus enthielt aber zweifellos Teile der alten Burg. Das kam dadurch zum Ausdruck, daß das eine Ende des Hauses eine Weite von zwei Zimmern hatte, um sich dann in der Mitte zu vier Zimmern zu erweitern und am anderen Ende zu einem

Die Eltern



1. Baron Johannes (Hans) v. Hahn auf Amboten (1864-1911)



2. Baronin Marie v. Hahn, geb. Bsse v. Koskull (1878-1945)



3. Amboten
Aquarelierte Zeichnung von Hermann Friedrich Waeber, 1818

kleinen Raum zusammenzuschrumpfen. Das Wohnhaus lag auf einer kegelförmigen Anhöhe, deren Abhänge recht steil zu zwei Teichen, die mit einem hufeisenförmigen Kanal verbunden waren, abfielen.

Da das Haus selbst kein Wasser hatte, mußte es in Fässern, die offensichtlich nie ganz wasserdicht waren, hinaufgefahren werden. Besonders interessant wurde es aber im Winter, wenn die Auffahrt vollkommen vereiste und Stufen in das Eis geschlagen werden mußten. Auch dann erschien es nie sicher, ob die vier Pferde, die das Wasserfaß hinauf zu ziehen hatten, den letzten und steilsten Abschnitt dieser Rutschbahn bewältigen würden. Ich muß diesem Vorgang unzählige Male zugesehen haben, in der stillen Hoffnung, daß die Pferde dies wenigstens einmal nicht schaffen würden. Aber das war eine Erwartung, die nie in Erfüllung gegangen ist.

Bei Schriften dieser Art sind Schilderungen der ersten Erinnerungen unerläßlich. Um nicht von dieser Tradition abzuweichen, möchte ich hier über einen Vorfall berichten, der auf mich einen gewissen Eindruck hinterlassen hat. Mein Bruder und ich hatten unser Schlafzimmer in dem Ende des Hauses, das aus zwei Räumen bestand. Im Nebenzimmer wohnte immer eine unserer Gouvernanten. Als ich eines Tages ihr Zimmer betrat, war sie gerade dabei, sich umzuziehen. Das veranlaßte mich meine Mutter aufzusuchen, die ich mit einigen Gästen im sog. Kaminzimmer fand. Den Anwesenden verkündete ich mit Stolz, daß ich soeben Frl. K. kahl gesehen hätte.

Unter unseren Lehrkräften, die ich noch in Erinnerung habe, befand sich eine Mademoiselle Toutin, die ihr Leben lang Hahn'schen Kindern Französisch beizubringen versucht hat. Dann war da noch ein Frl. K. für Deutsch und eine Russin, an deren Namen ich mich nicht mehr erinnere. Sie hatte falsche Zähne, die nie dort bleiben wollten, wo sie hingehörten. Später schloß sich diesen ein Student, Herr B., an. Die Unterrichtsstunden begannen im Sommer um 8 Uhr und im Winter um 9 Uhr. Um 10 Uhr hatten mein Bruder und ich je zwei Bratäpfel zu essen, was für gesund angesehen wurde. Dann folgten weitere Stunden bis 1 Uhr. Nach dem Mittagessen gab es bis 3 Uhr eine erzwungene Rast. Von 3 Uhr bis 5 Uhr konnten wir so ziemlich tun, was wir

wollten. Bis 7 Uhr hatten wir uns mit Schulaufgaben zu befassen. Dann um 8 Uhr gab es Abendessen und um 9 Uhr mußten wir im Bett sein.

Die freie Zeit verbrachte ich fast ausschließlich im Pferde- und Kuhstall, wo ich mir einige Kenntnisse über die Tatsachen des Lebens aneignete. Diese Kenntnis veranlaßte mich, meine Mutter zu fragen, ob wir nicht Herrn B. mit Mademoiselle T. verheiraten könnten und ob aus dieser Verbindung dann Kinder zu erwarten wären. Dieser Verschlag hatte zur Folge, daß mir die Ställe verboten wurden. Meine Erwartungen in dieser Beziehung sollten aber doch fast in Erfüllung gehen, als sich Herr B. in Frl. K. verliebte, deren Entwicklung ich mit Spannung verfolgte. Sie kam aber durch die plötzliche Entlassung des Herrn B. zu einem vorzeitigen Ende.

Da mir die Stallungen verboten waren, begann ich mich für die Schmiede und Stellmacherei zu interessieren, von wo ich öfters mit Kopfläusen nach Hause kam. Diese wurden mit einem speziellen Kamm ausgekämmt, dem ein Kopfbad mit einer schlecht riechenden Ingredienz folgte.

Ich muss 7 oder 8 Jahre alt gewesen sein, als bei uns ein junger Mann erschien, der im Kutschstall für kurze Zeit angestellt wurde. Woher er kam und wohin er ging, wußte wohl niemand. Was ihn aber für mich bei weitem über alle Sterblichen erhob, waren seine ausgiebigen Tätowierungen. Auf seiner Brust segelte ein Dreimaster in blauer, schwarzer und roter Farbe auf leicht gekräuselten Wellen dahin. Bei genauerem Hinsehen konnte man sogar Matrosen und Kanonen auf diesem Kunstwerk entdecken. Daß nur Teilansichten dieses Meisterwerkes möglich waren, lag daran, daß dieses Wunder teilweise durch einen starken Haarwuchs verdeckt wurde, den der Eigentümer trotz aller meiner Bitten sich weigerte abzurasieren. Außerdem war da noch ein Storch mit geöffnetem Schnabel in Blau an der Innenseite des Unterarmes. Ihm gegenüber am Oberarm saß ein kleiner Frosch in Rot. Wenn dann der Ellenbogen gebeugt wurde, konnte man glauben, daß der Storch den Frosch verschluckt hätte. Wenn ich mir auch dessen bewußt war, daß ich diese Tätowierungen nicht nachahmen kann, sah ich keinen Grund, nicht dennoch Eigenversuche anzustellen.

Alles, was benötigt wurde, waren 4 bis 5 Stecknadeln, die mit einem Wollfaden zusammengehalten wurden, und etwas Tinte. So entstand am Handgelenk ein Kreuz, woraus ein Anker werden sollte. Diese Arbeit mußte wegen einer aufgetretenen Entzündung vorläufig eingestellt werden. Es war aber durchaus kein Anlaß, weitere Versuche einzustellen, die stets aus demselben Grund unvollendet bleiben mußten. Dem Kreuz folgte ein Oval, dessen Bedeutung ich vergessen habe. Dann kamen die Umrisse einer Eidechse, womit ich am Ellenbogen angelangt war. Als die einzelnen Schwellungen zusammenzulaufen begannen, hatte ich noch gerade Zeit, den Anfangsbuchstaben meiner ersten großen Liebe im Oberarm zu verewigen. Dieser hätte mich fast den Arm oder vielleicht sogar das Leben gekostet, wenn meine Mutter diesem Treiben nicht mit zwei wohlgezielten Ohrfeigen ein Ende bereitet hätte. Da Umschläge keinen Eindruck auf die nun schon recht erhebliche Schwellung machten, wurde der Arzt geholt, der dann durch Schneiden und Tampons der Entzündung Herr wurde.

Nach dem Ableben meines Vaters im Jahr 1911 übernahm mein Onkel, Baron Walter Koskull (*1886-1965; a.d.H. Kruschkaln, späterer Geschäftsführer des Kurländ. Stammadelsverbandes; K.L.*) bis zu seiner Verheiratung (*mit Edith v. Blanckenhagen; K.L.*) die Verwaltung von Amboten. Mein Onkel konnte bei gewissen Anlässen sehr heftig werden. Da wir damals, wenn überhaupt, nur sehr wenig Geld hatten, bemühte sich mein Onkel, diesem Zustand durch den Verkauf der noch verbliebenen Holzbestände abzuhelfen. Zu jener Zeit hatte fast jeder Gutsbesitzer seinen Hausjuden, dem diese und ähnliche Geschäfte anvertraut wurden. Aus mir unbekannten Gründen wollte mein Onkel aber von dieser alten Praxis abweichen, indem er mehrere Juden an diesem Geschäft zu interessieren versuchte. So versammelten sich eines Tages 4 oder 5 Juden vor der verschlossenen Tür, die zum Arbeitszimmer meines Vaters führte. Dann öffnete mein Onkel die Tür, um einen der Juden hereinzulassen. Daraufhin preßten die noch wartenden ihre Ohren sofort an die Tür, in der Hoffnung etwas von dem zu erlauschen, was im Schreibzimmer verhandelt wurde. Die Lauscher und die meisten im Hause brauchten nicht lange darauf zu warten, denn was im Flüsterton begann, endete mit einem Gebrüll, das im ganzen Hause zu hören war. Mein Onkel war sich dabei der Ohren an der anderen Seite der Tür durchaus bewußt. Nachdem die vor der Tür Stehenden

die gleiche Behandlung zu erleiden hatten, war es doch der Hausjude, der die Genehmigung das Holz zu schlagen, erhielt. Hier scheint es sich um ein Vorrecht gehandelt zu haben, das von den Außenstehenden respektiert wurde.
(*Lebenserinnerungen von Walter Koskull s. Anlage 1*)

In Orten wie Amboten, die keinen Arzt hatten und einer von weither geholt werden mußte, war es die Aufgabe der Hausfrau, sich der Verletzten und Erkrankten anzunehmen. Daher hatten fast alle Güter eine Hausapotheke, die so ziemlich alles enthalten mußte, was in einem Notfall von Nutzen sein konnte. Bei einem dieser Unfälle handelte es sich um einen Kutscher, der mit Hilfe eines anderen ein junges Pferd einspannen wollte. Er hielt das Pferd an einer Halfterkette deren Ende er sich um den Daumen gewickelt hatte. Das Pferd scherte aus, machte einen Seitensprung und riß ihm den Daumen ab.

Beim zweiten Unfall handelte es sich um ein Küchenmädchen, das den Versuch machte, einen hausgeräucherten Schinken an einen von der Decke der Speisekammer hängenden Haken aufzuhängen. Den konnte sie aber nur unter Zuhilfenahme eines Stuhles erreichen. Als der Stuhl unter ihr zusammenbrach, fiel sie mit dem Gesicht auf das sehr spitze Ende des Hakens, der unterhalb ihres Backenknochens eindrang und durch das Auge wieder zum Vorschein kam. Wenn das Mädchen nicht so schwer gewesen wäre, wäre sie wahrscheinlich hängen geblieben. So aber brach der Haken den Backenknochen, riß ihr die Wange auf und das Auge heraus.

Zu der Zeit waren "Cäsar", die graue dänische Dogge, "Rolf", der Schäferhund, und „Fitz", der Foxterrier, meine ständigen Begleiter. Cäsar und Rolf hätten beinahe ein vorzeitiges Ende genommen, als sie sich im Winter den Ofen, der zum Brotbacken benutzt wurde, als Schlafplatz ausgesucht hatten. Brot wurde einmal in der Woche gebacken. Da das Ofenloch, in das die Brote auf langstieligen Holzschaufeln hineingeschoben wurden, sehr tief war, war es dort zwischen den Backtagen immer angenehm warm. Als das Küchenmädchen am Backtag sobald das Feuer gut genug brannte, die Brote hineingeschoben hatte und im Begriff war, die Ofentür zuzuschließen, schossen zum



4. Baron Walter v. Koskull (1886-1965) a.d.H. Kruschkaln

Entsetzen der Magd, Cäsar und Rolf aus dem Ofenloch. Wenn Cäsar auch weniger gelitten hatte, so hingen dem armen Rolf an den Flanken und Hinterbeinen große Hautfetzen herunter. Daß er dieses Mißgeschick überlebt hat, war nur meiner Mutter mit ihrer Apotheke zu verdanken.

Fitz, der ganz so aussah, wie der Foxterrier auf der Grammophonplatte *his masters voice*, hatte es besonders auf die Ratten abgesehen, die es im alten Gemäuer des Hauses zur Genüge gab. Wenn wir abends im Salon saßen, der zwischen dem Stiegenhaus und dem Gang zur Speisekammer lag, und die Ratten von einer Tür zur anderen gelangen wollten, konnten sie dies nur, wenn sie es schafften, über das sehr glatte Parkett das andere Ende des Saales zu erreichen. Alles, was Fitz zu tun hatte, war, sich hinter einem Sessel auf die Lauer zu legen und auf die Ratte zu warten, die an ihm vorbei wollte. Ihn sehend bremsten sie, um ihm dann zwischen seine Zähne zu rutschen.

In einem Land, von dem Napoleon, oder einer seiner Marschalle, gesagt haben soll, es hätte neun Monate Winter und drei Monate keinen Sommer, mußten die Öfen, die mit Holz geheizt wurden, ganz besonders gut gebaut sein. Ein Ofen wurde nur dann als gut bezeichnet, wenn dieser nicht mehr als ein Streichholz für die ganze Winterperiode benötigte. Es gab Ofensetzer, die sich ganz auf den Bau solcher Öfen spezialisiert hatten. Ebenso wichtig war aber, daß der Ofen hermetisch geschlossen werden konnte. Das wurde durch eine Schraube, die an der Ofentür angebracht war, erreicht. Solche Öfen entsprachen den in sie gesetzten Erwartungen nur dann, wenn sich am nächsten Tag noch genügend Glut im Ofen befand, an der sich das nachgelegte Holz entzünden konnte.

Wenn wir in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg nicht viel von unseren Nachbarn zu sehen bekamen, so lag es daran, daß nach dem Ableben meines Vaters 1911 meine Mutter oft krank war. Für Besuche wurde nur eine einzige Ausnahme gemacht, nämlich wenn meine Tante Käthe (*Katharina Baronesse v. Hahn, * 1862, † Rom 1948; K.L.*), ältere Schwester meines Vaters, die ganz in Rom lebte, ihren Besuch in Asuppen ansagte.



5. Baronesse Katharina (Käthe) v. Hahn (1862-1948) a.d.H. Asuppen

Das Erscheinen dieser Tante, die milde gesagt, als schwierig bezeichnet werden kann, veranlaßte meinen Onkel Paul als Besitzer unseres Stammgutes Asuppen, der Junggeselle geblieben war, meine Mutter mit Zuhilfenahme von Briefen, Telephonanrufen und Telegrammen unsere Anwesenheit in Asuppen zu erbitten. Wir sollten ihm als "Blitz-ableiter" zwischen Tante und Onkel dienen. Wenn meine Mutter uns nicht begleiten konnte, wurden wir einer Gouvernante anvertraut. Wir verließen Amboten am frühen Morgen im Landauer, der uns um die Mittagszeit bis zum Fluß der Abau (*kann nicht sein; wohl aber die Windau; K.L.*) brachte, die an der Stelle keine Brücke hatte. Nur mit Hilfe einer Fähre konnte das andere Ufer erreicht werden, wo uns der viel größere Landauer aus Asuppen erwartete. Wenn Amboten mit zwei Rappen und einem Schimmel "spitz" fuhr, also zwei Rappen an der Deichsel und einem Schimmel als Führer, so fuhr Asuppen vier Rappen "breit". Das hatte zur Folge, daß entgegenkommender Verkehr, der meist aus einspännigen Bauernwagen oder Bauernschütten bestand, wegen der geringen Breite der Straßen in den Graben fahren mußte. Dort wurden sie zumeist umgeschmissen oder blieben stecken (hier kann man sich fragen, wie viel diese und ähnliche Rücksichtslosigkeiten nach der Gründung des lettischen Staates zur fast vollständigen Enteignung des baltischen Großgrundbesitzes beigetragen haben). Da es zu der Zeit noch keine Handbremsen gab, die vom Kutschbock bedient werden konnten, mußte immer ein Begleiter mitgenommen werden. Dessen Aufgabe war es, an Abhängen und je nach ihrer Steilheit ein oder zwei Hemmschuhe unter die Hinterräder oder im Winter unter die Schlittenkufen zu schieben.

Bei guter Straße erreichten wir Asuppen in den Abendstunden. Wenn unsere Mutter nicht mit uns war, übernahmen mein Bruder und ich Asuppen von der Stunde unserer Ankunft an. Was uns in Amboten nie eingefallen wäre, war uns in Asuppen eine Selbstverständlichkeit.

Im Winter, wenn man mit starken Schneeverwehungen zu rechnen hatte, benutzten wir die Bahn, um nach Asuppen zu gelangen. Dies war allerdings ein großer Umweg, da wir zuerst nach Mitau fahren mußten, wo wir zu übernachten hatten. Am nächsten Tage erreichten wir die Station Tuckum, von wo wir von den Asuppen'schen Pferden abgeholt wurden. Auch von dort waren es noch immerhin 40 km bis Asuppen.



6. Baron Paul v. Hahn (1863-1931)
auf Asuppen



7. Das Herrenhaus von Asuppen am Anfang des 20. Jahrhunderts

Dies wäre nicht notwendig gewesen, wenn mein Großvater den Bau einer Bahnlinie, die bis auf fünf Kilometer am Herrenhaus vorbeiführen sollte, nicht verhindert hätte. Bahnlinien konnten damals nur dann gebaut werden, wenn die Besitzer des Landes, durch welche die Bahnlinie fahren sollte, ihre Zustimmung hierzu gaben. Fortschrittlichere Besitzer, die ihre Genehmigung zum Bahnbau gegeben hatten, konnten dafür auf ihrem Besitz den Zug dort anhalten, wo sie ein- oder aussteigen wollten.

Die russischen Züge waren zwar langsamer als anderswo in Europa, dafür waren die Abteile nicht nur wegen der weiteren Spurweite, sondern auch wegen des Fehlens der Seitengänge, viel geräumiger. Da Speisewagen unbekannt waren, hatten die Reisenden ihren eigenen Proviant (*im sog. Speisepaudel; K.L.*) mitzunehmen. Abteile der Ersten Klasse hatten jedoch einen Samowar, der die Reisenden mit frischem Tee versorgte. Ein Samowar war ein Behälter, in dem ein Rohr stand, welches mit glühender Holzkohle angefüllt wurde. Der Raum zwischen Rohr und Behälter, der eine Vorrichtung hatte, die man öffnen und schließen konnte, enthielt das Teewasser. Auf dem Rohr mit der Holzkohle stand eine kleine Kanne, die den Tee-Extrakt enthielt. Der Zug hielt oft und lange, besonders an Stationen, die für eßbare Spezialitäten bekannt waren.

Der Erste Weltkrieg

Wir verlassen Amboten

Meine erste Erinnerung an den Tag, als bei uns die Kriegserklärung (*Das Deutsche Reich erklärt Rußland am 1. August 1914 den Krieg; K.L.*) bekannt wurde, war, daß die bis dahin versteckte Feindseligkeit zwischen unserer russischen und deutschen Erzieherin an die Oberfläche kam. Dies fand in einer haareziehenden Auseinandersetzung seinen Ausdruck. Das führte zu meiner Genugtuung zur sofortigen Entlassung beider Damen. Mademoiselle Toutin hatte uns schon früher verlassen, um anderswo junge Hahns in die Geheimnisse der französischen Sprache und deren Grammatik einzuführen.

Da Amboten im westlichen Teil Kurlands lag, gehörten wir mit zu den Ersten, die von der russischen Verwaltung die Anweisung erhielten, unter Mitnahme des ganzen Viehbestands nach Osten abzuziehen. Der Entschluß nach Asuppen zu ziehen und nicht gleich nach Mitau, damals Hauptstadt Kurlands, stellte sich nachträglich als ein Fehler heraus. Da wir den Umweg über Asuppen gemacht hatten, welches wir nach zwei Monaten auch verlassen mußten, war Mitau mit Flüchtlingen schon so überfüllt, daß wir nach Riga weiterziehen mußten. Die Annahme, daß beim schnellen Vormarsch der Deutschen Riga nur ein paar Tage nach der Besetzung von Mitau in deutsche Hände fallen würde, erfüllte sich nicht. Der deutsche Vormarsch kam zwischen Mitau und Riga für 2 ½ Jahre zum Stillstand.

Wir verließen Amboten in unserem Landauer, gefolgt von zwei Wagen mit unserem Gepäck. Als wir unsere Viehherde überholten, die schon einen Tag früher aufgebrochen war, erreichten wir bald das Ende einer Wagenkolonne, die sich zwischen den Viehherden nur langsam in Richtung der Abau (*Windau! K.L.*) fortbewegte. Sie kam bereits lange bevor wir die Nähe des Flusses erreichten zum Stillstand. Da wir hier mit einer langen Wartezeit zu rechnen hatten, gingen mein Bruder und ich zu der Stelle des Flusses, wo der Versuch gemacht wurde, das Vieh schwimmend ans andere Ufer zu bringen. Da jeder Besitzer einer Herde danach trachtete, seine Herde nicht mit anderen zu vermischen, das Vieh hingegen nur dann ins Wasser zu bringen war, wenn es Vieh vor sich sehen konnte, hätte diese Prozedur tagelang gedauert. Das aber wollten die uns begleitenden russischen Soldaten nicht zulassen. So wurden die Herden zusammengetrieben, was zur Folge hatte, daß das Vieh in einem ununterbrochenen Strom das andere Ufer erreichte. Viele Jahre später wurde ich an dieses Erlebte erinnert, als ich in Afrika zum ersten Mal die Wanderameise auf ihrem oft kilometerlangen Marsch beobachtete. Als das Vieh Asuppen erreichte, konnte nicht ein einziges Stück gefunden werden, welches Amboten verlassen hatte, wenn auch die Kopfzahl stimmte.

Kurzer Aufenthalt in Asuppen

Wegen des Aufenthalts an der Abau (*Windau! K.L.*) erreichten wir Asuppen erst spät in der Nacht. Acht Wochen blieben wir dort. In

dieser Zeit wurden wir des öfteren von russischen Kavallerie-Einheiten heimgesucht, zumeist Kosaken, die ihre schlechten Pferde gegen die Asuppen'schen Ackergäule eintauschten. Gleich nach dem ersten dieser Besuche schickte mein Onkel seine Kutschpferde zu einer entlegenen Försterei, mit der Absicht sie so zu retten, für den Fall, daß wir gezwungen werden, Asuppen zu verlassen. Ob wir Asuppen auf Anordnung verließen, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls verließen wir Asuppen sehr bald nach folgendem Vorfall:
Als wieder einmal Kosaken bei uns erschienen um ihre Pferde einzutauschen, kamen einige von ihnen zum Herrenhaus mit dem Wunsch, den Besitzer zu sprechen. Während die Kosaken auf meinen Onkel warteten, machten sich einige von ihnen an der Fahnenstange zu schaffen. Diese stand an einer Ecke des Hauses und diente dazu, die Fahne mit unseren Farben rot und weiß hinaufzuziehen, um anzuzeigen, daß der Besitzer in der Residenz sei. Zuerst wurde mit Säbelspitzen am Fuß der Stange herumgestochert, dann wurde sie beklopft, wobei andere Kosaken ihre Ohren an die Fahnenstange preßten, als ob sie auf etwas lauschen würden. Als mein Onkel auf die Kosaken zuging, erschien einer von ihnen mit einer Axt und begann die Fahnenstange abzuhacken, was ihm auch schnell gelang. Trotzdem blieb die sehr lange Stange stehen, da Drahtkabel sie weiterhin aufrecht hielt. Als aber einige der Verankerungen ausgegraben worden waren, fiel die Stange auf die nebenan stehenden Pferde, die von einigen Kosaken gehalten wurden. Nachdem die Aufregung, die diesem Vorgang folgte, sich gelegt hatte, wurden die beiden Enden der Stange genau untersucht. Nach dieser Inspektion kam einer der Kosaken auf meinen Onkel zu und begann auf ihn einzureden, wobei er immer wieder auf die am Boden liegende Stange zeigte. Nach einer längeren Unterhaltung, die ich hinter einem Fenstervorhang beobachten konnte und die seitens des Kosaken mir nicht als sehr freundlich erschien, zogen sich die Kosaken mit einigen lahmenden Pferden in Richtung der Stallungen zurück. Unser Onkel erzählte uns später, die Kosaken hätten den Verdacht gehabt, daß die Fahnenstange ein Geheimsender sei, mit dessen Hilfe er mit den Deutschen in Verbindung stehe. Solche und noch geringere Vorkommen dieser Art genügten, um viele Balten nach Sibirien zu schicken.

Nun sollte sich dasselbe, nur in viel größerem Maßstab wiederholen, was wir beim Verlassen von Amboten schon einmal erlebt hatten. Nicht nur mein Onkel kam mit uns, der sehr viel mehr Gepäck als wir hatte, sondern auch seine ganze Viehherde, die in der Anzahl der Kühe ein Vielfaches von dem war, was wir aus Amboten mitgebracht hatten.

Kurz vor unserem Aufbruch erschien unser neuer Verwalter aus Amboten. Mein Onkel Walter Koskull hatte uns nach seiner Heirat verlassen. Der Verwalter kam auf einer Liniendroschke (eine Liniendroschke ist ein Gefährt, deren Achsen durch Bretter zusammengehalten werden. Auf dieser ist eine durch Federn gehaltene, gepolsterte Planke angebracht, auf der einer hinter dem anderen rittlings sitzen kann. Je weiter der Abstand der Achsen voneinander desto länger kann der Sitz sein, auf dem 5-6 Personen Platz nehmen können. Dieses Gefährt ist besonders nützlich auf der Jagd, von dem man schnell ab und aufsteigen kann), ohne etwas von der deutsch-russischen Front gemerkt zu haben. Er kam nur, um zu hören, wie es uns ergangen sei. Er erzählte uns, daß Amboten ohne Kampf von den Pasewalker Kürassieren besetzt worden sei. Bevor diese Amboten erreichten, hatte er unseren und seinen Wein im Garten vergraben und darüber ein Beet mit Erdbeeren bepflanzt. Dabei hatte er aber vergessen, daß Erdbeeren zu der Jahreszeit nicht ausgepflanzt werden, was sofort von einem Pasewalker entdeckt wurde. Dies war dann auch das Ende unserer Weinbestände. Sie waren aber sicherlich nicht sehr bedeutend. Nachdem seine Pferde sich erholt hatten, trat der Verwalter die Rückreise an. Wie er uns nach 2 ½ Jahren erzählte, erreichte er unbehelligt Amboten.
Wie ich schon erwähnt habe, war unser Ziel Mitau, von wo wir aber bald nach Riga weiterfahren mußten.

2 ½ Jahre in Riga

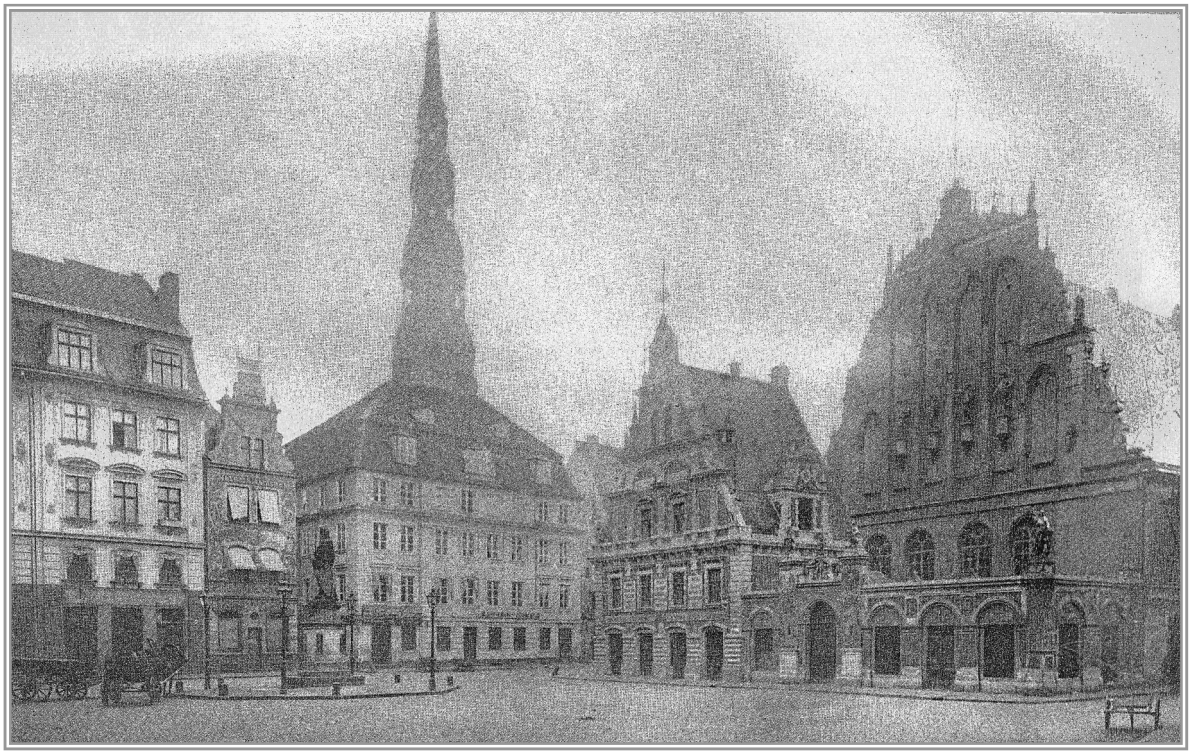
An unseren unfreiwilligen Aufenthalt in Riga habe ich nur wenige Erinnerungen, von denen eine die war, daß wir siebenmal umziehen mußten. Was in einer bescheidenen Wohnung in einem Mietshaus begann, endete in einer zweistöckigen Villa, was wohl zu der oft gehörten Äußerung im Widerspruch stand, daß wir sehr wenig Geld

hätten. Lehrkräfte kamen und gingen anscheinend mit derselben Regelmäßigkeit, wie wir unsere Wohnungen wechselten, da mir keine von ihnen in Erinnerung geblieben ist.

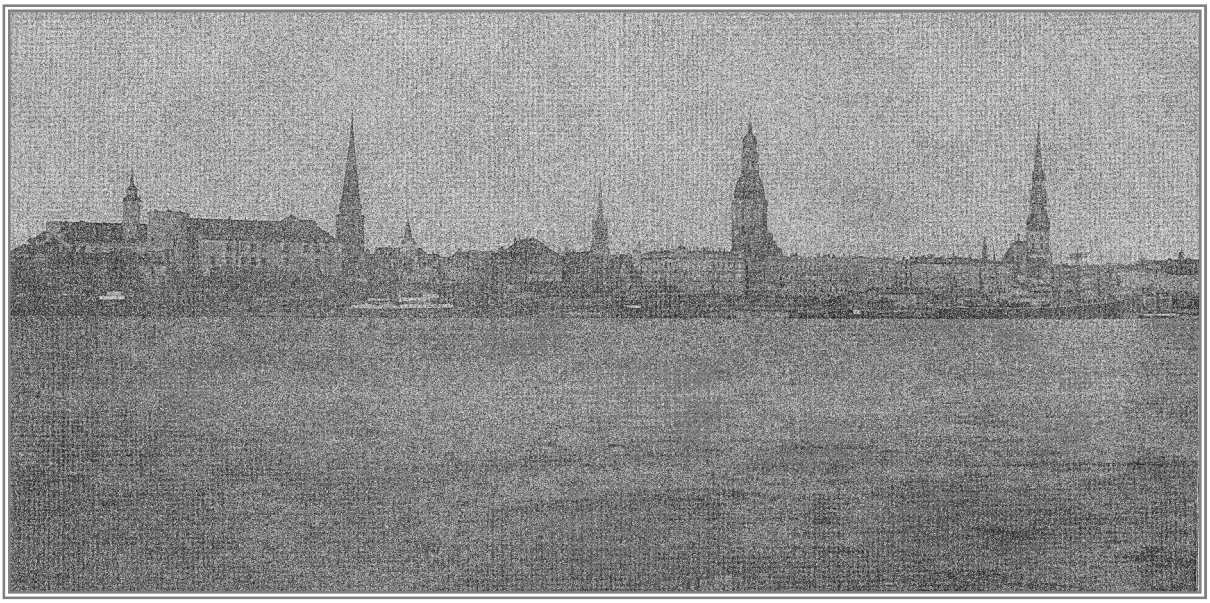
Riga gehörte zum Bund der Hansestädte, hatte aber fast alles von seinem ehemaligen Charakter verloren. Nur einige alte Häuser und Kirchen in der Innenstadt, sowie zwei oder drei Wachtürme, die zur Stadtmauer gehört hatten, von der aber nichts mehr übrig geblieben war, trugen den Charakter ihrer Vergangenheit. Die Stadt liegt zu beiden Seiten an der Mündung der Düna, die in den Riga'schen Meerbusen mündet. Die beiden Stadtteile wurden durch eine Eisenbahnbrücke und durch eine Pontonbrücke für den Pferde- und Fußgängerverkehr verbunden. Die Pontonbrücke bestand aus einer Reihe von Booten, die im Flußbett verankert waren, auf denen lange Planken von erheblicher Stärke lagen. Ende Oktober mußte diese Brücke aber wegen Vereisungsgefahr entfernt werden, wodurch jeder Verkehr bis auf die Eisenbahnbrücke zwischen den zwei Stadtteilen unterbrochen wurde. Dann mußte man warten, bis das Eis die genügende Stärke hatte, um zuerst den Fußgängern und anschließend den Pferden und Schlitten ein Überqueren zu ermöglichen.

Eisgang auf der Düna

Von wirklichem Interesse war aber das Schauspiel des Eisgangs, der je nach der Strenge des Winters, Ende März oder Anfang April einsetzte. Man hätte annehmen können, daß das Eis zuerst am Unterlauf des Flusses in Bewegung kommen würde, wobei sich Schollen allmählich von der Eisdecke lösen, um dann ins Meer hinausgetragen zu werden. Hier trat aber genau das Gegenteil ein zu dem, was man hätte erwarten können, da der Eisgang immer irgendwo am Oberlaufe des Flusses seinen Anfang nahm. Nach mehreren Tagen Tauwetter, das den Schnee zum Schmelzen gebracht hatte, genügte der Raum unter der Eisdecke nicht mehr, die ständig zunehmenden Wassermassen durchzulassen. Die Folge davon war, daß an einer engeren Stelle des Flußbettes das Eis sich zu heben begann, wobei der Druck des Wassers die bereits aufgebrochenen Eisschollen auf die Eisdecke schoben, bis diese dann unter dem Druck der aufgetürmten Eismenge einbrach. Dieser Vorgang, der sich in einer Stunde zwei bis drei Mal wiederholen konn-



8. Riga mit dem Turm der St. Petrikirche und rechts das Schwarzhäupterhaus



9. Ansicht von Riga über die Düna

te, wurde schon lange gehört, bevor man ihn zu Gesicht bekam. Auch wenn es für meinen Bruder und für mich eine neue Erfahrung war, mußten sich in der Menge der Rigaer viele befinden, die offensichtlich nie müde wurden, sich dieses Schauspiel anzusehen. Die beliebtesten Plätze hierzu waren die beiden Enden der Eisenbahnbrücke, die auf Granitpfeilern stand, deren zum Oberlauf zeigenden Seiten zu Eisbrechern ausgebaut waren. Sie bildeten die einzigen Hindernisse, die dem Eisgang im Wege standen.

Da, wo die Düna die Stadt in zwei Teile trennt, sind die Ufer mit Zementblöcken abgestützt, die senkrecht zum Fluß abfallen, und die in gewissen Abständen Stufen haben, die zum Wasser herunterführen. Da die Kais keine Geländer hatten und im Winter meistens vereist waren, mußte man sehr aufpassen, um nicht in den Fluß zu rutschen oder gestoßen zu werden, was bei einer größeren Menschenmenge nur zu leicht passieren konnte. Wenn wir auch während drei Eisgangzeiten in Riga lebten, haben wir nur einen gesehen, da sich die beiden anderen während der Nacht abspielten. Wir hätten aber auch diese eine kaum gesehen, wenn nicht unser russischer Lehrer einen Freund gehabt hätte, von dessen Wohnung aus man einen freien Blick auf die Eisenbahnbrücke sowie den Teil der Düna hatte, von wo der Eisgang zu erwarten war. So geschah es, daß wir eines Morgens am Anfang April davon verständigt wurden, daß der Eisgang voraussichtlich im Laufe des Nachmittags die Eisenbahnbrücke erreichen würde.

Nachdem unser Lehrer, mein Bruder und ich die drei oder vier Treppen erklommen hatten, wurden wir vom Wohnungsinhaber begrüßt, der uns in ein Eckzimmer führte. Dort konnte man von einem Fenster aus auf die Eisenbahnbrücke hinunterschauen, die etwas zu unserer Rechten lag. Vom selben Fenster war aber auch der Oberlauf der Düna zu überblicken, von wo der Eisgang zu erwarten war. Vom anderen Fenster konnte man einen Teil der Düna sehen, welcher unterhalb der Brücke lag.

Zu unserer Linken, vielleicht nicht ganz einen halben Kilometer entfernt, konnte man etwas ausmachen, was wie eine erstarrte Welle aussah. Dies waren die Eisschollen, die sich auf der Eisfläche aufgetürmt hatten. Bei genauerem Hinschauen aber sah man, daß diese

Welle nicht ganz erstarrt sein konnte, da immer wieder Eisschollen im Sonnenschein aufblitzten. Das deutete darauf hin, daß die ganze Eissperre in Bewegung war. Und das war es, woher das erste Spektakel zu erwarten war. Daß ich dies damals versäumt habe, lag daran, daß ich gerade in dem Augenblick, als die Eisdecke unter dem Druck der Eisschollen nachgab, auf die Brücke schaute. Außer dem Getöse, welches diesem Ereignisse folgte, sah ich aber ganz deutlich, wie eine rippelnde Welle durch die Eisdecke lief. Sie fand erst an den Brückenpfeilern ihr Ende. Soweit ich es beurteilen konnte, war dies eher eine altmodische Brücke, die weder auf Bögen stand, noch an Ketten hing, was ihr eine viel weitere Spannweite gegeben hätte. So aber ruhte der Brückenkörper, der wie ein langer Eisenkäfig aussah, auf recht nahe beieinanderstehenden Pfeilern.

An beiden Brückenköpfen standen schon viele Menschen, denen sich mit der Zeit immer mehr Leute anschlossen. Auf der Brücke standen Soldaten in Gruppen, die, wie uns gesagt wurde, im Fall, daß es notwendig werden sollte, Sprengstoff auf das Eis zu werfen hatten.

Die nächste Eisbarriere, die sich zu bilden begann, lag gerade unter unserem Fenster und war vielleicht nur noch 200 Meter von der Brücke entfernt. Als sich mehr Eisschollen auf die Eisdecke schoben, hatte ich den Eindruck, daß die Brückenpfeiler tiefer in das Eis eingesunken wären. Ehe ich hierfür eine Erklärung finden konnte, wurde ich durch laute Explosionen abgelenkt. Die auf der Brücke stehenden Soldaten hatten begonnen, Kugeln von der Größe eines Fußballs auf die Eisdecke vor der Eissperre zu werfen, die beim Aufschlagen detonierten. Als ich wieder einen Blick auf die Brückenpfeiler warf, bestand kein Zweifel mehr, daß diese erheblich tiefer in die Eisdecke eingesunken waren. Der Wohnungsbesitzer erklärte dies damit, daß jetzt schon ebenso viele Eisschollen unter der Eis- wie auf der Eisdecke wären, was einen Einbruch der Eisdecke verhindern würde. Gleichzeitig hatte der Druck des aufgestauten Wassers die ganze Eismenge vor der Brücke angehoben, was das langsame Verschwinden der Pfeiler erklärte. Da wir von unserem Fenster auf die Brücke herunterschauten, konnte man die Höhe der Eissperre nur schlecht beurteilen, doch sah es so aus, als ob der Abstand zwischen dem Eis und dem Bahnkörper nicht all zu groß war. Daß bald etwas zu geschehen hatte, und zwar bevor das Eis

den eisernen Käfig erreichte, war jetzt wohl jedem Zuschauer klar geworden.

Jetzt wurde unsere Aufmerksamkeit auf die Tätigkeit unterhalb der Brücke gelenkt, wo Soldaten eine lange Reihe Kästen mit Sprengstoff gelegt hatten, die von einem Ufer zum anderen reichte. Sie waren dabei, diese Kästen mit Kabelleitungen zu verbinden. Der Zweck dieser Tätigkeit war, im richtigen Augenblick eine weite Spalte aus der Eisdecke herauszusprengen, um dadurch die Eisschollen, die sich unter der Eisdecke befanden, in Bewegung zu setzen. Das würde wiederum der Eissperre gestatten, diese einzudrücken. Worauf es hier ankam, war, die Sprengung zur richtigen Zeit vorzunehmen. War es zu früh, bestand die Gefahr, daß die herausgesprengte Spalte sich schließt, bevor die Eisschollen unter der Eisdecke in Bewegung kommen können. Wenn die Sprengung aber zu spät erfolgt, kann der Druck der Eissperre größer sein als der des Wassers, welches dann nicht mehr imstande war, das Eis unter der Eisdecke stromabwärts zu schieben. Mittlerweile hatten die Soldaten auf der Brücke ihr Bombardement eingestellt. Soweit wir es sehen konnten, hatte die Eissperre am anderen Ufer die ersten Brückenpfeiler schon erreicht. Nun öffneten sich überall Fenster, die auf die Richtung der zu sprengenden Eisdecke hinausgingen. Und als Soldaten auf beiden Seiten der Düna die Menschenmenge zurückzudrängen begannen, wußten wir, daß der letzte Akt dieses Schauspieles bald beginnen würde.

Als uns der Lärm der ersten Detonation vom anderen Ufer erreichte, dem dann in schneller Reihenfolge weitere folgten, war anfangs weiter nichts zu sehen, als in die Luft geschleuderte Eisschollen. Als aber die Sprengungen ungefähr die Mitte der Düna erreicht hatten, stieg aus der gesprengten Eisspalte eine Wasserwand zu einer Höhe, die die Häuserreihe am jenseitigen Ufer vollkommen verdeckte. Mit der letzten Explosion hatten wir für einige Augenblicke eine flüssige Wand vor uns, die sich über die ganze Breite der Düna erstreckte. Als sie sich gesenkt hatte, trat eine große Stille ein. Sie wurde nur in Abständen durch einen Ton wie zerspringendes Glas unterbrochen, der von der Eissperre zu uns heraufdrang. Die Eisschollen begannen nun langsam, als ob sie sich ihrer Niederlage schämen würden, ins Flußbett zurückzusinken. Bald waren es nur noch einige, die auf den

Granitpfeilern zurückgeblieben waren. Sie verdeutlichten die Gefahr, in der sich die Brücke befunden hatte. Auf unserem Heimweg konnten wir das Entstehen der nächsten Eissperre beobachten, die sich der gesprengten Eisspalte folgend, zu bilden begann.

Peter der Große wird abmontiert

Ein weiteres Ereignis während unseres Aufenthaltes in Riga, welches bei mir einen Eindruck hinterlassen hat, war die Abmontage des großen Reiterstandbilds Peters des Großen. Es stand auf einem hohen marmorverkleideten Sockel gegenüber der russischen Kathedrale, inmitten der sogenannten Promenade.



10. Das Denkmal Peters des Großen in Riga

In Kriegszeiten wurden wohl Glocken, eiserne Einzäunungen und dergleichen entfernt, um für Kriegszwecke eingeschmolzen zu werden. Das konnte aber kaum das Schicksal dieses Denkmals gewesen sein, da auf dessen Entfernung sehr viel Zeit und Sorgfalt verwendet wurden. Zunächst wurde ein Holzgerüst bis zur Höhe des Sockels errichtet. Auf dieses wurde dann aus starken Planken eine Art Kiste um das Denkmal herumgebaut. Zum Schluß waren nur der Kopf des Zaren sowie die

Ohren des Pferdes zu sehen. Erst dann wurde das ganze Denkmal mit einer Leinwand umgeben, wodurch den Zuschauern die Beobachtung des weiteren Fortschritts der Abmontage unmöglich gemacht wurde. Diese Camouflage wurde dahingehend gedeutet, daß der Bevölkerung die wenig würdevolle Abreise ihres Wohltäters erspart bleiben sollte.

Ein Schiff sollte Peter den Großen zu der Stadt bringen, die er gegründet hat. Nachdem das Denkmal wegen seiner Größe auf dem Oberdeck festgemacht worden war, kenterte das Schiff in dem Augenblick, als es das offene Meer erreichte. Sollte die UdSSR Peter den Großen, der jetzt einer ihrer Nationalhelden ist, nicht aus seinem nassen Grab gerettet haben, liegt sein Denkmal noch immer irgendwo auf dem Grund des Riga'schen Meerbusens.

Die Deutschen kommen

Ein paar Monate nach diesem Ereignis verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, die Deutschen hätten die Ostoffensive wieder aufgenommen. Daß etwas bevorstand, merkte man, weil Tag und Nacht Infanterieeinheiten, Feldartillerie und Kosaken durch die Stadt zogen, um über die Pontonbrücke das andere Ufer der Düna zu erreichen. Dieser Durchmarsch hinderte aber besonders die Kosaken nicht daran, in Geschäfte einzubrechen, in denen sie Waren sahen, die ihnen mitnehmenswert erschienen. Die Folge war, daß alle Geschäfte ihre Schaufenster ausräumten, die Rolläden herunterließen und ihre Türen verbarrikadierten. Dadurch kam die Lebensmittelversorgung der Stadt so gut wie zum Erliegen, was für uns jedoch erträglich war, da wir in unserem Garten Gemüse und sogar Hühner hatten, die uns mit Eiern versorgten.

Eines Tages kam unsere Köchin, die mit dem Lebensmitteleinkauf beauftragt worden war, mit einem großen Stück Elephantenfleisch zurück. Dem Zoologischen Garten waren die Futtermittel ausgegangen, sodaß sie begonnen hatten, ihre Insassen abzuschlachten. Soweit ich mich erinnere, war am Geschmack zwischen dem Elephantenfleisch und dem eines alten Ochsen kaum ein Unterschied festzustellen.

Zu jener Zeit wurden meine Mutter, mein Bruder und ich in das Arbeitszimmer meines Onkels gebeten. Als wir bei ihm waren,

verschloß er hinter uns die Tür. Auf seinem Schreibtisch lagen mehrere kleine Leinwandsäcke, deren Inhalt mein Onkel auf den Tisch schüttete und der aus Goldrubeln verschiedener Größen und Werten bestand. Mein Bruder und ich mußten sie ihren Größen nach sortieren. Meine Mutter nähte längliche Säckchen zusammen, in die dann die Münzen hineingesteckt wurden. Als wir mit dieser Arbeit fertig waren, sahen sie wie lange aber sehr dünne Würste aus. Diese wurden dann an die Gardinenstangen angebunden, die von schmalen Brettern, die mit demselben Stoff wie die Gardinen bezogen waren, verdeckt wurden. Während dieser Tätigkeit ließ ich von jeder Münzart ein Goldstück in meine Tasche verschwinden. Meiner Mutter war das nicht entgangen. Als all die Goldwürste hinter den Gardinenstangen verschwunden waren, nahm sie mich in ihr Zimmer und fragte mich, ob ich etwas in den Taschen hätte, was mir nicht gehörte. Als ich dies verneinte, hatte ich den Inhalt meiner Taschen auf den Tisch zu legen, wobei die Goldstücke zum Vorschein kamen. Das war vielleicht die größte, wenn auch noch lange nicht die letzte Enttäuschung, die ich meiner Mutter bereitet habe. Was mich zu diesem Diebstahl veranlaßte, ist mir jetzt noch unerklärlich, da ich zu der Zeit für diese Münzen keinerlei Verwendung hatte.

Bald nach dem bedauerlichen Vorfall konnten wir ganz deutlich Kanonendonner hören und bei Nacht im Westen das Aufblitzen dieser Kanonade beobachten. Wenn Riga selbst auch nicht beschossen wurde, so bedeutete diese Kanonade den Rückzug einer geschlagenen Armee, die es sich jetzt zur Aufgabe machte, Riga systematisch zu plündern. Daß wir selbst davon verschont blieben, lag wahrscheinlich nur daran, daß man unser Haus von der Straße aus nicht sehen konnte und das ganze Grundstück von einer recht hohen Mauer umgeben war.

Einige Tage darauf, als die Stadt besonders ruhig zu sein schien, hörten wir zwei aufeinanderfolgende, sehr starke Detonationen, die aus der Richtung der Eisenbahnbrücke kamen. Am Nachmittag desselben Tages (*3. September 1917; K.L.*) erschien ein Bekannter, der uns sagte, daß die Deutschen ohne Widerstand den Bahnhof besetzt hätten. Da der Bahnhof auf unserer Seite der Düna lag und die Russen anscheinend die Stadt ohne Widerstand zu leisten verlassen hatten, machten wir uns alle auf den Weg zum Bahnhof.

Unser Haus lag noch im sogenannten Villenviertel. Bereits in der nächsten Querstraße waren schon einige Geschäfte, die der Aufmerksamkeit der Plünderer nicht entgangen waren. Im Eckhaus befand sich ein Herrenkleidergeschäft, dessen Inhalt vollkommen ausgeräumt worden war. Das nächste Geschäft war ein Schuhladen, vor dem aber Jacken, Anzüge und Hosen lagen, die nur vom Geschäft an der Ecke stammen konnten. Derselbe Anblick bot sich paar Häuser weiter vor dem Wäschegeschäft, nur mit dem Unterschied, daß vor diesem Geschäft die Plünderer in der Hauptsache Männer-, Frauen- und Kinderschuhe fortgeworfen hatten, um sich mit möglichst viel Wäsche beladen zu können. Demnach entspringt das Plündern in den meisten Fällen nicht einer Notwendigkeit, sondern lediglich einer Habgier, um es dann wieder fortzuwerfen, wenn sich etwas Verlockenderes bietet.

Als wir uns dem Bahnhof näherten, überholten uns immer mehr Menschen, die anscheinend demselben Ziel zustrebten. Schon von einer gewissen Entfernung aus konnten wir sehen, daß auf dem großen Platz vor dem Bahnhof eine Menschenmenge wohl auf ein bestimmtes Ereignis wartete. Dabei stellten sich einige auf ihre Fußspitzen, andere wiederum nahmen ihre Kinder auf die Schulter. Da ich damals noch zu klein war, um über die Köpfe der Menge sehen zu können, zwängte ich mich in den Menschenhaufen, in der Annahme, daß weiter vorne eine Barrikade sein würde, hinter der wahrscheinlich deutsche Soldaten stehen. Schließlich wurde aber die Menge so dicht, daß ein Weiterkommen unmöglich wurde. Als ich daraufhin nach einem Ausweg suchte, wurde ich gegen jemanden gepreßt, den ich für einen Blumenhändler hielt. Aufschauend hatte dieser aber nicht nur Blumen hinter seinem Ledergürtel, sondern auch einen Blumenkranz um den Hals. Weiter oben war ein Gesicht, welches recht verlegen zu mir herunter lächelte. Als ich aber seinen Stahlhelm sah, wußte ich, daß ich vor einem deutschen Soldaten stand. An Waffen konnte ich nur ein Gewehr bei ihm entdecken, das er an einem Riemen über die Schulter trug. Jemand hatte sogar einige Blumen in den Lauf des Gewehres gesteckt. Das ließ in mir die Frage aufsteigen, was er wohl machen würde, wenn jetzt die Russen angreifen würden.



11. Die zerstörte Eisenbahnbrücke über die Düna

An dem Nachmittag war dies alles, was ich von der Deutschen Armee zu Gesicht bekam. Wie wir später hörten, waren die Deutschen weiter oberhalb auf ihrer eigenen Pontonbrücke über die Düna gekommen und auf diese Weise überraschend in Riga eingedrungen.

Bei ihrem Rückzug hatten die Russen die Pontonbrücke zerstört und die Eisenbahnbrücke an zwei Stellen gesprengt. Das hatte die Deutschen veranlaßt, ihre eigene Brücke zu bauen, um die im vollen Rückzug befindlichen Russen zu verfolgen. Daher waren nur wenige deutsche Soldaten in der Stadt geblieben.

Als wir eines Tages von unserem Spaziergang zurückkamen, lagen auf dem Tisch der Eingangshalle eine Militärmütze und ein Paar lederne Handschuhe, was auf einen Besuch hindeutete. Im Salon fanden wir meine Mutter, meinen Onkel und einen körperlich sehr großen Offizier mit einem Stück Glas in einem Auge. Das war das erste Monokel, das ich zu Gesicht bekommen habe. Der Offizier war Major v. B., der mit seiner Abteilung Pasewalker Kürassiere als Erster Amboten besetzt hatte. Erst viel später erfuhren wir, daß Major v. B. schon bei seinem dritten Besuch meine Mutter gefragt hatte, ob sie ihn heiraten wolle, was aber freundlichst abgelehnt wurde. Dieser Vorfall störte aber unsere Freundschaft mit Major v. B. nicht. Er besuchte uns noch mehrere Male in Riga, und später, als wir das Baltikum schon verlassen hatten, sahen wir ihn in Mecklenburg wieder. Dort hatte er eine Gutsbesitzerin geheiratet.

Wir kehren nach Amboten zurück

Noch fährt kein Zug

Jetzt stand uns nichts mehr im Weg, nach Amboten, und für meinen Onkel nach Asuppen, zurückzukehren. Dies hing aber von der Reparatur der Eisenbahnbrücke ab, an der Tag und Nacht gearbeitet wurde. Die Deutschen waren der Meinung, die Russen hätten die Brücke mit nur wenig Sachkenntnis gesprengt, da nur zwei Abschnitte des Bahnkörpers mit je einem Ende im Wasser hingen. Lediglich die im

Wasser befindlichen Teile waren zu heben und mit dem stehengebliebenen Bahnkörper zu verbinden.

Da wir ein besonderes Interesse an der Wiederherstellung der Brücke hatten, führte uns unser täglicher Spaziergang fast ausschließlich zu der Stelle an der Düna, von wo aus man den Fortschritt der Arbeiten beobachten konnte. Wenn wir geglaubt hatten, daß die weggesprengten Teile wie von selbst sich heben würden, hatten wir uns getäuscht. Viele Tage vergingen damit, Teile des Bahnkörpers mit Hilfe von Schweißapparaten wegzuschneiden. Besonders abends erzeugte das einen ununterbrochenen Goldregen, der sich ins Wasser ergoß.

Eines Tages erschienen zwei sehr große Stahlboote, von denen aus starke Eisenträger in das Flußbett gerammt wurden. Erst als diese Arbeit fertig war, begannen sich die beiden abgesprengten Teile mit der Hilfe von hydraulischen Pressen ganz langsam zu heben. Als es von unserem Beobachtungsposten, wo immer sehr viele Leute standen, so aussah, als ob die weggesprengten Teile in ihre endgültigen Positionen gebracht waren, glaubten wir, in ein paar Tagen abreisen zu können. Dem war aber nicht so, da es noch viele Tage dauerte, bis der erste Zug über die Brücke fuhr. Dieses waren aber alles Militärzüge, die Truppen und Munition an die Front brachten. Als dann endlich die Bahn für den Personenverkehr freigegeben wurde, waren unsere Befürchtung, noch einen Winter in Riga verbringen zu müßten, gegenstandslos geworden.

Kurz vor unserer Abreise erlebten wir noch eine Parade für den Kaiser (*am 7. September 1917; K.L.*), Hindenburg und Ludendorff. Die Truppen waren in einem großen Viereck auf der sogenannten Esplanade, die gleich hinter der russischen Kathedrale lag, angetreten. Dahinter standen pferdebespannte Feldkanonen. Mit der Erlaubnis eines Soldaten saß ich auf einem dieser Pferde, von wo aus ich alles sehr gut sehen konnte. Nachdem wir eine ganze Weile gewartet hatten, fuhr der Kaiser mit seinem Gefolge in drei Autos zur Mitte des Platzes. Dort stiegen sie aus und die Autos fuhren wieder fort. Soweit ich es sehen konnte, waren es nur der Kaiser, Hindenburg und Ludendorff, die mit feldgrauem Stoff bezogene Pickelhauben trugen. Sehr bald darauf begann der Vorbeimarsch der Truppen, der auf mich wegen der Präzision der Marschierenden einen erheblichen Eindruck machte.

Es geht los

Endlich kam der Tag, an dem wir per Bahn nach Amboten zurückkehren konnten. Obwohl wir in Riga immer in möblierten Wohnungen gewohnt hatten, hatte sich in den 2 ½ Jahren dennoch so manches angesammelt, was nicht mitgenommen werden konnte und bei Bekannten abgestellt werden mußte. Bei weitem das Wertvollste aber waren zwei Fässer mit Petroleum, das meine Mutter während der Jahre angesammelt hatte. Eines dieser Fässer war für Asuppen bestimmt, dessen elektrische Anlage aus Mangel an Ersatzteilen außer Betrieb war. Das andere war für Amboten bestimmt. Dort gab es überhaupt keine Elektrizität. Diese zwei Fässer wurden dem Hausmeister unserer letzten Wohnung in Riga anvertraut und wurden später mit Pferden abgeholt.

Die Bahnfahrt nach Amboten unterschied sich von den Reisen in früherer Zeit dadurch, daß die meisten Fensterscheiben in den Abteilen durch Bretter ersetzt worden waren, und daß in den gepolsterten Klassen fast alle Bezüge der Sitze fehlten. Wir hatten zwar soviel Proviant als möglich mitgenommen, aber es war doch nicht ausreichend. Da die Zeiten der Samoware im Zug der Vergangenheit angehörten und wir keine Thermosgefäße hatten, vermißten wir am meisten etwas Warmes, wie z. B. Tee oder eine heiße Suppe.

Während der Kriegsjahre hatten fast alle Haushalte in Riga eine sogenannte Kochkiste, die aus einem Kasten bestand, der mit Baumwolle und Schnitzeln von Zeitungspapier gepolstert war und ein oder zwei Vertiefungen hatte, in die die Kochtöpfe genau hineinpaßten. Wenn für den kommenden Tag z. B. eine Erbsensuppe mit Speck vorgesehen war, konnte man diese bereits vorher auf dem Herd aufkochen und dann gleich mit demselben Kochgefäß in eine der Vertiefungen der Kochkiste stellen, mit einer mehrfach gefalteten Wolldecke zudecken und mit dem Deckel verschließen. Dies ergab noch nach 24 Stunden eine ausreichend erwärmte Suppe, und man hatte dabei auch noch viel Heizmaterial gespart. Eine solche Kiste mitzunehmen, wäre schon allein wegen ihrer Größe nicht möglich gewesen.

Ein Nachbar von uns mit seiner Familie, der aus gleichen Gründen wie wir nach Riga gekommen war, fuhr jetzt mit uns zurück. Da er mehrere Güter besaß, aber selbst nicht an der Landwirtschaft interessiert war, hatte er ein oder zwei Verwalter, die er sich aus Deutschland kommen ließ. Nun waren seine Beamten einberufen worden und er hatte wenig Aussicht, während des Krieges aus Deutschland Ersatz zu bekommen. Als er uns über seine Schwierigkeiten erzählte, fragte ich ihn, warum er nicht einen unserer Landsleute anzustellen gedenke. Daraufhin meinte unser Nachbar, daß er dies zweimal versucht habe, aber er es nicht wiederholen würde einen Standesgenossen anzustellen. Jedes Mal, wenn er um Einsicht in die Wirtschaftsbücher gebeten habe, wurde dies als Ehrenbeleidigung angesehen, was zu Duellen führte. Er habe nicht die Absicht, sich von einem seiner eigenen Verwalter erschießen zu lassen.

Als wir nach einer Bahnfahrt, die sechs Stunden länger dauerte, als sonst üblich, unsere Station Wainoden erreichten, empfing uns der Verwalter, der uns während unserer letzten Tage in Asuppen besucht hatte, mit einer Kalesche (eine Kutsche, deren Verdeck heruntergeklappt werden kann) und nur zwei Pferden, die auch noch wie Ackergäule aussahen. Das war ein Zeichen dafür, daß drei Pferde "spitz" vor einen Landauer (altbewährte Art einer Kutsche) gespannt der Vergangenheit angehörten.

Als wir am späten Nachmittag in Amboten ankamen und das letzte Stück des Weges, wie üblich erklommen hatten, begrüßten wir nach langer Abwesenheit herzlichst unser altes Heim. Anscheinend ist es auf unerklärlicher Weise nur dem Menschen vorbehalten, leblosen Gegenständen Zuneigung entgegenzubringen, wobei er im Stillen auch noch auf eine Erwiderung hofft.

Alles machte einen etwas schäbigen Eindruck. Die Tapeten hatten sich an manchen Stellen von der Wand gelöst und das Parkett hatte nicht mehr denselben Glanz wie früher. Aber es waren dieselben Möbel, Bilder und sonstigen Gegenstände, die wir an ihren alten Plätzen wiederfanden. Von den Dienstboten begrüßte uns die alte Köchin, die immer noch ihre Warze mit dem sich hervorkräuselnden Haar am Kinn

hatte. Vergeblich hatte ich meine Mutter gebeten, sie zu entfernen. Dann war da noch die Küchenmagd, die den Unfall mit dem zu räuchernden Schinken gehabt hatte. Sie war trotz ihres sehr entstellten Gesichtes die Frau unseres Gärtners geworden. Wer uns nicht begrüßte, waren unsere Hunde. "Cäsar" wurde von einem Russen, den er angefallen hatte, erschossen. "Rolf" hatte ein deutscher Soldat mitgenommen und "Fitz" war verschwunden.

Die erste Entscheidung meiner Mutter war, mehr als die Hälfte des Hauses nicht zu benutzen. Das erforderte die Verlegung der Schlaf- und Wohnzimmer. Es ermöglichte uns aber, mit den zwei Dienstboten auszukommen. Da die Beleuchtung bei weitem unser größtes Problem war, wurde einige Tage nach unserer Ankunft ein Pferdewagen nach Riga geschickt, um das Faß Petroleum abzuholen. Mit dessen Rückkehr wurde in 3 bis 4 Wochen gerechnet.

Amboten war glücklicherweise von einer Plünderung verschont geblieben. Jetzt hatte die deutsche Verwaltung aber derart strenge Ablieferungsbestimmungen erlassen, daß wir oft nicht genügend Butter oder Eier für uns selbst hatten. Was sich ein Bauer mit seiner Frau leisten konnte, war einem Gutsbesitzer, der mit Angestellten zu arbeiten hatte, nicht möglich. Solange sich unsere Fischteiche nicht mit Eis überzogen, hatten wir noch Fische, deren Bestand aber durch das Fischen mit Handgranaten stark abgenommen hatte.

Probleme mit der Beleuchtung

Als wir nach zwei oder drei Wochen gerade begonnen hatten uns einzuleben, rief uns unser Onkel aus Asuppen an. Er teilte uns mit, daß die Pferde, die er nach Riga geschickt hatte, um das Petroleum abzuholen, mit einem Faß voll mit Wasser zurückgekehrt seien. Wenn man bedenkt, daß die Winter im Baltikum sehr lange Nächte und dementsprechend kurze Tage haben, kann man sich vorstellen, daß diese Nachricht eine gewisse Bestürzung bei uns hervorrief. Nach einer Besprechung mit unserem Verwalter wurde beschlossen, die Ankunft unseres vermeintlichen Petroleums nicht abzuwarten, sondern mit dem Graben nach Dachsen sofort zu beginnen, deren Fett seiner Ansicht nach sehr gut als Brennmaterial für Beleuchtung verwendet werden

kann. Da diese unterirdischen Tiere kurz vor ihrem Winterschlaf sehr viel Fett ansetzen, mußte mit dem Graben sofort begonnen werden. Starker Frost, der bald erwartet werden konnte, würde diese Arbeit unmöglich machen. Erfolgreiches Dachsgraben hängt von zwei für diese Arbeit trainierten Dachshunden ab. Die hatten wir aber nicht. Von wem unser Verwalter zwei dieser Hunde erhielt, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls wurde mit dem Graben begonnen, bevor das Faß, welches angeblich Petroleum enthalten sollte, eingetroffen war.

Dachsgraben besteht darin, zuerst einen "befahrenen" Dachsbau zu finden. Das ist ein Bau, dessen Eingänge alle Zeichen aufweisen, daß dieser bewohnt ist. Ein alter Dachsbau hat sehr viele Ein- und Ausgänge und im Winter meistens nur einen Bewohner. Wenn die Anwesenheit eines Dachses, der nur bei Nacht seinen Bau verläßt, mehr als wahrscheinlich ist, wird ein Hund in den Dachsbau hineingelassen. Wenn dieser dann zu bellen beginnt, ist es ein Zeichen, daß er einen Dachs gefunden hat. Jetzt wird der zweite Hund an eine andere Öffnung angesetzt, in der Hoffnung, daß dieser dem Dachs den Rückzug verlegt. Wenn dann das Bellen unverändert nur von einer Stelle zu hören ist, weiß der Jäger, der ein Ohr auf den Boden drückt, daß der Dachs sich zwischen den beiden Hunden befindet. Dann kann mit dem Graben begonnen werden. Wenn alles gut geht, d. h. die Hunde den Dachs "gehalten" haben, stoßen die Grabenden sehr schnell auf den Dachs, der dann mit einem Schuß zur Strecke gebracht wird. Ein ausgewachsener Dachs kann kurz vor seinem Winterschlaf bis zur Hälfte seines Gewichts Fett angesetzt haben. Wegen der Ermüdung der Hunde und wegen der kurzen Tage kann selten mehr als ein Dachs per Tag erlegt werden. Auch kommt es vor, daß ein Hund vom Dachs so schwer verletzt wird, daß er seine Angriffslust verliert oder es gelingt dem Dachs, seinen Verfolgern zu entgehen. Das hat dann ein zweites oder sogar ein drittes Graben zur Folge. Unverzeihlich ist es, einen Dachshund mit einem Halsband in einen Dachsbau hineinzulassen, mit dem er an einer Wurzel hängen bleiben kann. Zeigt er dies nicht durch Bellen an, führt es fast immer zum Verlust des Hundes.

Nachdem unser Verwalter auf diese Weise zehn oder mehr Dachse zur Strecke gebracht hatte, erschien unser Wagen, den wir nach Riga geschickt hatten. Das Faß, dessen Inhalt jetzt in Zweifel stand, wurde in

einem Raum neben der Küche untergebracht. Um uns nicht einer eventuellen Schadenfreude der Angestellten auszusetzen, bohrte der Verwalter bei Nacht ein kleines Loch in das Holzfaß. Von dort zapfte er dann eine Teetasse voll von der darin befindlichen Flüssigkeit ab. In diese wurde dann ein brennendes Streichholz geworfen, das sofort mit einem zischenden Laut verlöschte. Demnach hatten wir tatsächlich mit zwei Pferden und zwei Männern, die einen Monat durch ganz Kurland unterwegs gewesen waren, ein Faß mit Wasser aus Riga bis nach Amboten transportiert.

Auch wenn wir jetzt eine erhebliche Menge von Dachsfett hatten, war dies kaum ein Ersatz für Petroleum. Alles, was man von einem mit Dachsfett genährten Licht erwarten kann, ist eine kleine, übel riechende Flamme. Der Docht schwamm durch einen mit einem dünnen Metall überzogenen Korken auf dem flüssigen Fett. Dies mußte tagsüber auf dem warmen Herd stehen, da das Fett sonst hart geworden wäre. Wenn diese kleinen Lichter in einem alten Haus wie Amboten von einem gewissen Nutzen waren, lag dieser darin, daß viele Zimmer Fußböden verschiedener Höhe hatten und diese kleinen Glühwürmer eine Warnung waren, nicht zu stolpern. Eine zusätzliche Beleuchtung war ein dünnes und trockenes Stück Holz von der sehr harzreichen nordischen Tanne, ein sogenannter Kienspan. Dieser wurde mit einem Streichholz angezündet und brannte dann wie eine kleine Fackel. Ich sehe heute noch unsere Magd mit einer solchen Fackel im Mund, den Eßtisch für die Abendmahlzeit decken.

Mit den soeben beschriebenen Maßnahmen war unser Beleuchtungs-dilemma bei weitem nicht gelöst. Eines Tages konnte ich eine bedeutende Verbesserung in dieser für uns so wichtigen Angelegenheit erzielen. Auf einem meiner Ausflüge in den Garten besuchte ich auch unsere Bienen, deren Behausungen schon in Stroh eingepackt waren, in der Hoffnung, daß die meisten von ihnen bei der Kälte den Winter überleben würden. Nun, wo Bienen sind, gibt es auch Wachs, aus denen Kerzen hergestellt werden können. Da unser Gärtner gleichzeitig auch Imker war, ging ich zum Treibhaus, wo er während des Winters meistens zu finden war. Auf meine Frage, ob er Wachs hätte, zeigte er auf mehrere Schachteln, in denen er allen Wachs seit Anfang des Krieges aufgehoben hatte.

Ohne meiner Mutter etwas von meiner Entdeckung zu erzählen, machte ich mich mit Hilfe des Gärtners sofort an die Herstellung von Kerzen. Nach einigem Suchen fanden wir ein Messingrohr von einer Gardinenstange, das ungefähr dem Durchmesser einer gewöhnlichen Kerze entsprach. Von diesem wurde eine geeignete Länge abgeschnitten. Die Enden konnten mit Korken verschlossen werden, die je ein kleines Loch in der Mitte hatten. Dem Nähkorb meiner Mutter entnahm ich eine Rolle Wollfaden, der mir als Docht geeignet zu sein schien. Eine der zugeschnittenen Messingröhren wurde dann mit Hilfe eines kleinen Schraubstocks aufrecht an einer Tischkante festgehalten. Dann wurde der Faden durch den unteren Korken und das Rohr gezogen, dessen Ende einen Knoten hatte. Mit Hilfe eines kleinen Trichters wurde dann das Rohr mit flüssigem Wachs gefüllt und mit dem zweiten Korken, durch den der Faden lief, verschlossen. Durch ein Anziehen des Fadens wurde sichergestellt, daß der Docht durch das Zentrum der Kerze lief. Dem folgte ein Bad in kaltem Wasser, bis der Wachs hart geworden war. Anschließend wurde der Knoten am unteren Ende der Kerze abgeschnitten und für einen Augenblick die Messinghülse in heißes Wasser gesteckt, um das Herausziehen der Kerze zu erleichtern. Wenn wir zu Anfang auch keine sehr guten Resultate erzielten, konnten wir doch bald bis zu zehn Kerzen auf einmal gießen, die meiner Ansicht nach besser waren, als alle Kerzen die ich bisher gesehen hatte.

Da meine Mutter immer mißtrauisch wurde, wenn ich ohne glaubwürdige Gründe für längere Zeit verschwand, mußten der Gärtner und ich uns beeilen, um meine Mutter mit annehmbaren Kerzen zu überraschen. Als ich ihr dann eine Schachtel mit den ersten gelungenen Kerzen überreichte, war das Erstaunen ihrerseits groß, da ich offensichtlich mein Verschwinden nicht mit irgendwelchen Dummheiten verbracht hatte. Der Wachsvorrat des Gärtners war ausreichend, um uns den ganzen Winter mit guten Kerzen versorgen zu können.

Auch Zucker war kaum zu erhalten. Diese Lücke wurde, wo immer möglich, mit Honig ersetzt. Da Bienen im baltischen Klima keine nennenswerte Menge Honig erzeugten, wurde dies zum Teil durch die Anzahl von Bienenstöcken ausgeglichen. Der Honig wurde in Tonkrügen mit festem Deckel aufbewahrt. Daher waren wir nicht wenig erstaunt, als eines Tages eine große tote Ratte am Boden einer dieser Behälter gefunden wurde. Da dies Ereignis nicht mehr zu ändern war, blieb Stillschweigen darüber die beste Lösung.

Die Freiheit, die mein Bruder und ich in den ersten Monaten nach unserer Rückkehr aus Riga genossen hatten, kam zu einem plötzlichen Ende. Unsere Mutter kündigte uns die bevorstehende Ankunft eines Studenten an, der unser Lehrer werden sollte. Als ob dies nicht genug gewesen wäre, erschien bald danach unsere alte französische Lehrerin M'selle Toutin sozusagen aus dem Nichts. Sie kam wahrscheinlich von irgendwelchen anderen Hahns, die ihre Dienste nicht mehr benötigten, um unsere Kenntnisse in der französischen Sprache aufzufrischen.

Ich glaube, daß unsere damalige wirtschaftliche Lage als recht schwierig angesehen werden konnte, worin wir aber nicht die Einzigen waren. Zunächst waren es im Jahre 1914 die Russen, die bei ihrem Rückzug Kurland seines Viehbestands beraubt hatten. Und dann waren es die Deutschen, die alle Tätigkeiten in der Landwirtschaft durch drastische Pferderequisitionen praktisch zum Erliegen brachten. Diese Situation konnte sich nur durch die Beendigung des Krieges ändern. Daher wurde der zwischen Deutschland und Rußland abgeschlossene Separatfrieden von Brest-Litowsk im März 1918 besonders von den Balten begrüßt. Dabei konnten wir allerdings noch nicht wissen, daß es gerade dieser Separatfrieden war, der das Ende des Baltikums, wie wir es gekannt hatten, einleiten würde.

Erlebnisse, denen unmittelbar eine Katastrophe folgt, werden nur zu oft durch eine rosige Brille betrachtet. Besonders dann, wenn diese Erlebnisse über 50 Jahre zurückliegen und einem nur das Gedächtnis hilft, diese aufzuzeichnen. Mit dieser Einschränkung glaube ich sagen zu können, daß die ersten neun Monate des Jahres 1918 die schönsten

waren, die ich im Baltikum verbracht habe, bis wir Amboten Ende September endgültig verlassen mußten. Wenn es doch einen kleinen Schatten während der Zeit gegeben hat, so lag dies daran, daß mein Bruder im Sommer nach Doberan auf die Baltenschule geschickt wurde. Hierdurch wurde unseren beiden Lehrkräften die Gelegenheit gegeben, mir ihre ungeteilte Aufmerksamkeit zu schenken.

Meine freie Zeit verbrachte ich zumeist mit einer Angel in einem Boot auf unseren Teichen, um unserer recht eintönigen Kost etwas Abwechselung zu verschaffen. Mein neuester Freund zu der Zeit war unser Schmied, der mir zu verstehen gab, daß es bessere Methoden gibt, Fische zu fangen, als mit Angel und Haken. Alles, was nötig wäre, sei eine acht- bis zehnzackige Harpune mit Widerhaken und mit einem Stiel, sowie vorne im Boot eine Stange, die einen Feuerrost über dem Wasser halten kann. Nachdem ein Holzfeuer auf dem Rost gut brennt, müsse man das Boot mit einer langen Stange geräuschlos und nicht zu weit vom Ufer entlangschieben. Das Feuer würde die Fische anlocken, die dann leicht mit der Harpune gestochen werden könnten. Als der Feuerrost und die Harpunen fertig waren, hatte ich meine Mutter von der Nützlichkeit, auf diese Weise Fische zu fangen, zu überzeugen. Da mein Bruder zu der Zeit noch bei uns war und eher eine Erlaubnis für dieses Unternehmen erhalten würde, überredete ich ihn, mit meiner Mutter zu sprechen. Tatsächlich erhielt er dann auch die Genehmigung. Daß wir in der ersten Nacht keinen besonderen Erfolg mit den Harpunen hatten, lag in der Hauptsache an uns selbst. Wir hatten nicht genug Rücksicht darauf genommen, daß Lichtstrahlen, wenn sie auf das Wasser fallen, unter der Oberfläche ihren Leuchtwinkel ändern. Das führte besonders bei tiefer stehenden Fischen oft zu Fehlstößen. Mit weiteren Versuchen, an denen dann auch unser Lehrer mit Begeisterung teilnahm, konnten wir den Skeptikern beweisen, daß mit der Harpune bedeutende Erfolge zu erzielen waren. Wir fingen oft genug Fische, um sie gegen andere Notwendigkeiten wie Eier und Butter einzutauschen.
Eine weitere und sehr beliebte Unterhaltung war, mit unserem Nachbarn, Baron Harry v. Bagge af Boo und seiner Familie Krebse zu fangen. Diese Expeditionen wurden gemeinsam unternommen weil der Abbus-Bach mit den meisten Krebsen gleichzeitig die Grenze zwischen



12. Baron Harry v. Bagge af Boo (1886-1953), letzter Herr auf Diensdorff



13. Diensdorff, Parkseite um 1900

den beiden Gütern Diensdorff und Amboten war. Am einfachsten war es, mit einem angezündeten Stück Tannenholz, welches als Fackel diente, barfuß und langsam mitten im Bachbett nach Krebsen Ausschau zu halten. Hatte man einen im Auge, so konnte man ihn meistens mit Zeigefinger und Daumen fangen. Dies waren aber meistens nur die kleinen Krebse, da die Großen viel zu vorsichtig waren, um sich auf diese Weise fangen zu lassen. Bedeutend erfolgversprechender war es, mit Fröschen die Krebse zu ködern. Um aber wirklich Erfolg zu haben, mußte dem Frosch die Haut abgezogen werden. Da ich anscheinend der Einzige war, der keine Gewissensbisse hatte, diese Arbeit zu übernehmen, war ich es immer, der die größten Krebse fing. Meine Mutter hätte mir beinah diese Praxis verboten, da sie glaubte, daß ich den lebenden Fröschen die Haut abzog. Nun ist es keinesfalls leicht zu wissen, wann ein Frosch wirklich tot ist, da dieser auch ohne Kopf für längere Zeit seine Füße bewegen kann. Und es ist gerade diese Bewegung, die meiner Ansicht nach die größten Krebse anlockt. Daher war es unvermeidlich, die Frösche an Ort und Stelle zu exekutieren. Wenn wir uns mit dem Nachbarn über den Abend, an dem gekrebst werden sollte, geeinigt hatten, war es die Aufgabe des Gärtners am Morgen desselben Tages Frösche zu fangen. Die wurden dann in einer mit Moos ausgelegten Kiste aufbewahrt. Um die empfindsamen Gefühle der Anwesenden zu schonen, machte ich etwas abseits von unserem Treffpunkt ein kleines Feuer, ergriff einen Frosch, schlug ihm mit einem Stein so hart auf den Kopf, daß man damit auch einen Ochsen hätte betäuben können. Dann schlitzte ich ihn auf und zog ihm die Haut ab, die aber vom Kopf und Beinen nicht entfernt wurde. Dann band ich den Frosch um seine Mitte, was ihm die größte Bewegungsfreiheit seiner Beine gab, auf ein Netz, welches über eine rundgebogene Weidenrute gespannt war. Dieser Ring hing an vier Schnüren am Ende einer Stange. Mit dieser versenkte ich dann den Frosch an einer Stelle des Baches, von der ich wußte, daß die Anderen dort nicht herumtrampeln würden. Wenn ich in Übung war, dauerte die ganze Prozedur nicht länger als fünf Minuten. Diese Zeit genügte mir, um sechs Köder für eine halbe Stunde auszulegen. Dann mußte ich den ersten Frosch heben, um nicht Gefahr zu laufen, daß ein großer Krebs mit meinem Köder verschwindet. Da der Krebs an seinem Frosch festhält, bis es für ihn zu spät ist, hatte ich in einer Stunde bis zu zehn Krebse, die sich sehen lassen konnten. Sie wurden nur zu gerne von

denen verspeist, die mich im Stillen für ein gefühlloses Wesen hielten. Aber es gab noch eine weitere Möglichkeit um Krebse zu fangen, die aber nur am Tag erfolgversprechend war. Diese bestand darin, sich am Ufer des Baches auf den Bauch zu legen und die unter dem Wasser befindliche Böschung nach Löchern abzutasten, in denen zumeist die größeren Krebse den Tag verbringen. Wenn man an ein Loch kam, in welches die Hand nur mit Schwierigkeit hineinging, wußte man, daß, wenn ein Krebs überhaupt drinnen steckte, dieser nicht sehr groß sein konnte. Ertastete man aber eine Öffnung, in welche die Hand leicht hineingesteckt werden konnte, überkam einem ein kribbeliges Gefühl am Rücken. Es war die Erwartung, ob es sich nur um ein leeres Loch handelt, oder ob eine Krebszange sich um einen der Finger schließen würde. Bei Letzterem hatte man schnell zu handeln und eines dieser runden Netze vor die Öffnung zu halten, sowie gleichzeitig die Hand, dessen Finger vom Krebs gehalten wurde, mit einem Ruck herauszuziehen. Wenn dieses Manöver mißlang, so war es zumeist zwecklos, nach diesem Krebs weiter zu suchen. Was machte es schon viel aus, wenn man mit ein paar blutigen Fingern aber schönen großen Krebsen nach Hause kam. Zwischendurch sammelten wir Eimer um Eimer voll wilder Himbeeren im Wald, die in meiner Erinnerung die Größe von Fingerhüten hatten.

Dies war mein Kinderparadies, in dem nur meine Lehrer eine leidige Unvermeidlichkeit waren.

Umzug nach Libau

Im Friedensvertrag von Brest-Litowsk (3. März 1918) wurden die Ostseeprovinzen Deutschland zugesprochen. Das erlaubte der deutschen Heeresleitung, große Teile ihrer Ostarmee zum westlichen Kriegsschauplatz zu verlegen.

Nach der Machtergreifung durch die Bolschewiken begann bald das Ringen mit den von allen Seiten auf sie eindringenden Weißrussen. Im Baltikum standen den neuen Machthabern Rußlands nur schwache deutsche Einheiten gegenüber. Diese gerieten nach der Niederlage im Westen zunehmend unter den Einfluß der deutschen revolutionären

Soldatenräte. Dies hätte leicht zu einer Zusammenarbeit mit den Bolschewiken führen können. Eine Entwicklung, die der Politik Englands und Frankreichs zuwiderlief. Sie sahen darin die Gefahr einer Bolschewisierung Deutschlands.

Diese Besorgnis beeinflußte die Alliierten die nationalistischen Bestrebungen der Finnen, Esten, Letten und Litauer zu unterstützen. Das führte zur Gründung einer Kette von Kleinstaaten, die dann nach einer zwanzigjährigen Selbständigkeit, bis auf einen Teil Finnlands, im Machtbereich der UdSSR verschwanden.

Vor diesem Hintergrund begann der Einmarsch der Bolschewiken in die Baltischen Provinzen, der zu Anfang so gut wie auf keinen Widerstand stieß. Das hätte zur Besetzung des ganzen Landes geführt, wenn es nicht unter der Initiative der Balten gelungen wäre, im letzten Augenblick diesen Überfall aufzuhalten.

Für meine Mutter war es der Anlaß, um mit mir Amboten zu verlassen und nach Libau zu ziehen, wo wir uns wie in Riga mit meinem Onkel Paul Hahn-Asuppen ein Haus teilten. Wir blieben dort, bis die Stadt zunehmend Mittelpunkt für an die Front gehenden oder von dort zurückkehrenden Balten wurde. Meine Mutter mietete eine Wohnung, die wir bis zu unserer endgültigen Übersiedlung nach Deutschland behielten. Mein Bruder war damals schon nach Doberan in Mecklenburg gegangen und besuchte die Baltenschule, wie sie später genannt wurde.

Wenn ich mit 13 Jahren auch nicht aktiv an der Verteidigung der Heimat teilnehmen konnte, glaube ich doch, mir damals schon im Klaren gewesen zu sein, daß es jetzt um die seit 700 Jahren bestehende Existenz der Balten ging. Über die enormen Schwierigkeiten, unter diesen Umständen so etwas wie eine organisierte Front gegen die Bolschewiken aufzustellen, bin ich mir allerdings erst viel später bewußt geworden.

Ein großer Teil der lettischen Arbeiter, besonders in den Städten, standen im Einvernehmen mit den Aggressoren, zu denen viele lettische bolschewisierte Schützenregimenter gehörten. Gleichzeitig war

der Baltenraum auch das Durchmarschgebiet der in Deutschland entlassenen russischen Kriegsgefangenen, die sich je nach ihrer Einstellung, den Bolschewiken anschlossen oder weißrussische Einheiten bildeten.

Aufgrund des Versailler Friedensvertrages hätten alle deutschen Truppen die ehemaligen russischen Gebiete verlassen müssen. Dies verzögerte sich jedoch, weil die Alliierten glaubten, diese Einheiten seien die Einzigen, die zwischen den Sowjets und den deutschen Soldatenräten stünden. Es waren aber, wie schon gesagt, nur Soldaten ohne Kampfwert, die oft mit den Bolschewiken in Verhandlungen traten, um eine Stellung unbehelligt räumen zu können.

Auf politischem Gebiet war die Lage ebenso verwirrt. Die Balten bevorzugten mit den gemäßigten Letten und Esten eine gesamtbaltische Staatsform unter dem Schutz von Schweden oder England, wohingegen die radikalen Elemente getrennte Nationalstaaten anstrebten. Erschwert wurden die Bemühungen der Gemäßigten dadurch, daß die Alliierten und Deutschland die neuen Republiken Lettland und Estland bereits vorzeitig vor ihrer Grenzfestlegung anerkannten.

Trotz dieses chaotischen Zustands gelang es der baltischen Initiative im Oktober 1918 die in Riga ansässigen Vertreter der deutschen, lettischen, estnischen, russischen, polnischen, litauischen und jüdischen Nationalitäten für eine Schutztruppe zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Verteidigung der Stadt zu einigen. Entscheidend hierbei war die Annahme des baltischen Vorschlages, daß die Führung dieser Freiwilligen der Nationalität zufallen sollte, die die meisten Freiwilligen aufweisen würde. Dies Abkommen war schon deswegen nötig, um die Unterstützung der im Baltikum verbliebenen Organe der deutschen Heeresführung zu gewinnen. Sie waren nämlich die Einzigen, die besonders in Riga über große Arsenale verfügten. Und diese wären den Balten alleine verweigert worden.

Die Baltische Landeswehr

Auf gleicher Grundlage wie die Schutztruppe in Riga und wiederum auf Anregung der Balten, wurde im Herbst 1918 die Aufstellung einer Landeswehr beschlossen. Mit der Einwilligung des deutschen Oberkommandos durfte sie Einheiten aller Nationalitäten aufstellen, die dann unter einem gemeinsamen Oberkommando stehen sollten.

Hier müssen jetzt zwei Namen genannt werden, die sich gleich zu Anfang bei der Organisierung der Landeswehr besondere Verdienste erworben haben. Dies waren der ehemalige zaristische Generalmajor Baron Leon Freytag-Loringhoven (1870-1935), der zum Chef der deutschen Kompanien gewählt wurde und der Oberstleutnant Baron Heinrich Manteuffel-Szoege (1893-1946) aus Kapsehden, der vom deutschen Oberkommando damit betraut wurde, alles Erforderliche für die Aufstellung der Landeswehr zu erledigen. Bald danach trat Baron Manteuffel als Generalstabsoffizier in den Oberstab der Baltischen Landeswehr ein.

Mit an Rücksichtslosigkeit grenzenden Methoden wurden Freiwillige angeworben. In den Städten besuchten Kinder und Greise systematisch Häuser, um jeden Kampffähigen von 18 bis 35 Jahren aufzufordern, sich bei der Landeswehr zu melden. Die deutschsprachigen Zeitungen prangerten jene mit Namen an, die sich dem Dienst zu entziehen versuchten. So bestand die Landeswehr im Januar 1919 bereits aus 1.200 Balten und sog. Reichsdeutschen, 400 Letten und 70 Russen. Demnach hatten die Balten, die nur sieben Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachten, drei Mal soviel Verteidiger der Heimat gestellt als das übrige lettische Staatsvolk. Die Zahl der Balten wäre bedeutend höher gewesen, wenn nicht so viele nach dem Zusammenbruch des Zarenreiches in die Deutsche Armee eingetreten wären und diese rechtzeitig entlassen worden wären.

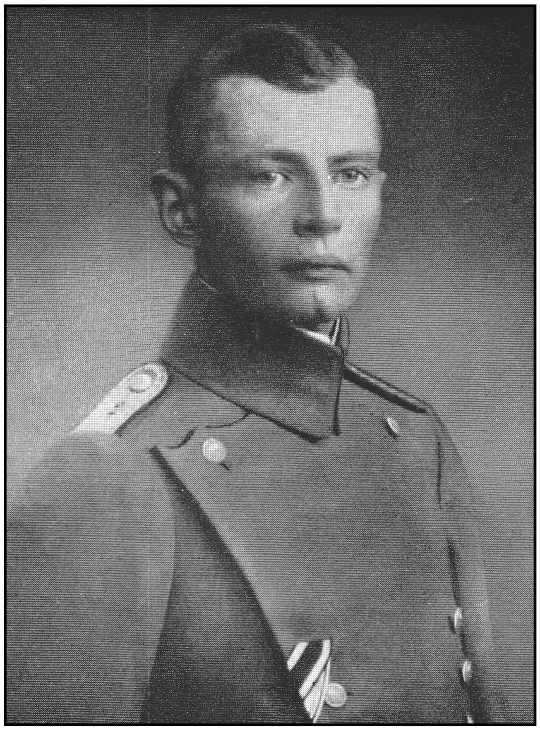
Einige Angaben mögen genügen, um die individualistische Einstellung der Balten aufzuzeigen, die sich freiwillig um ihre Führer scharten, um dann erst später in größere Einheiten zusammengefaßt zu werden.

Da es sich hier um persönliche Erinnerungen handelt, werde ich nur einige Personen nennen, die zur Zeit der Gründung der Landeswehr eine Rolle gespielt haben, soweit sie mit meiner Familie entweder verwandt waren oder deren Namen ich mich aus der Libauer Zeit noch erinnere:

Die Kompanie des ehemaligen zaristischen Oberstleutnants Baron Georg Kleist (* Susten 3. 6. 1877; mein zukünftiger Stiefvater) bestand aus 99 Freiwilligen. Die Kavallerie-Abteilung des ehemaligen zaristischen Rittmeisters Baron Carl Hahn auf Linden (* 16. 9. 1889, †(⚔) 1942) begann mit 20 Reitern. Der ehemalige zaristische Oberstleutnant Baron Walter Drachenfels (* 1881, † 1960) und Baron Wilhelm Engelhardt auf Schönheyden, Livland (* 1862, † 1921) hatten ohne militärische Ausbildung je eine Kavallerie-Abteilung. Die größte Einheit mit 600 Freiwilligen war der Stoßtrupp unter dem Befehl des Reichsdeutschen Leutnants d. R. Walter Bohm (*von 17.11.1918 bis 6.1.1919; K.L.*). Ohne eine durchlaufende Frontlinie kam den berittenen Einheiten eine besondere Bedeutung zu, da sie die Einzigen waren, die die Verbindung mit den einzelnen Truppenteilen bis zum Ende der Kampagne aufrechterhielten.

Daß beim deutschen Oberkommando das Verständnis für eine Erweiterung der Landeswehr zunahm, lag an der sich schnell verschlimmernden politischen und militärischen Lage und der Erkenntnis von der Unzuverlässigkeit der deutschen Truppen und großer Teile der lettischen und estnischen Bevölkerung. Deshalb war es zunächst das Wichtigste, die Entlassung der Balten aus der Deutschen Armee durchzusetzen und deutsche Freiwillige anzuwerben. Dies war eine Tätigkeit, um die sich der baltische Rechtsanwalt Adalbert Volk besondere Verdienste erwarb. Wegen der Soldatenräte mußte er seinen Arbeitsplatz ständig verlegen.

Diese Maßnahmen erhöhten die Zahl der Waffenfähigen, die bereit waren, gegen die Bolschewiken zu kämpfen, auf 2.000 Mann. Diesen standen, als sie im November 1918 zum Angriff ansetzten, 15.000 bis 20.000 starke Sowjettruppen gegenüber.



14. Baron Hans v. Manteuffel gen. Szoege (1894-1919) a.d.H. Kapsehden



15. Baron Carl v. Hahn (1889-1942) auf Linden-Birsgahlen



16. Baron Georg v. Kleist (1877-1946), Kais. russ. Oberstleutnant

Unter den geschilderten Verhältnissen war ein schnelles Vordringen der Bolschewiken nicht aufzuhalten. Sie wurden Anfang Januar 1919 in Riga von nahezu 40.000 lettischen Arbeitern begrüßt. Unter der baltischen Bevölkerung, die durch Flüchtlinge stark angeschwollen war, richteten sie ein Blutbad an.

Unser Informationszentrum in Libau war der Baltenclub, der aus mir unerklärlichen Gründen „die Muße“ genannt wurde. Dort mußte ich mich auf Wunsch meiner Mutter alle paar Tage zeigen. Es wurden aber tägliche Besuche, als die Schreckensnachrichten aus Riga zunahmen.

Die zu der Zeit in Riga befindlichen Balten wurden auf 50.000 geschätzt. Von denen entkamen 20.000 auf zwei deutschen Schiffen. Eine unbekannte Anzahl fand auf englischen Marineeinheiten, die sich dort als unbeteiligte Beobachter befanden, Zuflucht. Die Listen der Entkommenen, die ständig erneuert wurden, wollten viele Tage nicht abnehmen. Für die Menge, die davor stand und Bekannte aufzufinden hoffte, war es geradezu eine Heimsuchung.

Wenn sich die Diskussionen bisher zumeist mit der politischen Lage befaßt hatten, drehte sich jetzt das Gespräch ausschließlich um die Möglichkeiten, die in Riga verbliebenen Balten zu retten. Für deren Schicksal wurden deutsche Einheiten beschuldigt. Aber viel Tadelndes war auch über das Verhalten der Engländer zu hören.

Wenn auch bald weitere Schreckensnachrichten aus Mitau und anderen Teilen Kurlands einliefen, blieb Riga im Bewußtsein der Balten weiterhin Brennpunkt ihres mitfühlenden Interesses.

Wie ernst die Lage von der verantwortlichen militärischen Leitung nach dem Fall von Riga beurteilt wurde, ist daraus zu ersehen, daß den deutschen und baltischen Freiwilligen anheimgestellt wurde, in den Westen, womit Deutschland gemeint war, abzurücken bzw. aus der Landeswehr auszuscheiden. Von dem Angebot wurde jedoch kein Gebrauch gemacht. Das ist unzweifelhaft als die "feinste Stunde" der Freiwilligen anzusehen. Diese Entscheidung mag sehr wohl durch das

Erscheinen einer Persönlichkeit beeinflußt worden sein, die jetzt auf der baltischen Szene erschien. Der bayerische Leutnant Baron Hans v. Manteuffel gen. Szoege a.d.H. Katzdangen (* 1894, ⚔ Riga 1919), der, wie so mancher Balte nach dem Zusammenbruch des zaristischen Rußlands, in die Deutsche Armee eingetreten war, übernahm nachdem Mitau geräumt werden mußte, am 6. Januar 1919 die Führung der Stoßtruppe. Diese bestand aus deutschen und baltischen Freiwilligen und war an Zahl die größte militärische Einheit in der Landeswehr. Im Einvernehmen mit seinen Offizieren wandte sich Manteuffel in einem Schreiben an den Generalstabschef der Landeswehr mit der Mitteilung, er würde von jetzt ab mit seiner Einheit den Feind auf eigene Faust bekämpfen. Das war eine Handlungsweise, die in einer regulären Armee undenkbar gewesen wäre, aber hier zu einem erstaunlichen Erfolg führen sollte.

Um dieses richtig einzuschätzen, ist zu beachten, daß die Landeswehr damals 1.500 Freiwillige hatte. Zu ihnen gehörten aus Sicherheitsgründen Einheiten, die auf verschiedene Orte verteilt waren. Allein 100 Mann von ihnen lagen in Libau, der letzten von den Bolschewiken noch nicht besetzten Hafenstadt.

Von den 700 Freiwilligen, die an den Kämpfen um Mitau teilgenommen hatten, gehörte die Hälfte zur Stoßtruppe, sodaß es zu Anfang nur 350 Mann waren. Sie unternahm etwas, was schließlich das ganze Land von den Bolschewiken säuberte. Die Manteuffel'sche Taktik bestand darin, sich an einer günstig erscheinenden Stelle zu konzentrieren, dann in einem Überraschungsangriff den Gegner zu überfallen, ihm soviel Schaden als möglich zuzufügen, Gefangene zu befreien, um sich dann in eine vorher bestimmte Gegend zurückzuziehen. Dort wurde dann der nächste Vorstoß in gleicher Weise vorbereitet. Wenn jetzt diese Art Kriegsführung auch nichts Originelles an sich hat, ist nicht zu vergessen, daß eine große Anzahl der Freiwilligen aus einem vierjährigen Stellungskrieg während des Ersten Weltkriegs kam.

Nach der Preisgabe Rigas und den Verbrüderungsmanifestationen eines großen Teiles ihrer lettischen Einwohnerschaft mit den Bolschewiken wurde sich die nationalistische Regierung des Landes doch der ihr drohenden Gefahr bewußt. Dies führte zu weiteren Verhandlungen

mit dem Vertreter Deutschlands, in denen u. a. vereinbart wurde, allen fremdstaatlichen Freiwilligen, die für eine gewisse Zeit gegen die Bolschewiken gekämpft hatten, auf Ersuchen das volle Bürgerrecht des lettischen Staates zu geben.

Nach Ansicht des Deutschen Bevollmächtigten und der Balten würde diese Zusage nur dann Erfolg haben, wenn man den Anzuwerbenden gleichzeitig Niederlassungsmöglichkeiten in Lettland anbieten würde. Hierzu standen der lettischen Regierung eine Million Morgen Land zur Verfügung und die Kurländische Ritterschaft bot 1/3 ihres Gesamtbesitzes an. Da es aber über diese Punkte zu keiner bindenden Vereinbarung kam, blieb es in Wirklichkeit nur ein Lockmittel, mit dem allerdings eine erhebliche Zahl Freiwilliger angeworben werden konnte.

In Estland waren die Verhältnisse anders, weil die Anzahl der dort lebenden Balten bedeutend geringer war als in Lettland. Trotzdem war es auch dort gelungen, baltische Freiwillige anzuwerben, die, in einem Baltenregiment zusammengefaßt, unter estnischem Oberkommando standen. Mit Hilfe Freiwilliger aus Finnland, der erste unter den Randstaaten, der seine Stellung gegenüber den Sowjets gefestigt hatte, erzielten die Esten bald bedeutende Erfolge gegen die Bolschewiken. Dies trug auch dazu bei, den Druck der Roten Armee auf die lettische Front zu verringern.

Die Unmöglichkeit, mit der jeweiligen nationalistischen lettischen Regierung zu einem die Balten befriedigenden Übereinkommen zu gelangen, führte unter aktiver Beteiligung der Stoßtruppe am 16. April 1919 in Libau zu einem Handstreich gegen sie. Allerdings entkamen fast alle Minister mit dem Ministerpräsidenten Karlis Ulmanis auf ein Schiff im Libauer Hafen. Sie stellten sich unter den Schutz der dort befindlichen englischen Flotteneinheiten. Obschon die Ententevertreter gegen diesen Anschlag protestierten, waren sie doch bereit, mit der neu gebildeten und gemäßigten lettischen Regierung unter dem Pastor Andries Niedra als Ministerpräsident zusammenzuarbeiten, solange diese bereit war, weiterhin gegen den Bolschewismus zu kämpfen.

Erst nach diesem Ereignis und dem Eintreffen weiterer Verstärkung aus Deutschland konnte an eine Zurückeroberung des fast bis zur

Grenze verlorengegangenen lettischen Staatsgebiets gedacht werden. Diesem Unternehmen standen folgende militärische Einheiten zur Verfügung:

Baltische Truppen,	
mit denen auch deutsche Einheiten kämpften	3.600
Lettische Truppen	1.700
Rein deutsche Truppen	400
Rein russische Truppen	400
Gesamtstärke der Landeswehr	6.100 Mann,

mit 2.000 Pferden, 17 Geschützen und 150 Maschinengewehren.

Ihnen gegenüber standen 10.000 bis 14.000 Sowjet-Truppen, mit zwei schweren Batterien, einer Haubitzenbatterie und einem Panzerzug. Dabei mag der Mangel an Pferden auffallen, die in dieser Art des Waffengangs eine so große Rolle spielten.

Trotz der Übermacht und der hohen Verluste gelang am 22. Mai 1919 der Handstreich gegen Riga, bei dem mehrere Hundert Geiseln befreit werden konnten. Bei dieser so erfolgreich verlaufenen Unternehmung fiel Baron Hans Manteuffel.

Bald nach diesem Ereignis hatten meine Mutter und ich eine Gelegenheit, Amboten für einen Tag zu besuchen. Im Schloß hatten die Bolschewiken die ganze Einrichtung verbrannt. Was mir aber noch schmerzhafter war, durch Sprengung des Dammes hatten sie den Burgraben entleert, an dem ich so viele Stunden mit meiner Angelrute verbracht hatte. Nur wenige Stunden nachdem wir Amboten verlassen hatten, ging das Schloß in Flammen auf, um bis auf die starken Mauern vollkommen auszubrennen. Diesen Vorfall nahmen die Letten zum Anlaß, meine Mutter dieser Tat zu beschuldigen. Wie das Feuer zustande kam, blieb ungeklärt. Es ist jedoch wahrscheinlich, das es lokale Letten waren, die unseren Besuch dazu nutzten, um dann, mit dem Anschein einer gewissen Berechtigung, meine Mutter damit zu belasten.

Mit der Einnahme Rigas glaubte der abgesetzte lettische Minister-präsident, die Gefahr einer Bolschewisierung des Landes sei beseitigt.

Das war eine Ansicht, mit der er bei den Alliierten Erfolg hatte. Diese verlangten jetzt, daß die deutschen Einheiten am weiteren Vormarsch in das südliche Livland bis zur lettischen Sprachgrenze nicht mehr teilnehmen sollten. Dieser Vormarsch sollte nur von den Balten und den lettischen Truppen durchgeführt werden. Trotz Warnungen einiger Führer der Landeswehr, daß mit einem Zusammenstoß mit den von Norden kommenden Esten zu rechnen sei und dies vermieden werden sollte, beschloß man bis zur Sprachgrenze vorzudringen. Die lettischen Einheiten weigerten sich jedoch im letzten Augenblick daran teilzunehmen.

Die Befürchtung der Esten war, daß die Landeswehr mit dem in Estland gegründeten Baltenregiment und einer in der Aufstellung begriffenen weißrussischen Armee unter dem Fürsten Anatol Lieven durch Estland bis nach St. Petersburg vordringen wolle. Das hätte bei einem Gelingen, die Ostseeprovinzen wieder unter den Einfluß der Balten gebracht. Die Landeswehr, jetzt auf sich allein gestellt, wurde nach einem fünftägigen Kampf bei Wenden, von einer an Zahl und Ausrüstung weit überlegenen estnischen Armee geschlagen und mußte sich bis kurz vor Riga zurückziehen. Jetzt griffen die Alliierten Missionen in den Waffengang zwischen den Esten und der Landeswehr ein und erzwangen am 30. Juni 1919 einen für die Balten sehr ungünstigen Waffenstillstand.

Auf Drängen des seinerzeit durch den Handstreich entfernten lettischen Ministerpräsidenten Ulmanis, der durch diese Ereignisse im Juni 1919 wieder an die Spitze der Republik Lettland gelangt war, forderten die Ententevertreter, daß alle Reichsdeutschen nach Deutschland zurückzukehren hätten. Gleichzeitig forderten sie, daß die beabsichtigte Zusage, ihnen das volle lettische Bürgerrecht zu geben, zurückgenommen werde.

Dem Wunsch der Letten, die Landeswehr aufzulösen, widersetzten sich aber die Vertreter der Entente, da bolschewistische Einheiten erneut im südlichen Teil der lettischen Republik eingebrochen waren. Gegen diese sollten die Balten noch eingesetzt werden. Jetzt hätten die baltischen Freiwilligen, beraubt ihrer reichsdeutschen Kameraden, allerdings die Waffen niederlegen können. Im Glauben daran, daß ihnen

ihre Verdienste um die Republik Lettland doch noch anerkannt werden würden, haben sie von dieser Möglichkeit keinen Gebrauch gemacht. Dabei aber übersahen sie, daß Dankbarkeit in der Politik keinen Platz hat.

Nach einer erneuten Umorganisierung bestand die Landeswehr aus den folgenden Einheiten:
Stoßtruppe, 1.200 Mann,
Kommandeur Major Baron Heinrich Manteuffel;
Detachment Barth, 1.000 Mann,
Kommandeur Major Heinrich Barth;
Kavallerie-Abt. v. Hahn, 950 Mann,
Kommandeur Rittmeister Baron Carl Hahn.

Mit einer gleichen Zahl lettischer Truppen brachen sie Anfang Januar 1920 nach Lettgallen auf, um den letzten Zipfel der Republik Lettland in einem Monat vom Feinde zu räumen. Mit Abschluß dieser Aktion war die Existenzberechtigung der Landeswehr zu ihrem Ende gekommen. Im Juni 1920 wurde die Baltische Landeswehr aufgelöst. Die Reste wurden in das 13. Tuckum'sche Infanterieregiment des lettischen Militärs überführt.

Im August des gleichen Jahres folgte ein Agrargesetz, das über die entschädigungslose Enteignung des Großgrundbesitzes verfügte. Den bisherigen Besitzern blieb nur ein sogenanntes Restgut mit maximal 50 Hektar. Damit wurde das machtpolitische und wirtschaftliche Rückgrat des Baltenstammes gebrochen. Einige Jahre später ging man noch weiter, indem den ehemaligen Freiwilligen der Landeswehr das zugesagte Recht auf eine "Kriegsparzelle" abgesprochen wurde.

Die Weigerung auf ihrem letzten Feldzug unter lettischem Kommando zu dienen, brachte die Landeswehr unter die Führung des englischen Garde-Oberstleutnants Harold Rupert Alexander. Damit wurde diese Truppe nach Ansicht eines Freiwilligen zur internationalsten Kampfeinheit, die es je gegeben hat. „Balten, englische Führung, russische Offiziere, deutsche Jacken und amerikanische Verpflegung."

Alle Vorstellungen Alexanders, dessen Dolmetscher und Adjutant ein Onkel von mir war (*Baron Joachim v. Hahn [1891-1982] auf Zawierz; K.L.*), im Interesse der Freiwilligen bei seinen Vorgesetzten, scheiterte an den Politikern. Das holte er nach dem Zweiten Weltkrieg als Feldmarschall Lord Alexander of Tunis und nachmaliger Generalgouverneur von Kanada jedenfalls für die Hahns nach. Von denen gibt es dort jetzt so viele, daß Gerüchte im Umlauf sind, ein Teil Kanadas solle in Hahnada umbenannt werden.

Wir verlassen Libau und ziehen nach Deutschland um

Von Libau bis nach Bayern

Meine Mutter und ich verließen Libau im Winter 1918/19. Mein Bruder Hans Walther war schon ein Jahr früher aufgebrochen, um die Baltenschule in Doberan zu besuchen. Das Schiff, welches uns nach Stettin bringen sollte, war einer der Dampfer, die vor dem Krieg hauptsächlich deutsche Emigranten nach Südamerika gebracht hatten. Da dies der erste Ozeandampfer war, den ich zu sehen bekam, waren seine Ausmaße für mich ganz enorm.

Die einzige Erinnerung, die ich von dieser Überfahrt habe, ist nicht angenehm. Wir verließen Libau, zur russischen Zeit ein Kriegshafen mit einem sich weit ins Meer erstreckenden Wellenbrecher, in den Abendstunden. Wir beendeten gerade unsere Abendmahlzeit, als das Schiff den Schutz des Wellenbrechers verließ und ins offene, recht bewegte Meer hineinsteuerte. Am Anfang verließen nur wenige den Speisesaal. Bald folgte ihnen eine ständig steigende Anzahl der Passagiere, bis dann eine richtige Stampede in Richtung der zwei an das Oberdeck führenden Treppen ausbrach. Getrennt von meiner Mutter und eingezwängt in der Menge, wurde ich von dieser langsam zu einem der Ausgänge getragen. Plötzlich kam alles zum Stillstand. Diejenigen, die die Treppe erreichten, hatten wohl erhebliche Schwierigkeiten, die schon recht schlüpfrigen Stufen zu erklimmen. Nur dem Druck von hinten und unten war es zu verdanken, daß wir wie der Inhalt einer Wurstmaschine an die frische Luft gepreßt wurden. Bei meinen späteren längeren Seereisen hat mich diese Erinnerung

immer daran gehindert, die Reise so zu genießen, wie sie mir vorher in Schiffskatalogen verführerisch geschildert worden waren.



17. Die Hafenmole von Libau

Nachdem wir Stettin erreicht hatten, fuhren wir zuerst nach Rostock. Dort gab es bereits mehr Flüchtlinge als Einwohner. Dies veranlaßte uns, weiter nach Güstrow zu reisen, wo wir zwei Zimmer bei einer Witwe mieteten, die ihren Mann an der russischen Front und ihre beiden Söhne in U-Booten verloren hatte. Dort machte ich mit 13 Jahren meine erste, aber nicht letzte Erfahrung mit der Schule. Eine der wenigen Erinnerungen, die ich von Güstrow habe, war eine Schlägerei, bei der mir die Nase gebrochen wurde. Dies hatte zur Folge, daß ich nur durch ein Nasenloch atmen konnte, was vom Arzt als unbefriedigend angesehen wurde. Es handelte sich um eine Ausbuchtung der inneren Nasenscheidewand, die der Arzt mit einem kleinen Meißel und Hammer entfernte. Nachdem er das Hindernis auf einer Glasplatte hatte, löste er die Haut davon ab und schloß damit wieder die entstandene Öffnung in der Nasenscheidewand. Um alles an seinem Platz zu halten, wurden beide Nasenlöcher mit Tampons vollgestopft, die erst nach zehn Tagen entfernt werden durften. Während dieses Eingriffs hatte ich auf den Knien seines Assistenten zu sitzen, der meine Beine zwischen die seinigen klemmte und mit seinen Händen meine Arme hinter meinem Rücken festhielt. Obwohl ich sicherlich eine lokale

Betäubung bekommen hatte, war diese Operation recht unangenehm. Deren zweiten Teil hätte sich der Doktor ersparen können. Denn, nachdem ich über eine Woche nur durch meinen Mund geatmet hatte, wurden die Tampons entfernt, wobei das kleine Stück Haut, welches als Scheidewand gedacht war, wieder zum Vorschein kam.

Das zweite Güstrower Ereignis, welches für mich von einiger Bedeutung werden sollte, war, daß einige meiner Lehrer sich bei meiner Mutter beklagten, ich hätte die Neigung, bei den Stundenanfängen einzuschlafen. Nachdem Warnungen nicht das erhoffte Resultat erzielten, brachte mich meine Mutter zum Arzt. Trotz einer genauen Untersuchung konnte er jedoch keine Ursache finden, wodurch dieses merkwürdige Benehmen hätte erklärt werden können. Mit den Worten, „der Junge ist zu schnell gewachsen", eine Äußerung, die meine Mutter noch oft von mir zu hören bekommen sollte, wurden wir verabschiedet.

Kurz bevor wir von Mecklenburg nach Bayern umzogen, heiratete meine Mutter zum zweiten Mal. Mein Stiefvater war Baron Georg v. Kleist (1877-1946), zweiter Sohn aus dem Hause Gawesen in Kurland. Da dieser Besitz ein Majorat war und daher seinem älteren Bruder zustand, mußte mein Stiefvater, den mein Bruder und ich "Onkel Georg" nannten, einen Beruf ergreifen. Nachdem er seine Ausbildung im Pagenkorps in St. Petersburg erhalten hatte, trat er in ein Kavallerieregiment ein, wo er es bis zum Oberst brachte. Mein Stiefvater hatte schon lange die Absicht gehabt, meine Mutter zu bitten, ihn zu heiraten. Er glaubte aber dieses nicht tun zu können, solange sie Gutsbesitzerin war.

Aus seiner Zeit im Pagenkorps erzählte mein Stiefvater folgende Geschichte: Der Zar hatte die Gewohnheit, das Pagenkorps einmal im Jahre zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit erschien der Zar immer in einem sehr langen Militärmantel, an dem die Knöpfe mit dem russischen Doppeladler nur leicht angenäht waren. Nachdem ihm die neuen Kadetten vorgestellt worden waren, richtete der Zar Fragen an die ihn umringenden Kadetten, wobei jeder den Versuch machte, einen dieser Knöpfe zu erwischen.

Im Jahr 1920 machte sich bei den Balten der Drang nach dem Süden bemerkbar. Warum gerade Bayern das Ziel dieser Bewegung war, läßt sich kaum sagen, da gerade zu der Zeit Bayern den Versuch machte, sich vom restlichen Deutschland zu trennen. Wie dem auch sei, bestiegen wir mit vielen Balten aus Schwerin einen Zug, der, wie wir hofften, uns nach München bringen würde. Dabei war es keinesfalls sicher, daß die Bayern bei Hof, wo wir die bayerische Grenze passieren wollten, uns hereinlassen. Nachdem wir einen ganzen Tag mit den verschiedensten Gerüchten in Hof verbracht hatten, erhielten wir von den bayerischen Separatisten die Erlaubnis, unsere Reise fortzusetzen. In München angekommen, zerstreuten sich die Balten über ganz Bayern auf der Suche nach einer neuen Existenz.

Wir sind in Bayern

Meine Mutter, mein Stiefvater und ich kamen bei einem Balten unter, der sich schon früher ein kleines Anwesen südlich von München gekauft hatte. Da mein Stiefvater sein Leben lang Soldat gewesen war, bestand für ihn bei der damaligen großen Arbeitslosigkeit überhaupt keine Aussicht, eine bezahlte Anstellung zu bekommen. Daher beschlossen meine Mutter und mein Stiefvater, mit dem wenigen Geld das sie noch hatten, ein kleines Anwesen zu kaufen und Bauern zu werden. Dieses Anwesen fand sich nach einigem Suchen nicht weit von Rosenheim. Das Haus lag auf einer kleinen Anhöhe, von wo man einen einzigartigen Blick auf die bayerische Alpenkette hatte. Wie sich aber nach wenigen Jahren herausstellte, läßt sich von einem noch so schönen Panorama allein nicht leben, besonders dann nicht, wenn es sich um ältere Menschen handelt, die schon so einiges im Leben durchgemacht hatten. Ich selbst wurde nach Wasserburg am Inn in die dortige Realschule geschickt.

Ich komme in die Schule nach Wasserburg

Wer noch nicht in Wasserburg war und ein Städtchen besuchen möchte, welches sich seit dem Mittelalter kaum verändert hat, dem kann heute noch ein dortiger Besuch empfohlen werden. Daß dem so ist, hat Wasserburg nur dem Inn zu verdanken, der dieses Städtchen

wie ein Hufeisen umschließt, wodurch bis damals jegliche Expansion verhindert wurde.

Da Wasserburg kein Internat hatte, waren die Schüler auf angemietete Unterkünfte bei den Einwohnern der Stadt angewiesen. Ich selbst hatte ein Zimmer im vierten Stock eines Hauses, von dessen Fenster aus ich eine schöne Aussicht über den Inn hatte. Unter mir wohnte der Besitzer des Hauses mit seiner Frau. Er war Färber von Beruf. Im untersten Stockwerk färbte er in großen Fäßern Stoffe und Kleidungsstücke nach Wunsch seiner Kundschaft. Diese Tätigkeit war mit vielen verschiedenen, zumeist schlechten Gerüchen verbunden. Beide sprachen ein Bayerisch, welches ich kaum verstehen konnte. Außerdem hatte jeder einen so großen Kropf, daß es schwer zu sagen war, welcher der größere war.

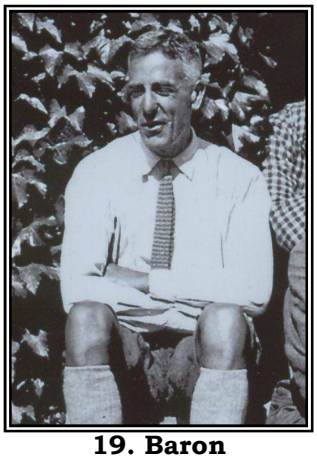
Bald nachdem ich mich in meiner neuen Umgebung eingelebt hatte, erschienen als Vorhut mein Onkel, Fürst Wilhelm Lieven-Neuhof (1865-1928), genannt Willi, und mein Onkel Wilhelm Hahn-Blankenfeld (1870 -1931), ebenfalls Willi genannt. Sie waren auf der Suche nach einem größeren Bauernhof, den verschiedene Balten gemeinsam kaufen wollten. Wenn ich hier die Namen der Güter, die den Balten enteignet wurden, an den Familiennamen anhänge, folge ich einer alten Gewohnheit, bei der man oft den Besitzer mit dem Namen seines Gutes identifizierte: z. B. "der Neuhofsche“, der "Blankenfeldsche" usw.

Stölzing

Nach der Besichtigung verschiedener Bauernhöfe kauften sie den Bauernhof Stölzing nicht weit von Wasserburg. Der wurde dann für die ihnen folgenden Familien und Einzelpersonen zur zweiten Heimat. Außer den schon genannten Herren mit ihren Frauen, die je eine Tochter hatten, lebten dort noch Baron Wilhelm Hahn-Bersteln (1883-1934) mit seiner Frau Dagmar, geb. Baronesse v. Klopmann, und den beiden Söhnen Wilhelm und Henning, und die Junggesellen Baron Ernst Koskull (1882-1946), der jüngste Bruder meiner Mutter, und Baron Egon Hahn (1876-9.5.1935), Bruder meiner Tante "Mahse" (Schwesterchen auf Lettisch) Lieven, sowie die Erzieherinnen Baronesse Harriet Ropp u. Fräulein Schlieps.



18. Baron Wilhelm v. Hahn (1870-1931), auf Blankenfeld



19. Baron Wilhelm v. Hahn (1883-1934) auf Bersteln



20. Baronin Dagmar v. Hahn, geb. Bsse v. Klopmann (1897-1972)



21. Stölzing um 1940

Das Haus hatte eine große Bauernstube, die als Aufenthalts- und gleichzeitig als Eßzimmer diente. Nebenan war die Küche, in der meine Tante "Mahse" Lieven 15 Jahre für alle Einwohner und viele Gäste gekocht hat. Jedes Ehepaar hatte ein Schlafzimmer. Die zwei Junggesellen sowie beide Lehrkräfte bewohnten je ein Zimmer, so auch die zwei Buben und die beiden Mädchen. Gäste, von denen immer welche da waren, wurden in zwei Dachzimmern untergebracht.

Alle Stölzinger, bis auf die Kinder, die nachdem sie aufgewachsen waren, Stölzing verließen und meine Tante Mahse Lieven, die der unbestrittene Mittelpunkt dieser Gemeinschaft war, liegen jetzt beerdigt in einer Ecke des katholischen Friedhofs ihrer Gemeinde Evenhausen. Daß sich meine Tante Mahse Lieven nicht unter ihnen befindet, liegt daran, daß sie gerade zu Besuch bei ihrer Schwester in Dresden war, als sie einem Herzschlag erlag.

Wie es bei vielen bayerischen Bauernhäusern üblich ist, befanden sich die Stallungen für die Kühe, die zwei Pferde, einige Schweine und die Hühner mit dem Wohnhaus unter demselben Dach. Dagmar Hahn melkte die 9 oder 10 Kühe. Die beiden Lehrkräfte betreuten außer den Kindern auch die zwei Pferde, die Schweine und die Hühner.

Die drei Ehepaare waren die Besitzer von Stölzing. Sie hatten den anderen Mitbewohnern Löhne je nach deren Leistungen zu zahlen. Da die meisten der Besitzer auch mitarbeiteten, wurden ihnen ihre Löhne gutgeschrieben. Mit den Kosten für die Erziehung ihrer Kinder wurden sie belastet und mußten für die arbeitsunfähig gewordenen Verwandten sowie für ihre Gäste bezahlen. Da alle miteinander verwandt waren, verteilten sich die meisten Unkosten so ziemlich in gleichen Teilen zwischen den Besitzern. Mein Onkel Willi Lieven (1865-1928), der wegen seines Alters aktiv nicht mitarbeiten konnte, war das gewählte und unbestrittene Oberhaupt dieser Gemeinschaft. Er hatte nicht nur die recht komplizierte Buchführung in Ordnung zu halten, sondern bestimmte auch die Arbeitseinteilung.

Wer diese Generation von Balten gekannt hat, wird mit etwas Menschenkenntnis zugeben müssen, daß es sich hier um Menschen handelte, die zu den größten Individualisten gehörten, die das letzte

Jahrhundert hervorgebracht hat. Wer den an jedem Samstagabend abgehaltenen Diskussionen beigewohnt hat, konnte nur zu einem Schluß kommen, daß es nur eine Frage der Zeit ist, bis diese Gemeinschaft auseinanderplatzen würde. Daß es aber nicht dazu kam, lag wahrscheinlich an der wohl unbewußten Erkenntnis, daß sie sich nur als eine große Familie ihre individuelle Freiheit bewahren könnten.

Die Stölzinger sind für mich aber auch ein Beweis dafür, daß sich eine Generation ihre Unabhängigkeit nur dann erhalten kann, solange sie sich frei von der inneren Angst hält, mit der der Mensch zu jeder Zeit zu leben neigt. Das gilt auch dann, wenn es sich um eine Generation mit einer in der Vergangenheit entwurzelten Existenz handelt. Es ist nicht meine Absicht, die heutige Welt mit der von gestern zu vergleichen. Doch glaube ich, daß es leichter war, mit einer Welt fertig zu werden, die nur gut und schlecht kannte, als mit einer farb- und konturlosen Demokratie von heute.

Rückblickend möchte ich feststellen, daß ich von den Stölzingern, bei denen ich nicht nur alle meine Ferien als Mitarbeiter verbrachte, sondern auch viele Tage, die ich eigentlich in der Schule hätte verbringen sollen, mehr gelernt habe, als in allen Unterrichtsanstalten die ich später noch besucht habe.

Mein Onkel Willi Lieven war ein großer Erzähler von Geschichten, von denen ich hier eine bringen möchte: Ein Baron Hahn, den ich hier mit A. bezeichnen möchte, war anscheinend so ungebildet, daß er kaum des Schreibens und Lesens fähig war. Daher wurde im Familienrat beschlossen, ihn unter Begleitung auf eine Europareise zu schicken, die in Rom enden sollte. Wer Rom zum ersten Mal besucht, muß als Erstes die St. Peterkirche besuchen. Nachdem die Begleitung den widerstrebenden A. bis unter die Kuppel geschleppt hatte, war dessen einzige Bemerkung "ich wüßte gerne, wie viele Fuder Heu hier hereingehen".

Nach meinem bevorzugten Leben in Stölzing war niemand erstaunt, als ich am Ende des Schuljahres in Wasserburg das Examen, das mir eigentlich die Möglichkeit geboten hätte, in eine höhere Klasse aufzu-

rücken, nicht bestand. Daß ich der Einzige in meiner Klasse war, der sitzengeblieben war, behielt ich aber für mich.

Etwas über meine Finanzen

Flüchtlinge mit wenig oder ohne Geld konnten sich Extravaganzen wie ein Sitzenbleiben kaum leisten. Wenn mein Bruder und ich in finanzieller Hinsicht besser gestellt waren als die meisten unserer Landsleute, lag dies daran, daß mein Vater, bevor er meine Mutter heiratete, 12 Jahre mit seinem jüngeren Bruder in Argentinien verbracht hatte. Auf die Gründe, die beide bewogen hatten, nach Argentinien zu gehen, werde ich später zurückkommen. Worauf es hier ankommt, ist, daß mein Vater zur Zeit der Liquidation seines argentinischen Vermögens, welches ihm gestatten sollte, später Amboten zu kaufen, im Besitz von Eisenbahnaktien war, die ihren Wert verloren hatten. Erst als eine englische Gesellschaft die argentinischen Eisenbahnen übernommen hatte, stiegen diese Aktien im Werte sehr erheblich an. Die Schwierigkeit, diese Aktien zu verkaufen, lag aber darin, daß die argentinische Regierung ein paar Wochen bevor die Russen die Waffen streckten, Rußland den Krieg erklärt hatte. Da wir zu der Zeit russische Staatsangehörige waren, wurden diese Aktien als feindliches Eigentum angesehen und von der argentinischen Regierung eingezogen.

Die jüngste Schwester meines Stiefvaters (*Margarethe, geb. Baronesse v. Kleist, 1885-1941, verh. 1908, gesch. 1925; K.L.*) hatte den Sohn eines Hamburger Senators geheiratet. Sie hatte ihn während der deutschen Besetzung Kurlands kennengelernt. Er war nicht nur Rechtsanwalt, sondern auch argentinischer Honorargeneralkonsul in Hamburg. Wenn aus dieser Ehe fast nichts geworden wäre, lag es daran, daß der Senator zu Anfang seinem Sohn mit den Worten „wer ist Kleist" untersagte, eine Baronesse von Kleist zu heiraten. Daß mein Bruder und ich dennoch einen Teil des argentinischen Geldes erhalten haben, ist nur dem Sohn dieses Senators zu verdanken.

Nachdem ich meine Einwilligung dazugegeben hatte, daß mein Onkel Willi Lieven meinen Anteil verwaltet, legte er diesen in I.G.-Farben-, Mannesmann-Röhren- und ähnlichen Aktien an. Seitdem verfolgten mein Onkel und ich die Aktienpreise, die durch die Inflation hinauf-

getrieben wurden. Ich erinnere mich noch des Tages mit Genugtuung, als ich mich zu den Millionären rechnen durfte. Dagegen war es ein Tag der Enttäuschung, als ich die erste Milliarde erreichte und die Kursblätter die Aktienwerte ohne die drei letzten Nullen anzugeben begannen. Dies war auch die Zeit, als viele Städte ihr eigenes Notgeld herauszugeben begannen. Dies beschränkte sich nicht nur auf die großen Städte, sondern auch auf Orte wie Wasserburg am Inn, Traunstein und Prien. Einige von denen brachten bemerkenswert schöne Noten in Umlauf. Obwohl ich nie etwas gesammelt habe, machte ich mit diesem Notgeld eine Ausnahme. Da ich mich damit nur auf Bayern beschränkte, hatte ich am Tag, als sich die Mark wieder stabilisierte, ziemlich alle in Bayern herausgegebenen Notgelder in meiner Sammlung. Womit der Wert dieser Gelder gedeckt war, habe ich allerdings nie herausfinden können.

In Rosenheim

Nach meinem Wasserburger Schulfiasko versuchte ich meiner Mutter mein Mißgeschick zu erklären. Dabei bat sie mich, bei unseren Gesprächen bei der Wahrheit zu bleiben. Die langen Ferien verbrachte ich zum letzten Mal in Stölzing. Meine Mutter, die gerade ihr drittes Kind erwartete, überlegte sich, was mit mir zu machen sei. Sie kam zu dem mir unangenehmen Entschluß, mich zur Oberrealschule nach Rosenheim zu schicken, und zwar unter der Begleitung meines Bruders, dem sich noch ein Vetter von uns anschloß. Beide waren Oberprimaner. Da wir zu Anfang privat in einem Zimmer untergebracht waren, wird man verstehen, daß ich an jene Zeit keine sehr glücklichen Erinnerungen habe. Mein Bruder und mein Vetter bekamen bald Bergsteiger-Ambitionen, die ich aber in keiner Weise mit ihnen teilen wollte. Wir hatten den Wendelstein und andere Bergspitzen sozusagen vor der Nase. Deren Anblick imponierte mir sehr, aber ohne in mir den Wunsch zu erwecken, sie zu erklettern. Daher hatte ich mich immer geweigert, an solchen Expeditionen teilzunehmen. Als mir aber gesagt wurde, daß es sich beim nächsten Ausflug nur um einen leichten Aufstieg handeln würde und wir außerdem eine Nacht mit kuhwarmer Milch in einer Sennhütte auf duftendem Almheu verbringen würden, gab ich nach. Was mich eigentlich dazu bewogen hat mitzumachen, war nicht die kuhwarme Milch, die ich nicht ausstehen konnte, noch

das duftende Heu. Es war vielmehr ein Bild auf meinem Kalender, auf dem eine Sennhütte vor dem Hintergrund einer mit Schnee bedeckten Bergkette zu sehen war. Vor der Hütte stand aber eine Simmentaler Kuh mit einer Sennerin, die ein Österreicher als "pakschierlich" bezeichnet hätte. Hier bot sich mir doch die Gelegenheit festzustellen, ob die Wirklichkeit dem Bild auf dem Kalender entsprechen würde.

Eine schlimme Bergtour

Nach einer Woche mit Sonnenschein verließen wir Rosenheim an einem Samstag bei strömendem Regen. Die beiden Oberprimaner behaupteten, daß, wenn es hier regnet, es "dort" nicht regnen würde. Als wir nach einigen Haltestellen dort angekommen waren, sollten die Propheten recht haben. Wir gerieten nämlich in einen derartigen Nebel, daß wir nur mit der größten Schwierigkeit die Stelle für den Aufstieg finden konnten. Und dieser war steil und glatt wie ein naß gewordenes Strohdach. Mit der Versicherung, daß, wenn es unten nebelig sei, wir auf der Spitze strahlenden Sonnenschein vorfinden würden, begann der Aufstieg. Bei drei Schritten vorwärts rutschte ich auf den nassen Blättern zwei Schritte zurück. Nach stundenlangen Bemühungen und einbrechender Dunkelheit erblickten wir zwischen den Bäumen ein Licht, das uns anzeigte, daß wir die Almhütte erreicht hatten. Hier erfuhr ich im wahrsten Sinne des Wortes, warum fast ohne Ausnahme ein einsames Licht in der Nacht stets als freundlich bezeichnet wird.

Als wir an das erleuchtete Fenster klopften, öffnete sich nebenan eine Tür, dessen Rahmen von einer weiblichen Gestalt ausgefüllt wurde, die nicht ganz meinen Erwartungen entsprach. Sie stand bis zu ihren Knöcheln in mit Jauche saturiertem Stroh. Im Gesicht hatte sie deutliche Spuren, die nur vom Schwanz einer Kuh stammen konnten, wenn dieses Tier gemolken wird. Auf unsere Frage, ob sie uns für die Nacht beherbergen könnte, zeigte die Gestalt in den Nebel und sagte, daß wir "dort" übernachten könnten, aber gleich dafür zu zahlen hätten. Nachdem wir nach einigem Suchen unser Nachtquartier, einen von drei Seiten geschlossenen Schuppen mit etwas feuchtem Heu, gefunden hatten, wurde ich losgeschickt, um die kuhwarme Milch zu holen.

Diesen Ort möchte ich auch in Gedanken möglichst schnell verlassen. Daher genügt es hier festzustellen, daß es ursprünglich meine Absicht gewesen war, wenn die Realität bei der Hütte mehr meinen Vorstellungen entsprochen hätte, unter dem Vorwand eines aufgescheuerten Fußes, die Rückkehr der beiden Bergsteiger dort abzuwarten. Nach dem Erlebten bestand aber für mich kein Grund mehr, die beiden nicht zu begleiten. Dies besonders, als mir versichert wurde, daß wir auf einem anderen und leichteren Abstieg zurückkehren würden. Als wir aufbrachen, war der Nebel noch undurchsichtiger geworden. Um die Mittagszeit erreichten wir die Spitze. Das konnten wir aber nur an einer Aussichtsbank merken und daran, daß es auf allen Seiten nur noch hinunter ging. Nach einer kurzen und schweigsamen Rast traten wir ohne weitere Prophezeiungen den Rückweg an.

Wenn ich geglaubt hatte, daß wir das Schlimmste hinter uns hätten, sollte ich sehr bald und sehr bitter enttäuscht werden. Jetzt machte ich die Erfahrung, daß, wenn es beim Aufstieg auf eine gute Lunge ankommt, ein erträglicher Abstieg aber nur mit trainierten Beinen und vor allem gesunden Knien möglich ist. Beim Aufstieg kann man immer stehen bleiben und verschnaufen. Wenn es aber hinunter geht, kann man den Knien keine Rast gönnen, da dies Tage in Anspruch nehmen würde. Ich hatte aber keine Beine und keine Knie, die diesem stundenlangen Abstieg gewachsen waren. Als meine Knie drohten, mir ihren Dienst zu versagen, mußte ich mir eine andere Methode des Abstiegs ersinnen. Diese bestand darin, sich an einem entsprechenden Ast oder Baum festzuhalten, dann etwas Ähnliches weiter unten ins Auge zu fassen, den Gegenstand, an dem man sich gerade festhielt, loszulassen und auf das neue Ziel in der Hoffnung loszusteuern, daß man es nicht verfehlen würde. Wie das Ziel erreicht wird, ob rutschend oder fallend, ob einem der Rucksack über den Kopf hinweg zwischen die Beine rutscht, ist dabei vollkommen ohne Bedeutung. Besonders demütigend war es, wenn wir von jodelnden und Bergstöcke schwingenden Gestalten überholt wurden, die in kürzester Zeit vom Nebel verschlungen wurden. Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ich in Tränen ausbrach, als wir an eine Stelle kamen, wo es keine Bäume gab. Bis heute ist es mir noch nicht klar, wie wir die Haltestelle des Zuges nach Rosenheim erreicht haben, und wie ich die zum Waggon führenden Stufen erklommen habe.

In Rosenheim im Internat

Bald nach dieser Expedition siedelten wir in das Internat über, in dem die meisten Schüler des Gymnasiums und der Oberrealschule untergebracht waren. Dies hatte zur Folge, daß mein Bruder und unser Vetter andere Schlafräume zugewiesen erhielten und ich ein Bett in einem der Schlafsäle erhielt, in dem ich nicht nur der Längste, sondern auch der Älteste war.

Sehr bald danach übernahm ein neuer Direktor mit Namen Römer die Leitung des Internats. Wie alle neuen Besen begann er sehr bald Reformen einzuführen, die zur Kürzung der Ausgangszeiten und dafür zur Verlängerung der Studierzeiten führten. Da dies von uns als Eingriff in unsere Rechte angesehen wurde, beschlossen einige von uns, dagegen zu protestieren. Das bestand darin, sogenannte Frösche bei Nacht in den Gängen des zweistöckigen Gebäudes loszulassen. Ein Frosch besteht aus einer zusammengefalteten Zündschnur, die, wenn sie angezündet wird, bei jeder Biegung der Schnur einen lauten Knall erzeugt und zur gleichen Zeit dem hin- und herspringenden Frosch eine andere Richtung gibt. Zur Abwechslung konnte man dazwischen auch von irgendwoher die ersten Zeilen des bekannten Gedichtes, "als die Römer frech geworden" vernehmen. Um eine Entdeckung zu erschweren, wurden die Frösche an gänzlich unterschiedlichen Tages- und Nachtstunden auf ihren Zickzack-Kurs geschickt.

Daß wir diese Tätigkeit für mehrere Wochen fortsetzen konnten, lag nur an einer guten Organisation und weil nur acht oder zehn Schüler daran teilnahmen. Trotz aller dieser Vorsichtsmaßnahmen war es aber nur eine Frage der Zeit, bis einer von uns erwischt werden sollte. Als ich eines Nachts gerade im Begriff stand, einen Frosch auf seinen Weg zu schicken, legte sich eine Hand mit den Worten "nun haben wir dich" auf meine Schulter. Am nächsten Morgen teilte mir unser Hauspräfekt mit, daß meine Schule von meinem Benehmen verständigt worden sei und ich bis Mittag das Internat zu verlassen hätte. Nachdem ich meinen Bruder gefunden hatte, bat ich ihn, unsere Mutter auf mein Mißgeschick schriftlich vorzubereiten. Als Antwort erhielt ich von ihm eine

Ohrfeige und die Versicherung, daß er nicht die Absicht habe, meiner Bitte nachzukommen.

Daraufhin packte ich meinen Koffer und begab mich zum Bahnhof. Der Zug, den ich erreichen wollte, war gerade abgefahren. So hatte ich eine mehrstündige Wartezeit vor mir. Es handelte sich hier nicht um das erste, durch ähnliche Umstände verursachte Heimkommen. Mein Heim war es ohnehin für mich nur, weil meine Mutter und mein Stiefvater gerade zufällig dort lebten. Jetzt hatte ich drei bis vier Stunden vor mir, in denen mir genügend Zeit blieb, um über meine Probleme nachzudenken.

Nach der vom Menschen ersonnenen Einteilung verbringen wir die ersten 20 Jahre unserer Existenz um erwachsen zu werden und um uns auf die nächsten zwanzig oder dreißig Jahre unseres Lebens vorzubereiten, die man auch als die aktive Periode im menschlichen Dasein bezeichnen kann. Auf der Bank des Rosenheimer Bahnhofs sitzend und im Alter von 15 Jahren, befand ich mich demnach noch im Zustand meiner Entwicklung. Ich hatte aber bisher, außer, daß ich zwei Meter und drei Zentimeter groß war, oder es sehr bald werden sollte, nichts Positives zum zweiten Abschnitt meines Lebens beigetragen. Der menschlichen Auffassung nach war ich demnach auf dem besten Weg ein Fehlschlag zu werden, da ich die in mich gesetzten Erwartungen seitens meiner Eltern kaum in der Lage sein würde zu erfüllen. Aus wahrscheinlich pädagogischen Gründen bekam ich oft zu hören und hatte auch darüber gelesen, daß für sehr viele Menschen die Schulzeit die schönsten Jahre ihres Daseins gewesen seien. Da drängt sich doch die Frage auf, so schien es mir damals, was für ein miserables Leben sie gelebt haben müssen, um eine solche Behauptung aufzustellen.

Obwohl wir uns nie sehr gut verstanden haben, wußte ich doch, daß mein Bruder immer ein festes Ziel vor Augen hatte, auch ohne sich bewußt zu sein, was seine endgültige Berufswahl sein würde. Ich hingegen hatte kein Ziel, war von der Schule tödlich gelangweilt und hatte nur Interesse an Fröschen und dergleichen Dingen.

Institut Haselmayer in Würzburg, Lehrjahre in Schlesien

Trotz aller meiner Mißgeschicke auf dem Gebiet meiner Erziehung hielt meine Mutter daran fest, daß ich eine Abschlußprüfung abzulegen hätte. Es war ihr inzwischen schon ziemlich gleichgültig, welche es sein sollte. Diese Einstellung brachte mich zum Institut Haselmayer in Würzburg, welches damals als eine „Presse" bezeichnet wurde. Die Lehranstalt lag etwas außerhalb der Stadt. Dort konzentrierten Herr und Frau Haselmayer ihr kombiniertes Wissen auf acht Schüler, die alle auch im Institut zu wohnen hatten.

Entweder war es aus Mangel an sonstigen ablenkenden Gelegenheiten oder das langsame Erwachen meines Verantwortungsgefühls, was mich die Prüfung bestehen ließ. Den Namen dieses Schulabschlusses habe ich allerdings vergessen. Aber vor 1914 war es als einjähriges freiwilliges Examen bekannt. Obwohl ich jetzt auch geneigt gewesen wäre, meine Schulausbildung fortzusetzen, war meine Mutter offensichtlich nicht gewillt, auf diesem Gebiet weitere Risiken mit mir einzugehen. Was immer auch der Grund hierzu gewesen sein mag, schickte sie mich nach Schlesien zu einem Baron Stosch. Er hatte Besitzungen im Kreis Oels, dessen Direktor mein Onkel Baron Otto v. Vietinghoff war (*in der Genealogie der Vietinghoffs nicht aufzufinden; K.L.*). Dort wurde ich auf einem seiner Güter in die Geheimnisse der Landwirtschaft eingeführt. Ich verbrachte ein Jahr als Lehrling und setzte dann meine Ausbildung zum 2. Assistenten auf einer zur Herrschaft Karlsruhe im Kreis Namslau gelegenen Domäne fort. Assistenten dieser Domäne konnten sich nach zwei Jahren praktischer Arbeit bei der Landwirtschaftskammer Breslau einem Examen unterziehen. Zur Abnahme dieser Prüfung kamen zwei Herren zu uns auf die Domäne.

Da dies ein freiwilliges Examen war, dessen Ausgang in keiner Weise meine weiteren Pläne tangierte, konnte eine bestandene Prüfung eher als eine Feder an meinem sonst schmucklosen Hut angesehen werden.

Daß ich diese Prüfung jedoch nicht bestanden habe, lag meiner Ansicht nach an einer Meinungsverschiedenheit, die gleich bei der ersten Frage zwischen mir und der Prüfungskommission auftrat. Der Gegenstand unserer gegenteiligen Ansicht war, daß ich gefragt wurde, wie viele

Stufen unsere Treppe im Getreidespeicher hat. Dabei ging es darum, die Beobachtungsfähigkeit des Kandidaten zu testen. Diese Art von Examen war nicht unbekannt, und es wurde eine prompte Antwort erwartet. Da ich nichts zu verlieren hatte, aber auch keine Ahnung hatte, wie viele Stufen es waren, die ich fast täglich hinauf- und heruntergelaufen war, war meine Antwort „12 Stufen". Diese Zahl lag der Wirklichkeit nahe genug, um mir ein Argumentieren erlauben zu dürfen. Dies ergab sich, als mir gesagt wurde, daß die richtige Anzahl der Stufen 13 sei. Die obere Stufe, die auf gleicher Ebene mit dem Schüttboden liegt, sei mit in die Anzahl der Stufen einzuberechnen. Da ich dieser Ansicht nicht zustimmen konnte, entwickelte sich zwischen mir und der Kommission eine längere und hitzige Diskussion. Dann folgten Fragen, die wahrscheinlich sogar ein Dr. agr. nicht hätte beantworten können. Ich bin auch heute noch der Meinung, daß ich im Recht war. Aber dennoch war dies eine Lehre für mich, nicht auf einem Standpunkt zu beharren, für welchen man selbst keine starken Argumente hat. Und ganz besonders sollte man es dann nicht, wenn es sich bei dem Gesprächspartner um einen Vorgesetzten handelt. Da wir zu zweit an diesem Examen teilnahmen und beide es nicht bestanden, meinte unser direkter Vorgesetzter, daß dies für ihn die größte Schande seines Lebens sei. Das nahmen wir jedoch mit Gleichmut hin, da er ein sehr unsympathischer Kerl war.

Kolonialschule Witzenhausen

(Jetzt Deutsches Institut für tropische und subtropische Landwirtschaft)

Noch in Schlesien lernte ich einen jungen Mann kennen, der mir von der Kolonialschule erzählte, die er wohl für einige Semester besucht hatte. Von ihm erfuhr ich auch, daß jedes Jahr zum Semesterschluß besonders Holländer nach Witzenhausen kämen, um unter den Absolventen junge Leute auszusuchen, die sie im damaligen Holländisch Indien auf ihren Plantagen anstellten. Die Frage war nur, ob diese Schule auch Nicht-Abiturienten aufnahm. Nicht nur Preisbullen werden auf Ausstellungen verkauft, so sagte ich mir, sondern auch Tiere, die keinen Preis gewonnen haben, wenn auch zu einem niedrigeren Preis. Daraufhin schrieb ich nach Witzenhausen und fragte, ob sie auch Hörer annehmen würden, die kein Abitur haben. In der Antwort hieß

es, daß ich willkommen sei, solange ich bereit sei, dieselben Gebühren zu zahlen wie Abiturienten.

Die Kolonialschule ist in einem ehemaligen Kloster untergebracht und liegt an der Werra. Im zur Schule gehörenden Internat teilten sich zwei oder drei Studenten ein Zimmer. Die Studenten, die ich dort antraf, waren eine recht gemischte Gesellschaft. Wenn die Deutschen auch bei weitem die größere Anzahl ausmachten, so hatten wir auch einige Perser, Türken und Ägypter. Unter den Deutschen waren Söhne von Farmern aus den ehemaligen Kolonien Deutsch-Südwestafrika und Tanganjika. Dann gab es aber auch solche, zu denen ich gehörte, die die Kolonialschule als das beste Sprungbrett für eine spätere Verwendung im Ausland ansahen.

Zur Kolonialschule gehörte eine Landwirtschaft, deren Arbeiter Studenten waren, die noch keine praktischen Erfahrungen hatten. Außerdem gab es da noch je eine Molkerei, Käsefabrik, Schmiede und Stellmacherei. Da ich selbst in Schlesien zwei Jahre in der Landwirtschaft gearbeitet hatte, konnte ich gleich als Hörer-Student anfangen. Die Lehrfächer waren ziemlich dieselben wie auf jeder landwirtschaftlichen Hochschule. Der Unterschied lag lediglich darin, daß hier der Schwerpunkt auf den klimatischen Verhältnissen und sonstigen Bedingungen lag, die man in den tropischen und subtropischen Gebieten zu erwarten hatte. Die Lehrkräfte waren entweder alte Herren der Kolonialschule mit praktischen Übersee-Erfahrungen oder Herren, die in den Kolonien Lehrer an landwirtschaftlichen Institutionen gewesen waren. Zur Schule gehörten noch Treibhäuser unter Glas, in denen so ziemlich alle Arten von Pflanzen zu finden waren, die in den tropischen und subtropischen Gebieten von wirtschaftlicher Bedeutung waren.

Nach zwanzig Jahren in Afrika bin ich der Ansicht, daß die Kolonialschule Witzenhausen dem jungen Mann die beste Grundlage gab, um aus seinem Wagnis einen Erfolg zu machen. Ob der Betreffende dann auch wirklich irgendwo in der weiten Welt alleine das Schwimmen lernte, konnte natürlich nicht die Aufgabe dieses Instituts sein.

Obwohl Sport nicht obligatorisch war, wurde doch vorausgesetzt, daß jeder an einer oder mehreren Sportarten teilnahm. Ich hatte an Sport kein wirkliches Interesse, dennoch wurde ich Mitglied des Rudervereins, da mir gesagt wurde, daß in einer Regatta lange Beine gewisse Vorteile hätten.

Es war eine Sitte der Alten Herrn aus allen Teilen der Welt, der Schule Geschenke, wie Masken aus Afrika, Pfeile u. Bogen aus Australien usw. zu schicken, die im Schulmuseum untergebracht wurden. Einer dieser Witzenhausener schickte uns aber ein Eskimoboot, welches erst dann im Museum Aufnahme fand, nachdem es mich fast das Leben gekostet hatte und meiner Zeit in Witzenhausen ein vorzeitiges Ende bereitete. Obwohl niemand irgendwelche Erfahrungen mit dieser Art von Booten hatte, wurde dennoch beschlossen, dieses auszuprobieren. Nachdem wir das wasserdicht erscheinende Kanu ins Wasser geschoben hatten, erbot ich mich als Erster das Boot auszuprobieren. Weil ein Kanu mit einem Insassen sehr tief im Wasser liegt, hat es eine Vorrichtung, die das Eindringen von Wasser ins Kanu verhindern soll. In diese muß man sich einschnallen. Daß hierzu ein spezieller Anzug nötig war, wußten wir allerdings nicht. Solange ich mich am Anlegesteg festhielt, schien alles in Ordnung zu sein. Nur als ich diesen losließ, kenterte das Boot sofort und ich hing mit dem Kopf nach unten in der Werra. Auch wenn ich mich vom Kanu hätte befreien können, hätte mir das kaum geholfen, da ich nicht schwimmen kann. Wenn ich allein gewesen wäre, hätte ich jetzt und hier keine Gelegenheit mehr, dieses Erlebnis niederzuschreiben. So aber wurde ich, nachdem ich genug Wasser in meinen Lungen hatte, mit dem Kanu ans Ufer gezogen. Hätte sich dieser Vorfall nicht im Februar abgespielt, wäre ich vielleicht ohne weitere Konsequenzen davongekommen. So aber entwickelte sich eine doppelte Lungenentzündung, die mir für mehrere Wochen den Aufenthalt im Hospital einbrachte. Nachdem meine Lunge mehrere Male durchleuchtet worden war, erschien einer meiner Lehrer und meinte, daß er mir aufgrund dieser Aufnahmen nur abraten könne, eine Verwendung in den Tropen zu suchen.

In späteren Jahren hatte ich des öfteren Gelegenheit gehabt, Spitäler und Erholungsheime von innen kennenzulernen. Dies hat mich zu der Ansicht gebracht, daß Aufenthalte in diesen Anstalten wohl am geeig-

netsten sind, um sich mit Problemen zu befassen, mit denen man unter anderen Verhältnissen nur schwer fertig wird. Voraussetzung hierzu allerdings ist, die Fähigkeit zu haben, jedes Mitleid mit sich selbst auszuschalten, eine Neigung, der man dann besonders ausgesetzt ist, wenn man sich physisch und geistig nicht auf der Höhe fühlt.

Was mich zu Anfang am meisten bedrückte war, daß mein eigener Entschluß nach Witzenhausen zu gehen, d. h., meine erste selbstständige Handlung, mit einem Fehlschlag endete. Nun hatte Witzenhausen genug Studenten, die Menschen kannten, die wiederum Freunde hatten, die mit 50 Mark in der Tasche irgendwo an einer exotischen Küste gelandet waren, um in wenigen Jahren mit einem wahren Vermögen zurückzukehren. Rückblickend wäre es sicherlich richtiger gewesen, bereits damals mit 19 Jahren freiwillig auszuwandern, als dazu erst nach weiteren 20 Jahren gezwungen zu werden. Aus solchen Spekulationen wurde damals nichts, weil zwei Ereignisse meinen Erwägungen eine andere Richtung gaben.

Mein Bruder wird katholisch. Ich kure in Oberstdorf

Von meiner Mutter erhielt ich die Nachricht, daß mein Bruder Katholik geworden sei. Dieser Glaubenswechsel war der Anlaß einer Korrespondenz zwischen meinem Bruder und unserem Onkel Paul Hahn (1863-1931), Besitzer des Restgutes Asuppen, welches mein Bruder von ihm erben sollte. Mein Onkel machte ihm den Vorwurf, den Glauben seiner Ahnen aufgegeben zu haben. Daraufhin entgegnete mein Bruder, daß er im Gegenteil zum Glauben seiner Vorfahren zurückgekehrt sei. Er fügte dann noch hinzu, er hätte bereits Aufnahme im Jesuitenorden gefunden. Obwohl der Glaubenswechsel meines Bruders ihn nicht zwangsläufig von der Erbschaft des Restgutes ausschloß, wurde ich dennoch wegen seines Eintritts in den Jesuitenorden der Erbe unseres durch die Bodenreform stark verkleinerten Familienbesitzes Asuppen.

Für mich war damals der Anteil des argentinischen Geldes, den mein Bruder erhalten hatte, von größerem Interesse. Ich schrieb gleich an meinen Bruder und wünschte ihm Glück und Erfolg zu seiner Berufung. Ich bat ihn aber gleichzeitig, es sich zu überlegen, ob unser Vater es gerne gesehen hätte, daß sein schwer verdientes Geld jetzt in den

Koffern der Jesuiten verschwindet. Für den Fall, daß er meiner Ansicht sei, teilte ich ihm dann noch die Kontonummer meiner Bank mit, die mich bald darauf verständigte, daß sie für mich einen erheblichen Betrag erhalten hätte.

Was aber für meine nähere Zukunft von weit größerer Bedeutung werden sollte, war ein langer Artikel, in der bekannten Zeitschrift "Wild und Hund" über die Jagdverhältnisse in Ungarn, die mir zum Zeitvertreib ein Student der Kolonialschule brachte. Wer an Zufälle glaubt, kann hier kaum ein besseres Beispiel finden, wie sehr diese in unserem Leben eine Rolle spielen können. Die Folge dieses Artikels war ein Brief an eine Buchhandlung in München, mit der Bitte, mir ein Lehr- sowie Wörterbuch über die ungarische Sprache zu schicken. Die Kolonialschule verließ ich mit dem Eindruck, daß sie die erste Lehranstalt war, die mir für meine weitere Existenz von Nutzen gewesen ist.

Wieso ich gerade auf Oberstdorf verfiel, um meine Lungen wiederherzustellen, ist mir nicht mehr erinnerlich. Dieser Entschluß war jedoch für meine Pläne nach Ungarn zu gehen, von ausschlaggebender Bedeutung.

Wer mit der Routine solcher Plätze wie Oberstdorf bekannt geworden ist, wird wissen, daß ein großer Teil des Tages darin besteht, auf einem möglichst windgeschützten Balkon zu liegen, zu lesen und sich zu langweilen. Diese Tätigkeit wird von Zeit zu Zeit durch Besuche beim Doktor unterbrochen, die für mich gleich zu Anfang eine ungewöhnliche Wendung nehmen sollten. Als ich das Wartezimmer meines Arztes mit einer Zigarette in der Hand betrat, schien er gerade mit einem Patienten, den er wohl soeben untersucht hatte, noch etwas zu besprechen. Meine Zigarette sehend, ging er zur Tür, durch welche ich soeben hereingekommen war, öffnete diese, zeigte auf meine Zigarette und sagte "raus". Da es damals in Oberstdorf genügend Ärzte gab, hatte ich keine Schwierigkeit, einen anderen zu finden.

In meinem ersten Brief aus Oberstdorf an meine Mutter teilte ich ihr auch mein neuestes Mißgeschick mit. Auf ihr persönliches Erscheinen brauchte ich nicht lange zu warten. Ihr erster Gang war zu meinem

Doktor, der ihr sagte, daß meine Lungen etwas "zart" seien und ich möglichst ein paar Monate dort verbleiben sollte. Was eine zarte Lunge ist, weiß ich allerdings bis heute noch nicht.

Als die Tage wärmer und länger wurden, fiel mir eine große Gestalt auf, die fast jeden Morgen an meinem Balkon vorbeiging. Diese war in einen langen Lodenmantel gekleidet, der mit einem breiten Gürtel zusammengehalten wurde, an dem mehrere große Taschen hingen. In der Hand trug er ein Netz mit einem Stiel, sehr ähnlich denen, die ich in Amboten zum Krebsefangen benutzt hatte. Daß es sich hier um einen Jäger handelte, stand außer Zweifel, nur war mir die Art seiner Beute unbekannt. Da man in Oberstdorf alles erfuhr, was man erfahren wollte, fand ich bald heraus, daß diese Gestalt ein Frösche fangender ungarischer Graf war. Die Froschschenkel verkaufte er an verschiedene Pensionen. Obwohl ich seit meinem Entschluß, mir in Ungarn eine Existenz zu schaffen, immer nach ungarischen Grafen Ausschau gehalten hatte, gefiel mir seine Tätigkeit nicht. Ein Graf mit dieser Art Beschäftigung dürfte kaum in der Lage sein, mir eine Anstellung anbieten zu können. Es gab aber keine Schwierigkeit, seine Bekanntschaft zu machen, da die Besitzerin meiner Pension eine seiner Abnehmer war. Wie ich bald feststellen konnte, hatte dieser Froschfänger kaum mehr Beziehungen zu Ungarn. Er gehörte anscheinend zu jenen, von denen man nie recht wußte, wovon und wie sie existierten. Von Froschschenkeln alleine läßt sich nicht leben, zumal deren Fang auf sechs bis acht Wochen im Jahr beschränkt ist. Daher wird er wahrscheinlich, wie oft Leute seines Standes, irgendwo weitere kleine Einnahmequellen gehabt haben, die er mit dieser und ähnlichen Tätigkeiten aufzubessern versuchte. Der Graf weigerte sich, mich auf seine Ausflüge mitzunehmen. Diese Episode abschließend sei hier noch festgestellt, daß Froschschenkel wie junges Hühnerfleisch schmeckt, aber für eine Mahlzeit Hunderte von Fröschen ihr Leben lassen müssen.

Unterdessen waren die von mir bestellten ungarischen Lehrbücher angekommen, die mir jedoch nach kurzer Durchsicht zeigten, daß ich diese Sprache niemals aus Büchern alleine lernen würde.

Als mein Arzt mir erlaubte, meine Liegekur zu verkürzen, begann ich Ausflüge zu machen. Dabei entdeckte ich, daß es in Oberstdorf eine Pension gab, die einer Baltin, einer Baronin Julie Manteuffel-Szoege (*1890-1975, älteste Schwester seines Vetters Baron Heinrich M.-Sz.; K.L.*), gehörte. Da sie selbst leidend war, wurde die Pension von einer Baronin Marie Medem (*a.d.H. Groß-Wilzen, * 1866, † Lindau 1940; K.L.*) geleitet. Da ich schon seit einiger Zeit einen Pensionswechsel ins Auge gefaßt hatte und dort gerade ein Zimmer frei geworden war, stand einem Umzug in die Pension Medem, wie diese in Oberstdorf genannt wurde, nichts im Wege.

In dieser Pension wohnte gleichzeitig eine Dame mit ihrer kleinen Tochter, der ich es verdanke, daß sich meine ungarischen Pläne verwirklicht haben. Baronin Sibylla (Sybil) v. Manteuffel-Szoege, geb. Gräfin zu Pappenheim (* *Budapest 29.11.1903, † München 13.6.1996; K.L.*), war die Frau meines entfernten Vetters, Baron Heinrich Manteuffel-Szoege (* *Kapsehden 12.11.1893, † Salzburg 26.2.1946, Kommandeur der Stoßtruppe der Baltischen Landeswehr; K.L.*), älterer Bruder von Baron Hans Manteuffel-Szoege (* *Kapsehden 19.1.1894, ⚔ bei der Befreiung von Riga am 22.5.1919; K.L.*), der in der Baltischen Landeswehr solch eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Was ich zu der Zeit nicht wußte, war, daß ihr Vater, Siegfried Graf zu Pappenheim, Besitzer mehrerer Güter in Ungarn war, die von seinem Schwiegersohn verwaltet wurden.

Ich nehme ungarischen Sprachunterricht

Als sich für mich die Zeit näherte, Oberstdorf zu verlassen, hatte ich zu entscheiden, was ich jetzt mit mir anfangen sollte. Da ich nach meiner neuen Bekanntschaft mehr denn je entschlossen war, nach Ungarn zu gehen, ließ mir der Kurs, den ich zu verfolgen hatte, keinen sehr großen Spielraum. Ich hatte die ungarische Sprache zu erlernen, soweit eine Sprache mit der Hilfe eines Lehrers zu erlernen ist, und mich für den Beruf eines Landwirts so gut wie möglich fortzubilden.

Auf eine Anzeige in einer Münchener Zeitung, durch die ich einen ungarischen Lehrer suchte, erhielt ich nur eine Antwort. Sie kam von einem Herrn, der früher in der Berlitz-Schule in Budapest unterrichtet

hatte, aber zu der Zeit in München seinen Lebensunterhalt durch Privatunterricht verdiente. Ich stellte fest, daß die nächste Hochschule von München Weihenstephan bei Freising war. Dort suchte ich einen Professor auf, den ich bat, mir ein Curriculum zusammenzustellen, welches seiner Ansicht nach meiner Lage und meinen Aspirationen am Besten entsprechen würde. Daraufhin nahm der Professor einen Bogen Papier, auf dem er emsig zu schreiben begann. Als er diesen vollgeschrieben hatte, griff er nach einem weiteren Papier, das er gleichfalls ausfüllte, um dann beim Dritten so um die Mitte mit dem Schreiben aufzuhören. Dieser Tätigkeit sah ich mit immer weiter sinkendem Herzen zu. Es sollte aber dann noch weiter absinken, als der Professor meinte, daß die Fächer, die er aufgeschrieben hätte, so ziemlich das Minimum dessen seien, worüber ich mich zu informieren hätte.

Nachdem ich mir in Freising ein Zimmer gesichert hatte, was damals nicht so einfach war, da es sehr viele gab, die in Weihenstephan studieren wollten, fuhr ich nach München. Dort suchte ich den Herrn auf, der auf meine Anzeige nach einem ungarischen Lehrer, geantwortet hatte. Bis dahin hatte ich Sprachen auf die „konventionelle“ Art und Weise gelernt, vergessen oder halb vergessen. Das bedeutete, daß der Schüler die Hälfte oder mehr einer Unterichtsstunde mit dem Lehrer in seiner eigenen Muttersprache spricht. Das System bei Berlitz besteht aber darin, daß der Lehrer von der ersten Stunde an nur in der Sprache spricht, die sein Schüler erlernen möchte.

Wenn dieses System auch eine gewisse Logik hat, kann der Schüler besonders in den ersten Monaten fast zum Wahnsinn getrieben werden. Darauf wird aber keine Rücksicht genommen. Die einzigen Ausnahmen waren, wenn mein Lehrer, der in sechs Sprachen unterrichtete, vergessen hatte, daß ich sein ungarischer Schüler war und er mich auf Spanisch oder Italienisch begrüßte. Ein Nachteil dieses Systems ist jedoch, daß der Schüler, jedenfalls am Anfang, kaum in der Lage ist, sich selbst durch "Hausarbeit" weiterzubilden. In meinem Verlangen, so schnell als möglich die ungarische Sprache zu erlernen, schlug ich meinem Lehrer vor, mir zwei oder sogar drei Sprachstunden am Tag zu geben. Er meinte jedoch mit einem leichten ironischen Lächeln, daß zumindest am Anfang eine Stunde genügen würde.

Da die ungarische Sprache und ihre Grammatik, mit Ausnahme der finnischen, keinerlei Ähnlichkeit mit anderen europäischen Sprachen hat, werden dem Schüler, der die ungarische Sprache erlernen möchte, Kenntnisse in anderen europäischen Sprachen ohne den geringsten Nutzen sein. So heißt zum Beispiel das Buch auf Ungarisch "Könyv"; - mein Buch - Könyvem; meine Bücher - Könyveim; der Akkusativ davon "könyveimet" usw. Für einen Landwirt kommt dann noch eine zusätzliche Schwierigkeit hinzu, da der Ungar oft für die gleichen Tiere ganz verschiedene Wörter hat, wie z. B. für das ein-, zwei-, oder dreijährige Schaf. Jedoch gehörte dies schon zu den Feinheiten der ungarischen Sprache, die man sich erst an Ort und Stelle aneignet.

Als ich in Erfahrung gebracht hatte, daß ich die gleichen Vorlesungen wie in Weihenstephan auch an der Technischen Hochschule in München hören könnte, verließ ich Freising und zog nach München. Damit ersparte ich mir die täglichen Fahrten zu meinem ungarischen Lehrer. Dieser Umzug erlaubte es mir auch, mehrere Vorlesungen von denen anzuhören, die auf meiner Liste standen. Einige Kürzungen hatte ich in der Auflistung des Professors bereits vorgenommen.

München war in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre noch eine völlig andere Stadt, als die, die sie heute ist. Damals gehörten der Jägerhut, mit echtem oder falschem Gamsbart, und die kurze Lederhose zum Stadtbild und man konnte alle Straßen an jeder beliebigen Stelle überqueren. Heute sind die Ersteren verschwunden und das Überqueren von Straßen ist mit Lebensgefahr verbunden.

Meine erste Fahrt nach Ungarn

In der Zwischenzeit hatte ich briefliche Verbindung mit meinem Vetter Baron Heinrich Manteuffel in Ungarn aufgenommen, die zu einer Einladung führte, ihn und seine Familie im Sommer 1927 zu besuchen.

Als ich von Wien kommend die österreichisch-ungarische Grenzstation erreichte, und dann nach einem kurzen Aufenthalt nach Budapest weiterfuhr, konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, in ein Land gekommen zu sein, welches nicht mehr so ganz zu Europa gehörte. Es war mir, als ob hier die Dimensionen irgendwie größer waren und der

Horizont in einer weiteren Ferne lag, als in dem Land, welches ich soeben verlassen hatte.

Auf den wenigen Stationen zwischen der Grenze und Budapest, an denen der Schnellzug anhielt, konnte der ausländische Reisende Aufschriften mit Worten von ungewöhnlicher Länge erblicken, deren Sinn in seiner eigenen Muttersprache nur mit drei oder vier Worten ausgedrückt werden könnte. Hier hatte ich nun endlich die Gelegenheit, an diesen Aufschriften meine Kenntnisse der ungarischen Sprache zu messen. Dabei machte ich die betrübliche Feststellung, daß ich in dieser Beziehung noch recht viel zu lernen hatte. Darauf hatte mich allerdings mein ungarischer Lehrer bereits aufmerksam gemacht.

Da ich in Budapest übernachten mußte, um mit dem Frühzug die Station zu erreichen, von der man mich abholen wollte, begab ich mich zum Hotel, welches mir mein Vetter empfohlen hatte. Da es erst später Nachmittag war, unternahm ich noch einen kurzen Spaziergang. Dabei fiel mir bei den vielen Kaffeehäusern, an denen ich vorbeikam, auf, daß die Tische und Stühle bis auf die Bürgersteige hinaus aufgestellt waren und auch von Gästen genutzt wurden.

Um den Grund der Popularität dieser Kaffee-Häuser, die auf mich den Eindruck wahrer Goldgruben machten, zu entdecken, suchte ich in einem von diesen nach einem freien Tisch, den ich nach einigem Suchen auch fand. Nachdem ich etwas zu Essen bestellt hatte, nahm ich die um mich Sitzenden ins Auge, in der Hoffnung den Grund der Beliebtheit dieser Kaffee-Häuser feststellen zu können. Obwohl irgendwo im Hintergrund Zigeunermusik spielte, an der aber offensichtlich niemand ein Interesse hatte, waren die um mich Sitzenden zumeist damit beschäftigt, eine Zeitung zu lesen, von denen ganze Reihen neben der Garderobe hingen. Von Zeit zu Zeit tauschten sie diese miteinander aus. Andere wiederum spielten Schach oder Domino oder waren in recht lebhafte Unterhaltungen vertieft, von denen ich kein Wort verstehen konnte. Bestellt wurde, so weit ich es sehen konnte, sehr wenig und dann zumeist nur ein schwarzer Kaffee, zu dem immer ein Glas Wasser gehörte. Die Stühle waren unbequem, die Tische zumeist rund und klein mit einer falschen Marmorplatte. Dann waren ständig Leute da, die sich zwischen den Sitzenden durchdrängten,

wohl auf der Suche nach irgendjemandem. Das ließ darauf schließen, daß dieses Lokal ein beliebter Treffpunkt für Freunde oder Geschäftsleute war.

Wenn zu Anfang Männer die Szene dominierten, so änderte sich dies mit vorrückender Stunde, bis schließlich die Weiblichkeit so ziemlich die Hälfte der Anwesenden ausmachte. Wenn jetzt auch mehr bestellt wurde, war es zumeist nur das, was der Engländer als "snacks" bezeichnet. Aber Kaffee mit einem Glas Wasser fehlte nie. Wenn es bis dahin schon lärmend genug gewesen war, wurde es jetzt noch viel lauter, da offenbar jeder viel zu erzählen hatte und dabei auch gehört werden wollte. Wie ich viel später feststellte, war ich gleich am ersten Abend Zeuge eines integralen Teils der Existenz einer Klasse von Ungarn geworden, die durch schiere Atmosphäre das zustande bringt, was anderswo nur unter Zuhilfenahme von Alkohol erreicht werden kann.

Wo immer ich später in irgendwelchen Kaffee-Häusern ungarischen Flüchtlingen begegnete, war es nur eine Frage der Zeit, bis sie mit Wehmut ihr Stammkaffee in Budapest zur Sprache brachten.

Als Königreich war Ungarn vor dem Ersten Weltkrieg ein Teil des österreichischen Kaiserreichs, wobei der Kaiser von Österreich gleichzeitig König von Ungarn war. Als Ungarn aufgrund des Friedensvertrags von Trianon (*Pariser Vorortverträge vom 4. Juni 1920; K.L.*) seine Selbständigkeit gewonnen hatte, mußte es diese mit enormen Gebietsabgaben an die sogenannten Nachfolgestaaten Jugoslawien und die Tschechoslowakei sowie an Rumänien und einen kleinen Teil sogar an Österreich bezahlen. Von einer gesamten Bodenfläche von 325.000 qkm verlor Ungarn 232.000 qkm, behielt demnach nur 93.000 qkm. Es versteht sich von selbst, daß solch eine drastische Amputation soziale, ökonomische und finanzielle Probleme mit sich brachte, die im Jahre 1927, als ich Ungarn zum ersten Mal besuchte, noch lange nicht überwunden waren.

Am folgenden Tag erreichte ich nach einmaligem Umsteigen meine Endstation mit dem Namen Aps-Zagyvaszanto. Von dort brachte mich ein Pferdegespann zum 17 km entfernten Bujak. Dort wurde ich von



22. Baron Heinrich v. Manteuffel-Szoege mit seiner Ehefrau Sibylla, geb. Gräfin zu Pappenheim in Bujak



23. Blick auf Bujak
Photo aus den frühen 1930er Jahren

meinem Vetter Heinrich Manteuffel, den ich noch nicht kannte, sowie von seiner Frau Sybil, der ich diesen Besuch zu verdanken hatte, auf das Verwandtschaftlichste begrüßt.

Baron Heinrich v. Manteuffel gen. Szoege gehörte zu den baltischen Familien, die man mit wenigen Ausnahmen, als deutsch orientiert bezeichnen kann. Die Manteuffels hatten bedeutenden Grundbesitz im Baltikum und auch in Polen. Viele Angehörige dieses Geschlechts haben eine aktive Rolle in der Landespolitik gespielt. Es war in jüngerer Zeit unter anderem ihr Bestreben, eine engere Verbindung des Baltikums mit Deutschland herzustellen.

Mein Vetter und seine drei Brüder waren deutsche Staatsangehörige. Der Jüngste, Wolf (* 1895), ist im Ersten Weltkrieg am 8. Mai 1918 an der Westfront gefallen. Der Ältere, Hans (* 1894), über den ich schon gesprochen habe, verlor sein Leben in der Landeswehr am 22. Mai 1918 bei der Befreiung Rigas.

Wenn die Balten als geschlossene Volksgruppe nicht mehr bestehen werden und sich kaum jemand mehr an sie erinnert und man ihr einstmaliges Bestehen nur als eine kleine Episode in der Weltgeschichte ansehen wird, haben die Manteuffels durch ihre Stiftung (*die 1906 testamentarisch verfügte Witwenstiftung der Baronin Ada v. Manteuffel-Szoege geb. Gräfin Apraxin, * 1849, † 1914; K.L.*), die auch ihren Namen trägt, noch die beste Chance, nicht vergessen zu werden. Mit finanziellen Beiträgen hat diese Stiftung so vielen älteren Balten bis zum heutigen Tag im Kampf um ihre Existenz so unermeßlich viel geholfen.

Ich bin in Ungarn

Wenn ich mich daran erinnere, daß der nächste Tag nach meiner Ankunft bei meinen Verwandten ein Sonntag war, so nur darum, weil mir etwas zustieß, was ich damals als eine ewige Schande ansah. Als ein Frühaufsteher, was das Mindeste ist, was man von einem Landwirt erwarten kann, machte ich einen Spaziergang durch den Wirtschaftshof. Dabei ging ich auch durch einen sehr langen aber leeren Schweinestall, dessen eigentliche Bewohner den ganzen Sommer auf der Weide

verbrachten. Als ich das Ende des Stalles erreicht hatte, spürte ich etwas an meinen Beinen heraufkriechen, was sich beim näheren Hinschauen als eine Armee von Flöhen herausstellte. Sie schienen entschlossen zu sein, durch jede sich ihnen bietende Öffnung an meine Haut zu gelangen. Da ich aus einem Land kam, indem nicht nur Läuse, sondern auch Flöhe mit Schmutz in Verbindung gebracht werden, geriet ich in eine gewisse Panik, da ich nicht wußte, was die Ursache dieser Masseninvasion war. Mit meinen Versuchen, die Flöhe mit den Händen abzustreifen, erreichte ich nur, daß ich diese bald auch unter meinem Hemd hatte. Das zwang mich zu einem beschleunigten Rückzug in mein Zimmer, von wo aus ich meine Kleider aus dem Fenster warf. Da meine Gastgeber noch nicht aufgestanden waren, hoffte ich, daß meine Schande unbemerkt bleiben würde. Ich versuchte dem Diener verständlich zu machen, daß meine Kleider im Garten liegen und er mit ihnen etwas machen sollte. An seiner Gleichgültigkeit, mit der er meine Sachen zusammenklaubte, merkte ich, daß es hier anscheinend nichts Ungewöhnliches war. Wie mir später mein Vetter sagte, war ich in einen Stall geraten, in dem die Schweine nur im Winter gehalten wurden. Es handelte sich hier um eine Rasse, die Mangalica genannt wird. Sie waren so sehr mit gekräuselten Borsten bedeckt, daß man sie von weitem mit Schafen verwechseln konnte. Dieser Borstenbewuchs machte sie zu einem sehr beliebten Aufenthalt von Flöhen. Da der Stall seit einigen Monaten nicht benutzt worden war, war es verständlich, daß sich die zurückgebliebenen Flöhe mit ihrer gleichfalls sehr hungrigen Nachkommenschaft auf einen Ignoramus wie mich gestürzt hatten. In Ungarn waren es aber nicht nur die Schweine, die Flöhe hatten. Bei fast allen Lebewesen, den Menschen mit eingeschlossen, machten sie sich zumeist bei Nacht sehr unliebsam bemerkbar. Mit der Zeit war ich aber so geschickt geworden, diese sehr harten und alerten Plagegeister im Dunkeln zu fangen. Dann warf ich sie in ein zur Hälfte gefüllten Glas Wasser, das genau zu diesem Zweck auf meinem Nachttisch stand.

Nach einigen Tagen gab mir mein Vetter, Major des Ersten Weltkriegs, einen Plan, auf dem er eine Strategie entworfen hatte, wie ich seiner Ansicht nach meine beschränkte Zeit in Ungarn am Besten ausnutzen könnte. Das war genau das, was ich mir erhofft hatte. Die Strategie bestand darin, bei den verschiedenen Betriebsleitern ein paar Tage oder

eine Woche zu verbringen, um die Methoden, wie sie damals in der ungarischen Landwirtschaft angewandt wurden, kennenzulernen. Das sollte mir gleichzeitig auch die Gelegenheit geben, mich in der Landessprache zu üben, da die meisten Verwalter nur ungarisch sprachen.

In Ungarn beruhte eine landwirtschaftliche Einheit auf der Dreifelder-Wirtschaft, die aus Sommer- und Winterkorn bestand, zwischen denen eine gedüngte Hackfrucht, wie Zuckerrüben oder Kartoffeln, lag. Außerhalb dieser Einheiten befanden sich die mehrjährigen Futterschläge, wie z. B. Luzerne, die nach 6-8 Jahren wieder in die obengenannte Fruchtfolge aufgenommen wurden. Zu meiner Zeit in Schlesien war man schon lange auf die Mehrfelderwirtschaft übergegangen, die bis zu acht Rotationen kannte, die dem Landwirt einen größeren Gewinn versprachen, aber nur durch eine gewisse Mechanisierung erreicht werden konnte.



Karte 1

Das stark verkleinerte Trianon-Ungarn hatte einen großen Landarbeiterüberschuß, der durch die Flucht vieler Menschen aus den abgetrennten Gebieten stammte. Aus diesem Grund war der Einsatz von Maschinen in der Landwirtschaft verboten. An dieser Rückständigkeit konnte kaum etwas geändert werden, bis es Ungarn gelang, eine bis dahin kaum vorhanden gewesene Industrie aufzubauen, die diesen Menschenüberschuß absorbierte. Wenn sich für einen frei gewordenen Arbeitsplatz zehn Landarbeiter bewerben, sind niedrige Löhne und Arbeitszeiten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang die zwangsläufige Folge. Hier waren demnach Probleme entstanden, die nur mit der Zeit gelöst werden konnten. Die Regierung mußte daher auch strenge Maßnahmen anwenden, um Unruhen zu vermeiden, welche die Lage noch verschlimmert hätten. Dem Verlangen nach einer durchgreifenden Bodenreform konnte nur in geringem Umfang entsprochen werden. Nicht nur, daß sich die Großgrundbesitzer ihr widersetzten, sondern zu jener Zeit war etwas derartiges auch kaum durchführbar. Die Arbeitslosen hätten mit einem Stück Land ohne langfristige und sehr billige Kredite nichts anfangen können. Aber solche Kredite konnte der Staat damals nicht leisten.

Als die Zeit meiner Rückkehr nach Deutschland heranrückte, hatten sich meine Kenntnisse der Landessprache bedeutend verbessert. Auch hatte ich einen allgemeinen Überblick gewonnen, mit was für Problemen ich zu rechnen haben würde, falls es mir gelingen sollte, in Ungarn eine Anstellung zu erhalten. Außerdem war mir einiges aufgefallen, was meiner Ansicht nach in Ungarn zu wenig beachtet wurde. Da war zum Beispiel die korrekte Fütterung der großen Viehbestände. Auf diesem Gebiet sah ich eine Möglichkeit, bedeutende Ersparnisse zu erzielen. Weiterhin glaubte ich, in der Buchhaltung Mängel entdeckt zu haben. Fast die ganze Zeit wurde damit verbracht, sich auf die jährlichen Auseinandersetzungen mit dem Steueramt vorzubereiten. Es wurden aber kaum Berechnungen angestellt, um die Ertragssituation der einzelnen Wirtschaftszweige zu ermitteln. Hier sah ich zwei Gebiete, auf denen ich mit etwas Praxis den dort zuständigen Bearbeitern überlegen sein könnte.

Bevor ich nach München zurückkehrte, wollte ich doch noch etwas von den Teilen Ungarns sehen, die ich bis dahin noch nicht besucht hatte.

Ich hatte besonders die enormen Weideflächen im Auge, die als Hortobagy bekannt sind. Sie liegen in der großen ungarischen Tiefebene und gehören der Stadt Debrecen. Hier läßt sich kaum von einer gewöhnlichen Weide sprechen. Es handelt sich um ein Gebiet, welches flach wie ein Tisch ist und enorme Ausmaße hat. Im Sommer gibt es keinen Horizont, da sich dieser irgendwo hinter einem Geflimmer von heißer Luft verbirgt. Das Einzige, woran sich das Auge auf dieser Ebene festhalten kann, sind die Ziehbrunnen, denen die Ungarn den sehr zutreffenden Namen "Kranich" gegeben haben. Sie sehen nämlich in ihrer Silhouette aus wie diese Vögel, wenn sie auf einem Bein stehen. Um diese Brunnen lagern, stehen oder weiden große Pferde-, Vieh- und Schafherden, die von Hirten mit ihren Hunden bewacht werden.



24. Pferde am Ziehbrunnen auf den Weideflächen von Hortobagy

Die Pferde wurden damals von berittenen Chikos bewacht. Dieser stand im Ansehen über dem Viehhirt, dem dann der Juhaz, der Schäfer, auf der niedrigsten Stufe dieser Hierarchie folgte. Beim Vieh handelte es sich ausschließlich um die sogenannte ukrainische Rasse, die man damals aber auch oft in Italien antreffen konnte.

Was immer auch ihr Herkunftsland gewesen sein mag, waren diese großen weiß-grauen Tiere, mit ihren schwarzen Augen und Wimpern sowie einem gleichfarbigen Geäse, das am intelligentesten aussehende Vieh, welches ich bisher gesehen hatte. Die Ochsen dieser Rasse wurden auf den großen Gütern fast ausschließlich zum Pflügen und zu sonstiger Feldarbeit verwendet. Die Art des Einspannens war für mich von immer wiederkehrendem Interesse. Da jeder der Ochsen einen Namen hatte, konnte sein Treiber mit paar Worten diesem seinen ihm bestimmten Platz im Gespann zuweisen, um ihm dann das Joch auf den Widerrist zu legen. Die Hörner dieser Ochsen waren oft so lang, daß die Tore der Stallungen, in denen sie im Winter gehalten wurden, nicht weit genug waren. Sie mußten daher zunächst das eine Horn und dann das andere quer durch den Eingang schieben.

Bei meiner Annäherung an eine dieser Viehherden hatte ich leider vergessen, was man mir für den Fall, einer der Bullen würde mich angreifen, gesagt hatte. Sehr bald aber wurde ich daran erinnert. Ein mir enorm erscheinender Stier löste sich aus der Herde, kam auf mich zu, wobei er mit seinen Vorderfüßen Staub aufwirbelte, was immer ein Zeichen seiner Verärgerung ist. Da es dort keine Bäume gab, auf die man sich hätte flüchten können, hatte man mir für diesen Fall angeraten, mich auf den Boden zu legen und „Hündchen tot" zu spielen. Dann würde mich der Bulle wahrscheinlich nur beschnuppern. Als ich mich gerade für diese, mich demütigende Positur vorbereitete, schoß aus der Herde einer der Wachhunde, Komondor genannt, und biß den Stier in die Hinterbeine. Das setzte er solange fort, bis er den Ausreißer wieder in die Herde zurückgedrängt hatte. Dazu waren nur einige wenige Befehle des Hirten nötig gewesen. Als ich diesem eine kleine Belohnung gegeben hatte, war mein nächstes Ziel eine Schafherde, die ich in einiger Entfernung erblickt hatte und von der ich wohl kaum denselben Empfang zu erwarten hatte, wie ich ihn soeben erleben mußte.



25. Der Bulle auf der unendlichen Weite von Hortobagy

Distanzen in dieser für einen nicht Einheimischen sehr ungewohnten Umgebung lassen sich kaum abschätzen. Ich brauchte fast eine Stunde, um mein Ziel zu erreichen, was mir zunächst wie ein Spaziergang von einer Viertelstunde erschienen war. Von weitem konnte ich schon den Schäfer ausmachen, der leicht nach vorne gebeugt, mit dem Kinn auf seinem langen Hirtenstab gestützt, zwischen seinen Schafen stand. Er trug einen Umhang, der ihm fast bis zu seinen Füßen reichte und aus Schaffellen bestand. Obwohl er mich schon lange gesehen haben mußte, ließ er es sich nicht anmerken, bis zwei Wollbündel zu seinen Füßen aufsprangen, um sich auf mich zu stürzen. Auf ein scharfes Wort ihres Herrn kehrten sie jedoch sofort zu ihm zurück. Es waren die bekannten und sehr bissigen Schäferhunde, "Kuvasz" genannt, ohne die ein Schäfer auf dieser unendlichen Ebene hilflos gewesen wäre.

Da ich für Schafe immer ein besonderes Interesse gehabt habe, bat ich den Schäfer, eines seiner Schützlinge zu fangen. Ich wollte mir die Wolle auf ihre Qualität hin ansehen. Ohne eine Bewegung zu machen, wurden die Hunde angewiesen, einige Schafe zu ihm zu treiben. Mit der Hilfe seines Hirtenstabes, an dessen Ende sich ein Haken befand, fing er mit einer lässigen Bewegung eines dieser Schafe am Hinterfuß und setzte seinen Fuß auf das Tier. Den Stab schob er dann sofort

wieder unter sein Kinn und setzte die Betrachtung der Ferne fort, obwohl dort nach meiner Ansicht nichts zu sehen war. Wegen seiner großen Schweigsamkeit fragte ich ihn nicht danach, warum er sich in dieser tropischen Hitze in einen Schafspelz hüllt. Später wurde mir gesagt, daß diese Schäfer im Sommer den Umhang mit dem Fell nach außen und im Winter nach innen gedreht tragen und das ganze Jahr hindurch auch darin schliefen.



26. Eine Schafherde auf Ungarns Weideflächen

Nach diesen Erlebnissen machte ich mich auf den Rückweg. Dabei versuchte ich, weitere Begegnungen mit Hirten und deren Herden zu vermeiden. Während dieser Fahrt erlebte ich meine erste Fata Morgana. Ich sah eine Stadt mit Kirchen und Häusern, die auf einer Wasserfläche zu stehen schien.

Damit fand mein Ungarnbesuch sein Ende. Ich verließ Ungarn mit der Zusage meines Vetters, daß er an mich denken würde, wenn sich die Möglichkeit einer Anstellung für mich ergeben sollte.

Meine Rückkehr nach München

In München hatte ich das Zimmer bei meinem Lehrer behalten. Gleich nach meiner Rückkehr besuchte ich ihn in der Hoffnung, ihm mit meinem vergrößerten Wortschatz imponieren zu können, und er dadurch einige Kapitel in seinem Berlitz-Lehrbuch überspringen würde. Er setzte mir aber gleich einen Dämpfer auf. Er meinte, daß ich zwar meinen Wortschatz vergrößert hätte, aber meine Satzstellung sei unverändert, wenn nicht sogar schlechter geworden, als vor meiner Reise nach Ungarn. Daher ging er zum ersten Kapitel zurück, das sich mit der Satzkonstruktion befaßte.

Damals besorgte ich mir einen großen Tisch und ein Buch über die Fütterungslehre mit den dazugehörigen Formeln. Ich wollte die Futterrationen ausarbeiten, die ich dann in meiner Phantasie größeren und kleineren Herden von Pferden, Vieh, Schafen und Schweinen zu fressen gab. Dabei mußten deren Altersklassen und Verwendungszwecke berücksichtigt werden. So hatte ich bald ganze Haufen von vollen Formblättern, in deren Tabellen sich Protein- und Stärkewerte herumtummelten. Hinzu kamen dann noch die Spurenelemente, die zum allgemeinen Wohlbefinden meiner Herden unerläßlich waren. Da die an Nährstoffen ärmsten Futtermittel gleichzeitig auch die billigsten waren, konnte ich diese wohl an die Tiere meiner Einbildung verfüttern. In der Wirklichkeit hätten sie die dadurch benötigten, viel zu großen Mengen jedoch nie fressen können. Das selbst erzeugte Futter ist zumeist auch das preiswerteste. Ich berücksichtigte also in meinen Berechnungen für Ungarn die dort selbst angebauten Futterpflanzen. Dabei konnte ich es allerdings nicht unterlassen, auch solche Pflanzen in meine Tabellen aufzunehmen, von denen ich nur hoffte, sie würden auf "meinen" Feldern in Ungarn wachsen.

In Weihenstephan und München hatte ich mir Vorlesungen über Futterlehre von Professoren angehört, die von Anfang bis zum Ende nur in Zahlen sprachen, sodaß die Zuhörer mit ihren Notizen kaum nachkommen konnten. Schon in Schlesien hatte ich mich mit dieser Art Arbeit beschäftigen müssen. Ich wußte daher, daß viele Kombinationen von Futterrationen in Lehrbüchern standen. Man mußte diese nur zu

finden wissen. Diese Arbeit ist also kein so großes Mysterium, wie es sich der Uneingeweihte wahrscheinlich vorstellt.



27. Baron André v. Hahn mit seiner ersten Ehefrau Beate, geb. Baronesse v. Nolcken (1910-1982)

Zu der Zeit verlobte ich mich mit einer jungen Dame (*Baronesse Beate v. Nolcken, * Riga 23.7.1910; K.L.*), die ich schon länger gekannt hatte. Ihre Eltern *(Baron Axel v. N., * 1882, † 1954 u. Margarethe, geb. Freiin v. Taube; K.L.*) stammten auch aus dem Baltikum. Als mein zukünftiger Schwiegervater von der Absicht seiner Tochter, mich zu heiraten, erfuhr, widersetzte er sich dieser Absicht mit der Begründung, daß alle Asupp'schen verrückt gewesen sind und ich daher erblich belastet sein

könnte. Er begründete seine Einstellung damit, daß mein Vater sich 1911 in Libau das Leben genommen hätte, was ich erst bei dieser Gelegenheit erfuhr. Auch wäre nur einer der Brüder meines Vaters, wie es so heißt, im Bett gestorben. Obwohl diese Tatsachen ihn zu seiner ablehnenden Haltung berechtigten, hinderte es meine Braut und mich nicht daran, weiter an unseren Zukunftsplänen zu schmieden. Wie es sich aber später herausstellte, wäre es für uns beide besser gewesen, auf diese warnende Stimme zu hören. Diese Affäre erstreckte sich nämlich über eine achtjährige Periode von Ent- und Verlobungen, um nach einer einjährigen Ehe (*19.9.1936- ... 1937; K.L.*) mit einer Scheidung zu enden. Der folgten dann weitere acht Jahre, in denen keiner so recht wußte, ob wir geschieden waren oder nicht. Dies lag daran, daß unsere Ehe im Scheidungsparadies der Republik Lettland getrennt wurde. Später stellte sich heraus, daß diese Scheidung nur bis zu den Grenzen dieses Kleinstaates Gültigkeit hatte, aber sonst nirgends anerkannt wurde.

Dem gemeinsamen Leben meiner Mutter und meines Stiefvaters konnte ich nur mit Besorgnis zusehen, ohne damals in der Lage zu sein, beiden wirklich helfen zu können. Während meiner Zeit in Ungarn hatte meine Mutter ihrem Mann einen Sohn geschenkt (*Arthur, * Eschenlohe, OBayern, 27.9.1921; K.L.*), was ihrer ohnehin nicht guten Gesundheit keine Besserung brachte. Da das Bauernleben sich als zu anstrengend erwiesen hatte, wurden die Felder bis auf eine kleine Wiese verpachtet, auf welcher mein Stiefvater im Begriff war, Hühnerställe für 2000 Leghorn-Hennen zu errichten. Sie meinten, von deren Eiern leben zu können. Meine Mutter hatte sich zusätzlich einige Kenntnisse in der Haltung von Bienen angeeignet und betreute mit viel Mut mehrere Bienenstöcke. Sie hoffte, durch Honigverkäufe etwas zum Haushaltsgeld beisteuern zu können. Auf die Frage nach meinem Ergehen in Ungarn ließ ich durchblicken, daß ich dort wohl sehr bald einen bedeutenden Posten in der Landwirtschaft bekleiden würde. Diese Mitteilung wurde mit Stillschweigen entgegengenommen, was als eine gewisse Skepsis ausgelegt werden konnte.

Die Stölzinger waren von den schweren Zeiten auch nicht unberührt geblieben. Es kam zur Verpachtung des verhältnismäßig großen Bauernhofs. Sie behielten nur das Haus und den Garten. Meine Verwand-

ten beschäftigten sich jetzt mit der Herstellung von sogenannten Glücksvögeln, die zu der Zeit recht populär waren und recht gut verkauft werden konnten. Mein Vetter Hahn hatte sich auf eine kleine Massenproduktion dieser Vögel, die große Ähnlichkeit mit dem Eisvogel hatten, eingestellt. Mit Hilfe einer Formmaschine, die durch einen kleinen Motor angetrieben wurde, schnitt er die Umrisse dieser Vögel aus Brettern heraus. Mein Onkel nahm ihnen dann mit Feile und Sandpapier die scharfen Kanten bis die nötigen Rundungen erreicht waren. Die Tanten bemalten sie mit allen Farben des Regenbogens. Es war eine ideale Beschäftigung für ältere Menschen, die außerdem einen gewissen Gewinn abwarf. Die einzige Sorge war, wie lange wohl die Popularität dieser Vögel anhalten würde.

Die schulpflichtige Jugend hatte Stölzing verlassen. Sie wurde aber reichlich durch ständige Besuche von Landsleuten und auch von ehemaligen Korpsbrüdern der Göttinger Sachsen, denen alle Stölzinger Hahns angehört hatten, ersetzt. Besonders für die Letzteren hatten die Stölzinger offensichtlich eine gewisse Anziehungskraft, da sie immer wieder einkehrten, wenn auch meistens nur für wenige Tage. Die früheren Streitigkeiten waren einer Harmonie gewichen, die nur in Familien zu finden ist, in denen man es versteht, sich den Geist der Zusammengehörigkeit zu bewahren. Man konnte nur hoffen, daß der Terpentin- und Farbengeruch, der beim Bemalen der Vögel zwangsläufig entstand, noch lange durch die Räume der Stölzinger zieht.

Während eines meiner Besuche besprach ich mit meinem väterlichen Freund, Berater und Onkel, dem Fürsten Willi Lieven (*Fürst Wilhelm v. Lieven-Santen, * Schorstädt, Kurland, 12.12.1865, † Stölzing 8.12.1928; das Gespräch muß ganz am Anfang von Andrés Verlobungszeit stattgefunden haben; K.L.*), die unglücklichen Affären des Hauses Asuppen, die meine Verlobung ans Tageslicht gebracht hatten. Seine Meinung war, daß die Schuld dieser Tragödien in den Erziehungsmethoden meines Großvaters (*Baron Adolph v. Hahn, 1824-1882, auf Asuppen; ∞ Gräfin Amalie v. Keyserling-Kabillen, 1832-1891; K.L.*) zu suchen wären. Dabei fügte er mit einem Lächeln hinzu, daß er in mir nur die Zeichen eines schlechten Sohnes entdeckt hätte. Gleichzeitig gab er mir den Rat, meiner Mutter die größtmögliche Rücksicht derer ich fähig wäre, entgegenzubringen. Dies sollte für mich der letzte Rat eines sehr weisen Mannes sein. Er

starb, als ich schon in Ungarn lebte. Ihm folgten dann bald alle älteren Stölzinger.

Da der Mensch für seine Mißgeschicke nur zu gerne andere verantwortlich macht, hatte ich dafür nun meinen Großvater. Seitdem lastete ich ihm alles an, was meiner Ansicht nach das Schicksal mir vorenthalten hatte. An dieser Einstellung hat sich auch nach meinen späteren Besuchen in Asuppen und der Einsichtnahme in gewisse Korrespondenzen, kaum etwas geändert.

Kurz vor Weihnachten 1927 erhielt ich einen Brief meines Vetters Manteuffel, der mir mitteilte, daß er an einer Reorganisation der Güter seines Schwiegervaters arbeitet und im Zuge dieser Umstellung die Oberverwalterstelle des Gutes Bujak frei werden würde. Diesen Posten bot er mir an. Obwohl ich mir auf meine Fähigkeiten etwas einbildete, ging diese doch nicht so weit, daß ich in diesem Angebot nicht einen gewissen Protektionismus gesehen hätte. Ich war aber überzeugt, dieser Aufgabe gerecht werden zu können, da ich damals ohne viel Zögern die Leitung der Krupp'schen oder I.G. Farben AG. angenommen hätte, wenn man mir diese oder jene angeboten hätte.

Ich sollte, so stand es im Brief meines Vetters, den Posten wenn möglich im April oder Mai des kommenden Jahres (1928) übernehmen. Er fügte noch hinzu, daß er mit seiner Familie auf das Hauptgut Iszkaszentgyorgy übersiedeln würde und ich in seinem Haus wohnen könnte. Das war ein Weihnachtsgeschenk, wie ich es bisher niemals bekommen hatte und auch später nie mehr erhalten habe.

Ich gehe nach Ungarn

Das Leben in Bujak

Bujak liegt im nördlichen Teil Ungarns, nicht weit von der Trianongrenze zur Tschechoslowakei entfernt. Es hatte eine Gesamtfläche von 4000 Hektar, wovon die Hälfte Wald war, der einem Forstmeister unterstand. Zur Landwirtschaft gehörten drei Einheiten, mit je einem Inspektor, und dann noch ein kleines Kohlenbergwerk

und eine Brennerei. Die Buchführung war einem Buchhalter mit einem Gehilfen anvertraut, der auch für die Berichte und Abrechnungen verantwortlich war, die jeden Monat zur Auswertung an die Hauptverwaltung geschickt werden mußten.

Mit der Übernahme von Bujak gab es keine Schwierigkeiten, da ich es schon kannte. Mein Vetter Manteuffel konnte in ein paar Wochen mit der Familie nach Iszkaszentgyorgy übersiedeln. Dorthin hatte er auch die Zentralverwaltung der gräflich Pappenheim'schen Besitzungen verlegt. Bujak war also mein kleines Königreich, welches mir zu jener Zeit als recht groß erschien. Ich habe es acht Jahre nach bestem Wissen und Gewissen verwaltet. Ob ich am Anfang mit dem Ungarischen Schwierigkeiten gehabt habe, ist mir nicht in Erinnerung geblieben. Daß es gut ging, hatte ich zweifelsfrei meinem Lehrer mit seiner Sprechmethode und Zähigkeit zu verdanken.

Bujak hatte so gut wie keine Nachbarn mit denen sich ein Verkehr gelohnt hätte. Mein Leben konnte daher im nachhinein als ein recht Einsames angesehen werden. Ich selbst aber habe es nie als ein solches empfunden. Unterbrochen wurde dieses Alleinsein nur, wenn mein Brotherr Siegfried Graf zu Pappenheim mit seiner Familie und seinen Gästen zur Hirschbrunft nach Bujak kam sowie die gelegentlichen Besuche meines Vetters Manteuffel.

Regelmäßiger Urlaub war unbekannt. Man nahm ihn nur dann, wenn man meinte, dieses verantworten zu können. In den acht Jahren habe ich nur zweimal meine Mutter in Eschenlohe und meine Tante Käthe in Rom besucht. Dann gab es noch ein oder zwei Geschäftsfahrten nach Budapest und die Weihnachtstage, die ich bei den Pappenheims in Iszkaszentgyorgy verbrachte.

Unsere Arbeitsstunden waren ganz auf die Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang eingestellt. Im Hochsommer bedeutete das einen 14-stündigen Arbeitstag. Bis zum Jahresende verringerte er sich auf 9 Stunden. Als Frühaufsteher hatte ich keine Schwierigkeiten beim Klang eines Hammers auf eine aufgehängte Pflugschar, womit der neue Arbeitstag angekündigt wurde, aufzustehen.

Für meine Bewegungsfreiheit hatte ich zwei Reit- und vier Wagenpferde, von denen ich zumeist eines der Ersteren in den Morgenstunden benutzte, um mich dort sehen zu lassen, wo die Hauptarbeiten des Tages lagen.

Im Hochsommer waren die frühen Stunden auch die angenehmsten. Um 10 Uhr wurde es schon sehr heiß. Die Zeit bis 4 Uhr nachmittags verbrachte ich bis auf eine Stunde Mittagspause in der Kanzlei mit der Beantwortung von Briefen und sonstigen Büroarbeiten. Es folgte meistens eine Rundfahrt zu den Bereichen, die ich am Morgen besucht hatte, um mich vom Fortschritt der Arbeiten zu überzeugen. Gegen 7 Uhr kam ich zurück, um das Arbeitsprogramm für den nächsten Tag auszuarbeiten, bevor ich es dann mit dem Forstmeister und den Inspektoren besprach. Dies war mein ungefähres Arbeitsprogramm vom Frühjahr bis zum Spätherbst. Dann verlegte sich meine Tätigkeit über die Wintermonate überwiegend auf die Büroarbeiten, mit denen ich die schon erwähnten Futtertabellen für den ganzen Viehbestand der drei Wirtschaftseinheiten zusammenstellte, die ich dann mit den Inspektoren besprach. Eigentlich wäre es deren Aufgabe gewesen. Sie brachten ihr jedoch nur sehr wenig Interesse entgegen. Aufgrund der angesammelten Daten versuchte ich die Rentabilität der einzelnen Wirtschaftszweige zu errechnen. Es war eine Arbeit, die erst in 2 bis 3 Jahren, als ich genug Informationen gesammelt hatte, Früchte zu bringen begann. Erst dann konnte ich aus ihnen nutzbringende Schlüsse ziehen.

Meine Jagdbetätigungen

Um mich während dieser Zeit ein wenig zu bewegen, beteiligte ich mich an der Hirschjagd. Gewöhnlich erfolgte sie vom Wagen aus, da man sich so dem Rudel bis auf Schußentfernung nähern konnte. Zu Fuß wäre es bei den Geländeverhältnissen unmöglich gewesen.

Aber mich interessierten die vielen Wildschweine bedeutend mehr. Auf den Treibjagden wurden sie fast nie zur Strecke gebracht, da sie sehr oft



28. Baron André v. Hahn (links) mit einer Strecke Schwarzwild

dort ausbrachen, wo gerade kein Schütze stand. Daher hatte ich mir eine für mich bedeutend interessantere Jagdart auf dieses so scheue und intelligente Wild ausgedacht. Wenn nach Neuschnee Wildschweinfährten in einen jungen Holzschlag hinein- aber nicht hinausführten, wußte man, daß die Schweine in der Schonung steckten. Mit einem günstigen Wind konnte man dann versuchen, auf allen Vieren sich an die schlafenden Schweine, welche die Nacht mit der Suche nach Nahrung verbracht hatten, heranzuschieben. Bei dieser Art zu jagen hatte ich immer meine ältesten Kleider an. War es gelungen, nahe genug an etwas Schwarzes heranzukommen, was außer Schwarzwild auch ein halbverschneiter Baumstumpf sein konnte, entfernte man zunächst den Lappen vom Gewehrlauf, der das Eindringen von Schnee verhindern sollte. Da es sich nicht gelohnt hätte, auf etwas anderes als ein Schwein zu schießen, versuchte ich durch das Knacken von trockenen Zweigen die Aufmerksamkeit des Schwarzwilds auf mich zu lenken. Wenn nach immer lauter werdendem Brechen von Ästen sich nichts rührte, konnte ich annehmen, daß es nicht ein Wildschwein war. Es konnte aber auch passieren, daß sich beim Weiterkriechen herausstellte, daß es doch ein Schwein war, welches plötzlich an einem vorbeistob. Damit war dann auch jede Hoffnung entschwunden, dort noch schlafende Schweine zu finden. Das laute Grunzen des Flüchtlings hatte alles andere in der Nähe befindliche Schwarzwild alarmiert. Wenn das Ästebrechen jedoch Erfolg hatte, setzte sich das Schwein auf. Waren es mehrere Schweine, handelte es sich um Jungtiere. War es aber wirklich nur ein Stück, welches sich mit den Vorderläufen hochgestemmt hatte, erhielt es die Kugel, was meistens mit den Worten, "pass op Großpapa“ begleitet wurde.

Um diese Jahreszeit verbrachte ich auch viele Stunden, manchmal sogar ganze Tage im Wald, wo das Holzfällen in vollem Gang war. Um mir das Hin- und Herfahren zu ersparen, nahm ich oft ein Stück Brot und eine gute Scheibe Speck mit. Letzteres wurde dann über einem Feuer erhitzt. Das flüssige Fett wurde auf ein dickes Stück Brot gegossen, das dann mit Salz und Paprika bestreut und langsam über dem Feuer geröstet wurde. Was ich zu Hause kaum gegessen hätte, schmeckte im Wald sehr gut, besonders dann, wenn man nicht vergessen hatte, mir eine Flasche Wein mitzugeben, den man sich, wenn es sehr kalt war, auch heißmachen konnte.

Da es sich bei den Bujaker Holzbeständen meistens um die Zerreiche handelte (*mediterrane Art, bis 35 m Höhe, Äste behaart; K.L.*), die in der Hauptsache nur als Brennholz verwertet werden konnte, hätte es Absatzschwierigkeiten gegeben, wenn nicht fast alle Nachbarn keine Waldungen gehabt hätten. Mit der Abfuhr des Holzes hatten wir allerdings sehr große Schwierigkeiten, da die Wege, wenn diese nicht gefroren waren, bis zum Frühjahr wegen des grundlosen Schlamms fast nicht befahrbar waren. Bald konnte kaum mehr von Wegen gesprochen werden, da jeder sich seinen eigenen Weg durch die Baumbestände suchte, bis er die geschotterte Dorfstraße erreichte.

Ausnahme war bzw. sollte der „gräfliche Weg" sein, den nach Meinung des Forstmeisters nicht einmal eine Krähe betreten durfte. Durch häufige Absperrungen entlang der Strecke sollte ein Befahren unmöglich gemacht werden. Aber das hinderte die verzweifelten Kutscher der Holzfuhren nicht daran, die Zwischenräume zwischen den Absperrungen zu benutzen. Daher mußte dieser Weg jedes Jahr, bevor die hohen Herrschaften zur Hirschbrunft erschienen, wieder instand gesetzt werden.

Trotz der Jagdgelegenheiten, die ich hatte, war ich nie das, was man einen zuverlässigen Schützen nennt, der mit unfehlbarer Sicherheit Tag ein Tag aus gleichmäßig gut schoß. Die einzige Ausnahme waren Rebhühner und Wachteln, die ich mit Hilfe eines Vorstehhundes in größerer Anzahl in den Feldern erlegte, die von der Beamtenschaft gepachtet worden waren. Obwohl es auch in den großen Zuckerrübenschlägen Rebhühner gab, ging ich dort nur hin, um die Standhaftigkeit meiner Vorsteherhündin zu prüfen. Sie suchte systematisch alles ab, bis sie eine Kette fand, die sie dann solange festhielt, bis ich auf Schußnähe herangekommen war.

Im Winter wurden dann auch die Feldjagden abgehalten. Diese waren schon deswegen nötig, um die vielen Schützen der unteren Staatsbeamtenschaft einzuladen, von denen man im täglichen Leben abhängig war. Zu diesen gehörten der Dorfnotar, der Oberstuhlrichter und der Bezirksvorstand mit seinen Beamten sowie der Kreisarzt und der Kreisveterinär. Vergrößert wurde diese Schützenzahl dann noch

durch die Gäste dieser Eingeladenen, für die dringendst und aus mir unbekannten Gründen, zumeist auf Umwegen, um eine Einladung nachgesucht wurde. Dazu kam noch die eigene Beamtenschaft, sodaß sich 20 - 30 Schützen an einem vorgegebenen Treffpunkt versammelten, wo sie vom Hegemeister mit bis zu hundert Treibern bereits erwartet wurden. Dann wurde ein bestimmtes Gebiet von den Treibern umstellt, in die sich dann die Schützen in gleichen Abständen einreihten. Nachdem der Kreis geschlossen war, gingen Schützen und Treiber möglichst gleichmäßig auf die Mitte des sogenannten Kessels zu. Dabei mußte darauf geachtet werden, daß sich durch zurückbleibende Schützen keine "Säcke" bildeten, da sonst die meisten Hasen auf diesen einen zugelaufen wären.

Der kurze Wintertag erlaubte es nicht, mehr als 4 oder 5 solcher Treiben durchzuführen. Die Tagesstrecke erreichte nur selten 400 Hasen, was daran lag, daß Bujak keine gute Hasengegend war. Aber auch die Qualität der Schützen muß dabei mit in Betracht gezogen werden. Fast ebenso wichtig wie die Jagd an sich, war das anschließende Abendessen mit Zigeunermusik und Tanz, welches normalerweise im Hause des Forstmeisters stattfand.

Der Tabakanbau

Einst sagte mir ein Ungar, daß jeder seiner Stammesbrüder mit drei Dingen oder einer Kombination aus diesen bestochen werden kann, und zwar in der Reihenfolge: mit Jagdeinladungen, Frauen und Geld. Wenn diese Behauptung wie alle solche Verallgemeinerungen auch stark übertrieben war, läßt sich meistens ein Körnchen Wahrheit darin finden. Wenn ich mich der Ersten und Dritten dieser Möglichkeiten bedient habe, so habe ich mich an der Zweiten, wenn überhaupt, nur ohne mein Wissen beteiligt, was ich mit folgendem Erlebnis erläutern möchte.

Tabak und was damit zusammenhing, war ein Staatsmonopol. Wenn also jemand Tabak anbauen wollte, mußte er diese Absicht bei der hierfür zuständigen Behörde anmelden. Wenn sich der zuständige Beamte von der Qualität des Bodens und der Eignung des Besitzers zu seiner Zufriedenheit überzeugt hatte, erhielt der Antragssteller die

Genehmigung, eine gewisse Fläche, die nicht überschritten werden durfte, mit Tabak zu bepflanzen. Für diese Arbeit gab es spezielle Tabakgärtner, mit denen dann ein Vertrag abgeschlossen wurde. In diesen verpflichtete sich der Besitzer, ein gewisses umgepflügtes Land zur Verfügung zu stellen, das die Gärtner vom Tabaksaatbeet bis zur Klassifizierung der Ernte zu betreuen hatten.

Bujak hatte die Genehmigung, 50 Joch, was einem Morgen oder Tagewerk gleichkommt, anzubauen. Die geernteten Blätter wurden in großen Scheunen getrocknet. Erst dann folgte die Klassifizierung, eine langwierige Tätigkeit, die fast die ganzen Wintermonate in Anspruch nahm. Um sich die Kosten fremder Arbeitskräfte zu ersparen, hatten alle Tabakgärtner sehr große Familien, in denen auch die Kleinsten bei dieser sehr zeitraubenden Arbeit ihren Platz hatten. Nachdem der letzte Tabakballen vernäht war und der Ablieferungstag feststand, brachte eine lange Kolonne von Gespannen die Ballen zur Bahnstation, wo sie in Waggons verladen wurden. Wenige Tage danach übergab einer der Gutsinspektoren in Begleitung eines Tabakgärtners den Tabak einem Beamten des Tabakmonopols. Die Profitabilität dieses Unternehmens hing davon ab, ob die vorher auf dem Gut vorgenommene Klassifizierung von diesem Beamten anerkannt wurde. Dies wiederum konnte nur durch Zahlung von Schmiergeldern erreicht werden, für die es bestimmte Abstufungen gab. Die Ungerechtigkeit in diesem System lag darin, daß, wer mehr zu zahlen bereit war, in eine höhere Klassifizierungsklasse kam, als es der Qualität entsprechend berechtigt gewesen wäre. Dies mußten die Beamten des Monopols bei denjenigen, die weniger zahlen konnten oder wollten, wieder ausgleichen.

Nach erfolgreicher Übergabe wurde für die Beamten und ihre Familien ein Fest mit Zigeunermusik veranstaltet. Die Kosten hatte der Tabakbesitzer zu tragen, deren Hälfte er aber bei der Endabrechnung den Tabakgärtnern abzog. Ob an dieserFestlichkeit auch andere Damen außer den Familienangehörigen der Monopolbeamten teilnahmen, konnte und wollte ich gar nicht wissen. Als mir bei einer dieser Tabakübernahmen die Klassifizierung mit den damit verbundenen Ausgaben nicht im Einklang zu stehen schien, erhielt der Gutsinspektor die Instruktion von mir, den Monopolbeamten nur die Hälfte von dem zu zahlen, was sie zu erwarten gewohnt waren. Nur wenige Tage

später erhielt ich eine Postkarte des Leiters der Übernahmestelle, auf der er nur leicht verhüllt seine Enttäuschung zum Ausdruck brachte und dann noch hinzufügte, er hätte gerade in dem Jahr zwei seiner Töchter verheiratet, was ihn in große Unkosten gestürzt hätte. Eine Anzeige wegen Nötigung zur Bestechung hätte nur zur Folge gehabt, daß sein Nachfolger uns gegenüber den ehrlichen Mann gespielt hätte, was gleichzeitig aber auch das Ende des Tabakanbaues bedeutet hätte. Die einzige Entschuldigung für diese Beamten war ihre geringe Entlohnung für eine Arbeit, die voller Versuchungen steckte.

Wie ich bereits dargelegt habe, durften damals in der Landwirtschaft keine Maschinen benutzt werden. Nur die Futterschläge wie Luzerne und Klee wurden mit der Mähmaschine geschnitten, alle Getreidearten aber mit der Sense. Dazu reichten die fest angestellten Arbeitskräfte aber nicht aus. Daher mußte man Saisonarbeiter anwerben. In unserem Fall waren es für jede der drei Wirtschaftseinheiten 50 Männer mit Sensen und die gleiche Anzahl weiblicher Kräfte. Deren Aufgabe bestand darin, das geschnittene Getreide hinter den Mähern in Garben zu binden und die Dreschmaschine zu bedienen. Für diese Arbeit erhielt die ganze Gruppe 1/13 der Ernte. Diese Menge wurde nach Abschluß der Arbeit vor dem Speicher auf große Zelttücher geschüttet. Durch Erkrankung oder aus anderen Gründen ergaben sich zwischen den Mitgliedern innerhalb einer Gruppe oft erhebliche Unterschiede in den erbrachten Tagesleistungen. Dem entsprechend teilten sie jedem den ihm zustehenden Anteil zu, ohne daß es unter ihnen zu Streitigkeiten gekommen wäre, auch wenn diese Austeilung mehrere Tage in Anspruch nahm.

Sollte der Ertrag einzelner Schläge unter der festgesetzten Norm liegen, was bei Hagel und sonstigen Schäden der Fall sein konnte, erhielten die Saisonarbeiter eine im Voraus festgesetzte Geldsumme, die sie unter sich in der gleichen Weise aufteilten wie das Getreide.

Da während der Erntezeit nur mit sporadischem Regen gerechnet werden konnte, wurde das Getreide im Freien auf strategischen Punkten der Wirtschaft gedroschen. Dennoch waren immer einige Zeltbahnen zur Hand, für den Fall, daß es doch ein Gewitter geben sollte. Um die größte Hitze zu vermeiden, wurde lange vor dem Sonnenaufgang

mit der Arbeit begonnen und dann am Abend fortgesetzt. Das ging so lange, bis die Frauen und Mädchen, die je eine hinter jedem Schnitter, das gemähte Getreide mit zusammengedrehten Getreidehalmen zu Garben zu binden hatten, wegen der hereinbrechenden Dunkelheit nicht mehr sehen konnten. In den hellen Mondnächten wurde sogar durchgearbeitet. Das hatte für mich immer etwas Faszinierendes, wenn dann 50 Sensen wie auf ein unhörbares Kommando beim Schärfen der Reihe noch im Mondschein aufblitzten. Wenn ich mich zum ersten Mal einer solchen Gruppe näherte, reichte mir der Vorarbeiter seine Sense, mit der ich die Ehre hatte, einmal um das Feld herumzumähen. Der mir Folgende setzte alles daran, so dicht wie möglich an meinen Fersen zu bleiben. Ich hatte das Getreidemähen schon in Stölzing bis zur vollkommenen Erschöpfung gelernt und keinen physischen Arbeitstag hinter mir, daher hatte ich keine Schwierigkeiten, den hinter mir Mähenden bald zurückzulassen. Außerdem wählte ich immer eine Zeit, von der ich wußte, daß das Feld schon zur Hälfte gemäht worden war.

Diese Arbeitsweise war nicht die unmittelbare Folge des Verbots Erntemaschinen einzusetzen, sondern ging auf die Zeit zurück, als die Sense die Sichel zu verdrängen begann, eine noch ältere Erntemethode, die jetzt wohl ausgestorben sein dürfte.

Mit dem Bestand an Milchvieh begannen meine ersten Sorgen, denn es zeigte sich bald, daß wir vom Absatzmarkt viel zu weit entfernt lagen, um einen Profit herauswirtschaften zu können. Hier wäre es das Richtige gewesen, auf Mastvieh überzugehen. Das hätte ich auch getan, wenn ich nicht bei einem Nachbarn 100 übermästete Ochsen gesehen hätte, die er wegen einer zu der Zeit allgemeinen Überproduktion, nicht verkaufen konnte. Eine Umstellung auf Zuchtvieh war schon deswegen riskant, da Ungarn schon genügend bekannte und gut eingeführte Viehzüchter hatte. Man hätte auch, um in diesen spezialisierten Markt eindringen zu können, acht bis zehn Jahre gebraucht. Nur eine Umstellung auf Käseproduktion hätte geholfen, wofür aber unser Viehbestand zu klein war.

Da ich keinen schnellen Ausweg finden konnte, um das Milchdefizit zu eliminieren oder auch nur deutlich zu verringern, begann ich den Milchviehbestand zu vergrößern, wobei ich eine Käseproduktion im

Auge behielt. Mit den Merinoschafen, von denen ich zweitausend vorfand, aber auf fünftausend erhöhte, hatte ich hingegen viel Freude, da sich jeder Schafbestand durch die richtige Auswahl und Fütterung in wenigen Jahren absehbar verbessern läßt. Damals verstand ich von der korrekten Klassifizierung der Wolle noch nichts. Daher wurde dies einmal im Jahr von einem Professor der landwirtschaftlichen Akademie in Budapest vorgenommen, der sich auf allen Gebieten der Schafhaltung große Verdienste erworben hatte. Als er mir dann nach wenigen Jahren sagte, ich sei nunmehr in der Lage, diese Qualitätsbestimmung selbst durchzuführen, konnte ich noch nicht ahnen, daß diese Kenntnis in der Zukunft für mich von einiger Bedeutung sein würde.

Ungarische Bauern leben in Dörfern. Diese liegen an ein, zwei oder auch mehr Straßen und können stadtähnliche Niederlassungen mit mehreren Tausend Einwohnern sein. Dies geht auf eine Anordnung zurück, die wohl noch aus der Türkenzeit stammt, weil diese Siedlungsform mehr Schutz gewährte, als es bei Einzelhöfen der Fall sein konnte. Ein kleineres Dorf wie Bujak hatte z. B. zwei Hauptstraßen, an denen sich beidseitig die Häuser aneinanderreihten und nur von den Toren unterbrochen wurden, die zu den dahinterliegenden Höfen, Stallungen und Gärten führten.

Der Nachteil dieses Zusammenlebens war, daß der Bauer bis zu seinen Ländereien vielfach erhebliche Entfernungen zurückzulegen hatte. Diese waren wegen des Systems der Erbschaftsteilung zu einer "Streifenwirtschaft" ausgeartet, die eine rationelle Bewirtschaftung fast unmöglich machte. Die Weideflächen dagegen waren Gemeindebesitz, was jedoch nicht zu ihrer Verbesserung beitrug. Sie wurden nämlich als Tummelplatz für die oft recht erheblichen Schweine- und Gänseherden angesehen.

Um diese auf die Weide zu bringen, erschien im Morgengrauen an einem Ende der Dorfstraße der Schweinehirt, der auf einem langen Ochsenhorn blasend den Bauersfrauen anzeigte, die hierfür vorgesehenen kleinen Türchen in den Toren zu öffnen, um die Schweine herauszulassen. Diese sich so bildende Schweineherde verschwand dann am Ende der Dorfstraße in Richtung der Gemeindeweide. Dann

kam der jugendliche Gänsehirt, zumeist in Begleitung einiger Altersgenossen, um mit einem ähnlichen aber viel kürzeren Horn die oft in die Tausende gehenden Gänse an sich zu locken.

Die Schweine mischten sich sogleich unter die bereits bestehende Herde. Anders war es bei den einzelnen Gänsegruppen. Die blieben wie durch schmale, unsichtbare Abgrenzungen getrennt jede für sich. Beim Heimtrieb stürmten alle Schweine ihrem Hirten voraus, um möglichst schnell an die gefüllten Futtertröge zu gelangen. Das Erstaunliche dabei war, daß jedes Tier genau wußte, in welche Tür es abzuzweigen hatte. Nur die Jüngeren wurden mit den übrigen Dahinstürmenden fortgerissen. Laut grunzend eilten sie zu ihrem Hof zurück, sobald sie sich aus der Stampede befreien konnten. Die Gänse, wenn auch jetzt in beschleunigtem Tempo, aber in der gleichen Gruppenabgeschlossenheit, fanden ebenfalls ihre Türen ohne das geringste Zögern, hinter denen sie leise schnatternd verschwanden. Obwohl ich die Möglichkeit hatte, ohne das Dorf zu berühren, mein Haus zu erreichen, machte ich doch oft den kleinen Umweg, nur um mir diese Darbietung anzuschauen.

Alle dem öffentlichen Interesse dienenden Ankündigungen, wie Steuerzahlungstermine, Schutzimpfungen von Mensch und Tier, wurden den Dorfbewohnern durch einen Ausrufer kundgetan, der zunächst durch einen Trommelwirbel an bestimmten Plätzen des Dorfes die Aufmerksamkeit auf sich lenkte.

Übers Wochenende, wenn meine Anwesenheit nicht erforderlich war und es am Montag in der Stadt etwas Geschäftliches zu erledigen gab, fuhr ich nach Budapest. Häufiger aber, besonders wenn das Wetter nicht einladend war, konnte man mich mit einem Buch im Bett finden. Diese Angewohnheit wurde über die Jahre zur Grundlage einer recht guten Bibliothek.

Ende September eines jeden Jahres, kurz vor der Hirschbrunft, erschienen aus Iszkaszentgyorgy ein oder zwei Pferdegespanne mit Reitpferden. Das war das erste Zeichen, daß mit der Ankunft des Besitzers und seiner Familie bald zu rechnen sei. Um das Jagdhaus in Ordnung bringen zu lassen, wurde ich schon vorher darüber verstän-

digt. An einem Hügel im Bujaker Wald, dessen gegenüberliegende Anhöhe mit einer Burgruine aus der Türkenzeit gekrönt war, hatte sich Graf Pappenheim ein Jagdhaus gebaut. Die Giebelfenster der Zimmer des ersten Stockwerks versteckten sich so geschickt in einem hohen Strohdach, daß man die zwanzig Räume, die sich dahinter verbargen, kaum vermutete. Die Inneneinrichtung mit sehr wertvollen und zum Teil altbayerischen und tiroler Bauernmöbeln entsprach ganz dem Geschmack des Besitzers.

Jetzt war es die Aufgabe des Werkstattleiters, mit seinen Leuten alle elektrischen Anlagen, Pumpen und dergleichen zu überprüfen. Das war aber erfahrungsgemäß leider keine Gewähr dafür, daß am Ankunftstag der hohen Herrschaften nicht irgendetwas ausfiel. Meistens war es das elektrische Licht. Auch wenn es das ganze Jahr tadellos funktioniert hatte, wollte man mir es nicht so recht glauben. Rückblickend waren diese sechs bis acht Wochen sicherlich der Höhepunkt meiner Jahre in Bujak, die ich mit dieser hochkultivierten und charmanten Familie verbringen durfte.

Nach vier Jahren nahm ich mir meinen ersten Urlaub, um meine Mutter und den Stiefvater zu besuchen, über die ich alarmierende Nachrichten erhalten hatte. An deren nicht ausreichenden physischen Kräften war das Hühnerunternehmen gescheitert. Mein Stiefvater hatte es an einen holländischen Grafen verpachtet, der aber für diese Tätigkeit nicht geeignet war. Nachdem er aus Nachlässigkeit das Kükenhaus abbrannte, wollte man sich von ihm trennen. Dies verzögerte sich jedoch, da Verwandte aus Holland bereit waren, für jeden Schaden aufzukommen, wenn mein Stiefvater bereit sei, diesen abwegigen Pächter zu behalten. Die Sache kam aber zu einem plötzlichen Ende, als der Graf erneut mit Streichhölzern zu spielen begann und das Haus um ein Haar abgebrannt wäre.

Als Ersatz für die Hühnerfarm brachte ich sechs zur ungarischen Schäferhundrasse gehörende Komondorwelpen mit. Von diesen Hunden wurde gesagt, sie seien die künftigen Lieblingshunde Deutschlands. Während meines kurzen Aufenthaltes in München nahm sich das Küchenpersonal des Hotels Continental der Tiere so liebevoll an, daß zwei von ihnen an zu vielen Frankfurter Würstchen eingingen.

Obwohl bei Hundezüchtern in Deutschland der Komondor noch kaum bekannt war, wußte man doch, daß die Nasenspitze des Komondors schwarz sein muß, wohingegen sie bei meinen eine braun-rötliche Färbung hatten.

Obwohl die Bauern in der Umgebung meiner Mutter fast keine Schafe hielten, verstanden die Hunde es dennoch schon im frühen Alter die wenigen aufzuspüren, um an ihnen ihre Instinkte zu üben. Das hatte zwar nicht den unmittelbaren Tod der Tiere zur Folge, aber später gingen doch einige von ihnen an vollkommener Erschöpfung ein. Dieses Benehmen und die riesigen Mengen rohen Fleisches, die diese Köter verschlangen, waren der Anlaß, die Hunde an einen exzentrischen Münchner Villenbesitzer für einen allerdings recht guten Preis zu verkaufen.

Später, als ich vom Fehlschlag meiner Rettungsaktion erfuhr und um einer unhaltbaren Situation ein Ende zu bereiten, bot ich meiner Mutter das Restgut Amboten in Kurland an. Nach dem Glaubenswechsel meines Bruders gehörte es mir. Es war aber auf den Namen meiner Mutter eingetragen, da ich als lettischer Fahnenflüchtiger in Lettland nichts besitzen durfte. Sehr im Gegensatz zu den meisten Restgütern, welche die abwesenden ehemaligen Gutsbesitzer zugewiesen erhielten, wurde Amboten ausnahmsweise als ehemaliger Witwensitz der Mutter des Besitzers zugewiesen. Der Mann unseres ehemaligen Küchenmädchens, das auf den Eisenhaken in der Speisekammer gefallen war, hatte jetzt in der Verwaltung einen Posten mit gewissem Einfluß. Er hat bei dieser Zuweisung sicherlich eine gewisse Rolle gespielt.

Demzufolge verpachteten Mutter und Stiefvater den Bauernhof in Bayern und kehrten im Jahr 1932 in die alte Heimat zurück. Dort verbrachten sie wahrscheinlich die sieben sorgenfreiesten Jahre ihres gemeinsamen Lebens, bis die Umsiedlung der Balten im Jahre 1939 beide wieder nach Deutschland zurückbrachte.

Ich werde adoptiert

Bald nach meiner Übernahme von Bujak als Oberverwalter, erschien im Jahr 1928 im staatlichen Amtsblatt eine Verordnung, die besagte, daß Posten, die von Ungarn besetzt werden können, diesen vorzubehalten sind. Arbeitsplätze, die Ausländer bereits innehätten, seien innerhalb eines Jahres für ungarische Staatsbürger freizumachen. Dies stand ganz im Einklang mit der allgemeinen Politik der damaligen Regierung, für möglichst viele Ungarn eine Beschäftigung zu finden. Als lettischer Staatsangehöriger wurde ich persönlich von dieser Bestimmung betroffen. Aber es gibt kaum ein neues Gesetz, welches ohne Lücken ist. Diese werden von Findigen auch sogleich ausgenutzt, bis sie dann durch zusätzliche Bestimmungen geschlossen werden. Daher besuchte ich in Budapest einen Rechtsanwalt, von dem ich annehmen konnte, daß er mir diese Lücke zeigen kann. Wenn ich in dieser Annahme enttäuscht wurde, lag das daran, daß die im Amtsblatt erschienene Verordnung bereits die Ergänzung eines schon bestehenden Gesetzes war, also gerade die Lücke schloß, die der Rechtsanwalt für mich finden sollte.

Ausländer konnten damals erst nach einem 5-jährigen Aufenthalt in Ungarn ihre Einbürgerung beantragen. Der einzige Ausweg sei, meinte der Rechtsanwalt, mich von einer ungarischen Familie adoptieren zu lassen, weil ich dadurch automatisch ungarischer Staatsbürger werden würde. Da dieser Rechtsanwalt sich nicht mit dieser Art Fälle befaßte, gab er mir die Adresse eines Kollegen, von dem er meinte, der würde mir bei der Suche nach Adoptiveltern behilflich sein können.

Bevor ich von dieser Empfehlung Gebrauch machte, besorgte ich mir eine Kopie des Adoptivgesetzes, um nach Möglichkeit selbst festzustellen, ob dies wirklich der mir verbleibende Ausweg sei. Diese Gesetzgebung enthielt viele und sehr genaue Bestimmungen, die man zu erfüllen hätte, bevor eine Adoption legalisiert werden könne. Soweit ich sehen konnte, betrafen die Bestimmungen ausschließlich die Adoptiveltern, da unter normalen Umständen vom Adoptivkind keine eigene Meinung zu erwarten ist. Unter anderem mußten die Adoptiveltern eine unbescholtene Vergangenheit haben und sich finanziell in

einer gesicherten Position befinden. Ferner mußte zwischen dem zu Adoptierenden und den Adoptiveltern ein Altersunterschied von 20 bis 25 Jahren bestehen. Da ich damals 23 Jahre alt war, bedeutete dies, daß ich meine Adoptiveltern in der Altersgruppe von 45 bis 50 Jahren zu suchen hatte. Meiner Auffassung nach schränkte diese Verfügung meine Chancen erheblich ein, Adoptiveltern zu finden, da diejenigen dieser Altersgruppe, die sich ein Adoptivkind gewünscht hatten, ihren Bedarf schon längst gedeckt hatten. Übrig bleiben würden nur die, die bisher eine solche Absicht nicht gehabt hatten und, wenn überhaupt, einer Adoption nur gegen Bezahlung zustimmen würden. Aber wie viel würde das kosten?

Da es für mich offensichtlich keine Alternative gab, um in Ungarn zu bleiben, suchte ich den mir empfohlenen Rechtsanwalt auf, der üblicherweise zuerst alle Schwierigkeiten aufzählte, die meinem Verlangen im Wege stünden. Aber dann war er doch bereit, sich meines Falles anzunehmen. Als ich nach einigen Wochen von ihm einen Brief erhielt, daß er die Gesuchten gefunden habe, konsultierte ich ihn bei der nächsten Gelegenheit und erfuhr, daß er ein ideales Ehepaar mit dem Namen Hermann für mich gefunden habe. Sie hätten ihren einzigen Sohn verloren und wären bereit, mich zu adoptieren. Sollte es bei ihnen der einzige Grund sein, den Namen Hermann nicht aussterben zu lassen, würde das für mich bedeuten, im Falle einer Adoption den Namen Hermann annehmen zu müssen. Ich fragte mich, ob es mir erlaubt werden würde, mich Hahn-Hermann oder Hermann–Hahn zu nennen. Obwohl bei dieser Gelegenheit nicht über Geld gesprochen wurde, war ich dennoch davon überzeugt, daß bei dieser Transaktion der Mammon eine Rolle spielen wird. Dann wurde mir noch gesagt, Herr Hermann sei Großimporteur von Pferden und immer im Tattersaal, wo Pferde gekauft und verkauft werden, zu finden.

Um mich mit meinem zukünftigen Adoptivvater bekannt zu machen, machte ich mich auf den Weg zum Tattersaal. Bereits unterwegs stiegen in mir starke Bedenken auf, diese Angelegenheit weiter zu verfolgen. Diese wurden noch wesentlich verstärkt, als ich im Tattersaal einen der dort Herumstehenden nach Herrn Hermann fragte und dieser auf einen großen und sehr fetten Mann zeigte, der gerade mit einem

Anderen über den Preis eines nicht vielversprechend aussehenden Pferdes feilschte.

Demnach war Herr Hermann ein einfacher Pferdehändler, der zu einer Bevölkerungsschicht gehörte, der allgemein nur wenig Vertrauen entgegengebracht wurde. Ich wurde nicht sein Adoptivkind, habe aber in den kommenden Jahren von ihm viele Pferde gekauft.

Als ich die Gelegenheit hatte, diesen Vorfall meinem Brotherrn zu erzählen, sah er mich in seiner eigenen abrupten Weise an und sagte nur: "Ich adoptiere dich". Nun war dies ein sehr großmütiges Angebot, da Graf Pappenheim vier Kinder hatte, und ich schließlich nur ein entfernter Vetter seines Schwiegersohnes war. Erst als die Adoption legalisiert worden war, wurde festgestellt, daß ich gleiche Erbrechte hatte wie seine leiblichen Kinder. Dieser Umstand wurde durch mich mit einer entsprechenden Erklärung richtiggestellt.

Das Restgut Asuppen

Wie ich schon dargelegt habe, war ich der Erbe von Asuppen, nachdem mein Bruder Jesuit geworden war. Das lettische Enteignungsgesetz des deutsch-baltischen Grundbesitzes von 1920 hatte automatisch auch die Majoratsbestimmungen aufgehoben. Somit stand es meinem Onkel frei, das Restgut nach seinem Ableben jedem Beliebigen zu vererben. Dies hätte er um so leichter ohne Berücksichtigung meiner Person tun können, da ich seiner Aufforderung, noch vor meiner Einberufung zum lettischen Militärdienst nach Asuppen zu kommen, nicht Folge geleistet hatte. Als mich dann der Einberufungsbefehl erreichte, war ich schon in Ungarn und im Begriff ungarischer Staatsangehöriger zu werden. Das würde mich dem lettischen Militärgesetz nach zum Fahnenflüchtigen machen und für mich wäre eine Rückkehr nach Lettland unmöglich. Da ich in einer Welt aufgewachsen bin, in welcher das Wort "fahnenflüchtig" einen sehr unangenehmen Beigeschmack hatte, war ich recht erstaunt, als ich davon verständigt wurde, daß nach dem lettischen Gesetz Fahnenflucht nach zehn Jahren verjährt. Dies bedeutete für mich, daß ich ab 1933 nach Lettland hätte einreisen können.

Wenn mein Onkel nach seinem Ableben im Jahre 1931 mir trotzdem das Restgut Asuppen hinterließ, läßt sich dies nur mit seiner Familienloyalität erklären. Da ich damals eine sehr gute Anstellung hatte, besuchte ich 1937 das Restgut Asuppen zum ersten Mal.

Im allgemeinen läßt sich über die Qualität der Restgüter, die den ehemaligen Gutsbesitzern belassen wurden, sagen, daß diejenigen, die in Lettland geblieben waren, bessere Restgüter erhielten, als die ehemaligen Gutsbesitzer, die es vorgezogen hatten, nicht zurückzukehren. Ich hatte jedoch den Eindruck, daß das Restgut Asuppen eine Ausnahme bildete. Obwohl so manches Restgut nur aus Sumpfländern bestand, für die der Besitzer froh sein konnte, einen Käufer zu finden, war es meinem Onkel gelungen, das Zentrum des ehemaligen Majorats zu retten. Dies bestand aus dem Herrenhaus, dem Haupthof des Majorats, mit Verwalter- und Arbeiterwohnungen, Pferde u. Viehstallungen, einer Molkerei, einer Käsefabrik, Mastviehstallungen und Wagenremisen. Alles dies war in einem großen, aus Stein erbauten Viereck untergebracht. Dem schlossen sich dann noch Treibhäuser an, die an einen großen Obst- und Gemüsegarten grenzten. Dies alles wurde von einem recht großen Park umfaßt. Durch die Begrenzung auf maximal 50 ha war nicht genug Ackerland vorhanden, um auch nur zwei Pferde zu halten, mit denen man es hätte bearbeiten können. Daher wäre eine Verpachtung der einzige Ausweg gewesen, wenn zu diesem Restgut nicht noch eine große und recht moderne Spiritusbrennerei gehört hätte. Sonst wäre dieser Komplex unhaltbar gewesen.

Schon vor der Enteignung wurden in Asuppen, um die Kapazität der Fabrik voll auszunutzen, sehr viele Kartoffeln angebaut. Der Boden war hierzu sehr gut geeignet. Was Asuppen vor der Enteignung getan hatte, wurde jetzt von den Bauern fortgesetzt, die das Land durch die sogenannte Bodenreform erhalten hatten.

Asuppen war auch darin eine Ausnahme, daß es durch den Ersten Weltkrieg überhaupt nicht gelitten hatte. Ein Bekannter, der gerade in Asuppen gewesen war, schrieb mir, daß nur die Tinte in den Tinten-



29. Die Bibliothek von Asuppen
Photo um 1924



30. Arbeitszimmer des Hausherrn
Photo um 1924

fäßern fehlen würde, sonst aber alles so sei, wie mein Urgroßvater mit seiner Frau Asuppen eingerichtet hätte.

Asuppen besaß eine recht große Bibliothek. Da ein Verzeichnis der Bücher aber nicht zu finden war und es uns die Einnahmen aus der Fabrik erlaubten, einen Bibliothekar anzustellen, bat ich meinen Verwalter, einen geeigneten zu finden. Dieser sollte unter anderem ein Inventarverzeichnis der Bücher anlegen. Als sich dieser Herr gefunden hatte, verbrachte er fast zwei Jahre in Asuppen, um in fünf Katalogen über 20.000 Bücher zu katalogisieren, die die Hahns im Laufe von genau 100 Jahren (1814-1914) in Asuppen zusammengetragen hatten.

Als ich später selbst einige Wochen in Asuppen verbrachte, konnte ich anhand alter Korrespondenzen feststellen, auf welche Weise diese Bibliothek zustande gekommen war. Mein Urgroßvater und seine Frau hatten eine Buchhandlung in Weimar und eine in Mitau beauftragt, ihnen jeden Monat eine gewisse Anzahl von Büchern zur Ansicht zu schicken. Wie viele Jahre dieser Auftrag lief, konnte ich nicht feststellen. Doch kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß die meisten Bücher auf diese Weise nach Asuppen gekommen waren. In dieser Anzahl sind die in die Tausende gehenden Illustrationsbücher, wie die Erstausgabe von Wilhelm Busch, um nur eine zu nennen, nicht enthalten. Dann gab es noch Familienkorrespondenzen, mit denen nicht nur die hierfür speziell gebauten Kommoden, sondern auch Schubladen vollgestopft waren, die ursprünglich anderen Zwecken dienen sollten. Dann zeigte mir Baron Friedrich Seefeld (1873-1945), der das Restgut für mich verwaltete, einen kleinen Koffer mit vielen Siegeln, der hinter dem Schreibtisch meines Onkels stand. Da der Schlüssel hierzu nicht zu finden war, mußten wir das Schloß aufbrechen. Der Inhalt bestand aus folgenden Papieren: fünf Protokolle der Vorfriedensverhandlungen in Châtillion-sur-Seine aus dem Jahre 1814 (*gescheiterte Verhandlungen, in denen die Verbündeten Napoleon die Herrschaft in Frankreich in den Grenzen von 1792 anboten; K.L.*), mit den Originalunterschriften für Rußland von Graf Nesselrode als Außenminister und von Graf Rasumoffsky als Botschafter; für Österreich von Prinz Metternich, Staatskanzler, und von Graf Stadion als Botschafter; für Großbritannien von Castlereagh, Marquis of Londonderry,

Außenminister (und Kriegsminister), und von Earl Cathcard als Botschafter; für Frankreich von Talleyrand. Merkwürdigerweise fehlten die Unterschriften der Preußen. Interessant waren diese Protokolle schon deswegen, da aus ihnen die Einstellung der Kriegsführenden zu ersehen war. Als Blücher zum Beispiel vor Waterloo eine Schlappe erlitten hatte, zog Talleyrand sofort einige Konzessionen, die er gemacht hatte, zurück. Dasselbe konnte auch von den Verbündeten gesagt werden, wenn sie kleine Gewinne zu verzeichnen hatten. Diese Protokolle gehörten unzweifelhaft dem russischen Staatsarchiv, die Graf Rasumoffsky, der ein Freund meines Urgroßvaters war, bei seiner Durchreise nach St. Petersburg aus Versehen in Asuppen zurückgelassen hatte.

Dann fanden wir dort noch zwei in Schweinsleder gebundene Bände, auf deren Pergamentseiten alle bis zum Jahr 1750 bekannten Silber- und Porzellanmarken mit der Hand eingemalt waren. Da diese in England erschienen waren, besuchte ich viele Jahre später das größte Antiquariat der Welt in London, wo mir gesagt wurde, daß diese Rarität nur noch im Britishen Museum in London zu finden sei. Mein Urgroßvater muß sie von einer seiner Reisen nach England mitgebracht haben.

Ganz unten im Koffer waren fünf Tagebücher meiner Urgroßmutter in französischer Sprache, mit einer so kleinen Handschrift geschrieben, daß man sie nur mit der Hilfe einer Lupe lesen konnte. Was ich daraus lesen konnte, bezog sich auf den Aufenthalt meiner Urgroßeltern im Kaukasus, wohin Zar Alexander meinen Urgroßvater als Finanzsachverständigen geschickt hatte. Von Tiflis aus bestiegen beide den Ararat. Beim letzten Stück des Aufstiegs wurden sie nur noch von zwei lokalen Führern begleitet. Als meine Urgroßeltern zurückkehren wollten, verlangten die zwei Führer zuerst alles Geld, das mein Urgroßvater bei sich hatte, und waren erst dann geneigt, ihnen beim Abstieg zu helfen. Als sie sich dem Lager näherten, verschwanden diese Banditen, als ob es sie nie gegeben hätte.

Das Wohnhaus von Asuppen, das zweimal in Heinz Pirangs "Das baltische Herrenhaus“ abgebildet ist, war im Verhältnis zu anderen Häusern dieser Art nicht sehr groß. Den Haupteingang zum Haus erreichte man über die sogenannte Freitreppe, die in das Treppenhaus



31. u. 32. Herrenhaus Asuppen
Photos aus Heinz Pirang „Das Baltische Herrenhaus“ II. Teil, Riga 1928



führte. Zur Linken waren die Räume des Besitzers, die aus Schlafzimmer, Arbeitszimmer, Bad und Ankleidezimmer bestanden. Von dort kam man in das sogenannte Anrichtezimmer, das eine Treppe hatte, die zur Küche, zur Speisekammer, zu den Dienstbotenzimmern sowie zum Wäsche- und Bügelraum hinunterführte. Links vom Treppenhaus aus gelangte man durch das Billardzimmer in ein Wohn- und Schlafzimmer, mit den dazugehörigen Nebenräumen, welche meinen beiden Tanten vorbehalten waren. Von dort gelangte man in die Bibliothek, deren Fenster auf den Park herausgingen. Dann kam der "rote" oder "kleine" Salon, durch den man in den großen Saal gelangte. Dieser hatte eine Tür zum Treppenhaus, mit einem Ausgang auf eine große Terrasse, von der es zum Park herunterging. Dem Saal folgte dann das sogenannte "grüne" Zimmer, mit einer Tür zum Arbeitszimmer meines Onkels und einer anderen, die in das Eßzimmer führte. Demnach erstreckte sich diese ganze Zimmerflucht von der Bibliothek bis zum Eßzimmer über die ganze Länge des Hauses.



33. Der Saal im Herrenhaus von Asuppen
Photo 1924

Vom Treppenhaus gelangte man zum zweiten Stock, durch dessen ganze Länge ein ziemlich dunkler Gang lief. An dessen beiden Seiten standen Bücherschränke, die nur durch Türen unterbrochen wurden, die in die Gastzimmer und Kinderzimmer führten. Die unteren Räume waren sehr stilvoll eingerichtet. Die Zimmer im oberen Bereich waren dagegen recht schlicht möbliert. Obwohl man sich dessen auch bewußt war, wäre es einer Gotteslästerung gleichgekommen, wenn ein Hahn'scher Nachkomme sich getraut hätte, an der Einrichtung auch nur das Geringste zu ändern.

Auf einem meiner letzten Spaziergänge durch den Park stieß mein Fuß auf etwas Hartes unter dem Herbstlaub. Beim näheren Hinschauen und weiterem Forträumen von Blättern hatte ich den Hundefriedhof meiner Urgroßmutter gefunden. Dieser bestand aus 16 Gräbern ihrer geliebten Vierbeiner. Alle waren französische Pudel, die hier mit ihren französischen Namen und den Sterbetagen auf Steinplatten eingraviert waren. Dies hätte auch ein Kinderfriedhof sein können, wenn nicht die Geburtsdaten und die Kreuze gefehlt hätten.

Unter dem Balkon am Ende des Hauses stand eine riesige Marmorbadewanne, die ich schon aus meiner Kinderzeit kannte. Sie muß aus damals noch fernen Landen nach Asuppen geschleppt worden sein. Dann hatte man wohl die Nutzlosigkeit dieses Tonnen wiegenden Monstrums erkannt. Selbst bei dauerndem Nachgießen mit heißestem Wasser konnte das Badewasser zwischen den kalten Wänden dieses Ungeheuers nicht auf Badetemperatur gehalten werden.

Da ich zum Zeitpunkt meiner Erbschaftsübernahme (1931) des Restgutes Asuppen den lettischen Gesetzen nach noch als ein strafbarer Fahnenflüchtiger galt und somit die Gefahr einer Beschlagnahme bestand, wurde mein Neffe Baron Bratto v. Kleist (* *Groß-Dselden 1911; K.L.*) dessen Scheinbesitzer. Er blieb es auch, bis das Baltikum im Machtbereich der UDSSR verschwand.

Wenn ich das Restgut auch vom Jahr 1937 an besuchen konnte, war dies immer nur auf drei Monate beschränkt, da der Honorarkonsul in Budapest nur das Recht hatte, Einreisevisa für diese Periode auszustellen und das lettische Außenamt sich weigerte, meinen Aufenthalt

zu verlängern. So war ich gezwungen, vier Reisen nach Lettland zu unternehmen, immer mit der Befürchtung, daß man den lettischen Vertreter in Budapest angewiesen hatte, mir weitere Visa zu verweigern.

Diese Besuche gaben mir auch die Gelegenheit einige der Restgüter von Balten zu besuchen. Davon habe ich den allgemeinen Eindruck behalten, daß in den meisten Fällen die Häuser für die zu vielen und zu großen Möbel die man aus den Gutshäusern gerettet hatte, viel zu klein waren. Auch für die größer gewachsenen Menschen, die jetzt darin wohnten, waren die Häuser zu eng.
Als mir nahe gelegt wurde, das Altersheim der ehemaligen Ritterschaft in Mitau zu besuchen, da dort einige Tanten von mir lebten, die sich über meinen Besuch freuen würden, fuhr ich für einen Tag nach Mitau. Von Riga aus bedeutete das nur wenige Stunden Bahnfahrt. Da Riga die Hauptstadt Lettlands war, war die Bedeutung von Mitau als ehemalige Hauptstadt von Kurland stark in den Hintergrund getreten. Wenn Restgutbesitzer mit Behörden zu tun hatten, mußten sie jetzt nach Riga fahren. Nur wenige von ihnen hatten die Zeit und das Geld, um Mitau zu besuchen. Das machte das Leben der Bewohner des Altersheims, besser als "das Stift" bekannt, noch einsamer, als es ohnehin schon der Fall war.
Mein Besuch verlief nicht ganz so, wie ich ihn mir gedacht hatte. Von den beiden Tanten, Tantchen genannt, die ich besuchen wollte, war eine vollkommen blind und die andere fast vollkommen taub. Von der Stiftsdame, die zu den rüstigeren Insassen des Altersheimes gehörte und für die innere Ordnung des Stiftes verantwortlich war, wurde ich zunächst zum blinden Tantchen gebracht. Ich konnte gleich erkennen, daß ich hier einer Erscheinung gegenüberstand, die durchaus eine Persönlichkeit gewesen sein mußte. Sie war zwar noch nicht 100 Jahre alt, aber befand sich auf dem besten Weg, dieses Alter zu erreichen. Da Tantchen ohne Zweifel mehr über Asuppen wußte als ich und immer über eine Generation sprach, der meine Großmutter angehört hatte, war unsere Unterhaltung recht einseitig. Sie kam aber ganz zum Stillstand, als Tantchen mich bat, durch ein Betasten meines Gesichtes feststellen zu dürfen, mit welchem der lieben Asupp'schen ich die größte Ähnlichkeit hätte. Auch wenn bisher ältere Damen sich diese Freiheiten mit mir nicht erlaubt hatten, konnte ich in diesem Fall

schwer „nein“ sagen. Als ihre einst sicherlich sehr schönen Hände über mein Gesicht glitten und ich mich mit diese Art Identifikation abgefunden hatte, flüsterte sie mehr zu sich selbst "ganz wie der liebe Adolph", womit sie nur meinen Großvater meinen konnte. Der hatte nach meinem Empfinden wie ein Fleischer ausgesehen. In Gedanken hatte ich ihn auf meinen Wildschweinjagden schon mehrmals abgeschossen. Wenn mein Tantchen mit dieser Feststellung nicht zugleich ihre Hände zurückgezogen hätte, hätte ich ihr wahrscheinlich ein oder zwei ihrer Finger abgebissen. Das Zimmer, in dem dieses Tantchen wohnte, war zwar klein, aber ganz gemütlich eingerichtet. Ich machte aber die Feststellung, daß es einst zu einem größeren Raum gehört hatte, da an der Oberlage das Hinterteil eines posaunenblasenden Engels in der Wand verschwand.

Der nächste Besuch galt dem tauben Tantchen im Nebenzimmer. Dort konnte ich erkennen, daß die nachträglich eingezogene Wand sehr dünn sein mußte, da auf dieser Seite die recht fetten Beine des Posaunenbläsers noch zu sehen waren. Dieses Tantchen war entschieden jünger und hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit der Königin Viktoria von England, wie sie als Witwe ausgesehen hatte. Nicht nur war hier eine Unterhaltung wegen Tantchens Taubheit fast unmöglich, sondern ich hatte am Abend vorher in Riga etwas gegessen, was ich lieber nicht hätte essen sollen. Beides war Grund genug, um auch diesen Besuch so kurz wie möglich zu machen. Nachdem wir uns auch hier über die Asupp'schen Verstorbenen unterhalten hatten, wobei ich nur mit dem Kopf nickte, versuchte ich Tantchen verständlich zu machen, daß ich sie wegen dringender Verabredungen verlassen müßte. Da Tantchen mich nicht verstand, oder nicht verstehen wollte, beschränkte ich mich auf immer kürzere und lauter gesprochene Sätze, in der Hoffnung, daß diese eher eindringen würden. Als aber alles nichts helfen wollte, brüllte ich in ihr Hörrohr „DIARRHÖ, liebes Tantchen DIARRHÖ“. Bei Tantchen löste das eine überraschende Wirkung aus. Sie verfiel in einen Lachkrampf und begann sich auf ihrem Sofa zu wälzen. Als ich mich recht ratlos umsah, in der Hoffnung etwas zu finden, womit ich Tantchen hätte helfen können, platzten einige Stiftsbewohner herein. Eine von ihnen stürzte sich auf Tantchen, um ihr auf den Rücken zu klopfen, wie man es tut, wenn jemand einen Hustenanfall erleidet. Für diese Damen dürfte es DAS Schauspiel ihres einsamen Lebens für die

nächsten 20 oder 30 Jahre gewesen sein. Mir aber bot es die Gelegenheit zu einem beschleunigten Rückzug, wobei ich in das blinde Tantchen rannte, das im Gang vor ihrer Tür stand und mich streng mit ihren blinden Augen ansah.

In Mitau lernte ich einen Vetter mit seiner Frau kennen, die mir gelegentlich sagten, ich sei damals so verliebt gewesen, daß ich nur noch auf meinen Augenbrauen hätte gehen können. Dies nur als ein Beispiel für die merkwürdigen Ausdrücke, die die Balten manchmal benutzten.

Die Balten waren im allgemeinen hochgewachsene Menschen. Dies wurde in ihrer Ausdrucksweise jedoch oft nicht beachtet. Meine Mutter, deren Vorname Marie war, wurde z. B. trotz ihrer Körpergröße nie anders als in der Verkleinerungsform 'Mariechen' genannt. Charlotte wurde zu 'Charlottchen', Sophie zu 'Sophiechen'. Hingegen blieben Carola, Elisabeth oder Harriet das was sie waren, bis sie ab einem gewissen Alter für ihre Neffen und Nichten zumeist zum Tantchen wurden. Bei den Männern war es nicht so ausgeprägt, obschon auch hier die Neigung bestand, aus einem Wilhelm einen 'Willi', 'Wille' oder sogar 'Willa' zu machen. Alexander wurde ein 'Ali' oder 'Alo' u.s.w. Onkelchen wurde jemand nur, wenn er seine zweite Kindheit erreicht hatte. Gutsbesitzer nannte man in Gesprächen immer mit dem Namen ihres Besitzes, z. B. der Asupp'sche, der Linden'sche, u.s.w. Diese Gewohnheit, Menschen nach ihren Besitzungen zu identifizieren, deutet nicht nur auf die verhältnismäßig kleine Gemeinschaft des kurländischen Adels hin, sondern ist meiner Ansicht nach ein Zeichen, wie eng diese untereinander verknüpft war. Wenn ich hier vom kurländischen Adel spreche, so tue ich dies absichtlich, um den unübersehbaren Unterschied zwischen der Kurländischen, Livändischen, Estländischen und Oeselschen Ritterschaften zu betonen. Wenn nach Ansicht der Kurländer die Livländer snobistisch waren, so waren die Estländer etwas besser, aber nicht ganz so gut wie die Kurländer. Wenn die Kurländer "ganz unter sich waren", konnte man über die vertrauliche Art und Weise, in der sie sich anredeten, nur staunen. Das bedeutete, je höflicher sie wurden, desto größer war die Anzahl der Anwesenden, die nicht ganz oder gar nicht zu ihnen gehörten.

Zu der Zeit lernte ich auch meinen Onkel, den Grafen Arthur Keyserling (*hier irrt sich Baron André Hahn. Es handelt sich um Alfred Graf K., * Poniewicz 13.5.1861, † Kowno 7.4.1939, Kais. russ. Wirkl. Staatsrat u. Kammerherr; K.L.*), kennen, der in Riga gerade damit beschäftigt war, über seine sehr interessanten Erinnerungen zu schreiben, die dann auch in Buchform erschienen sind. Er war lange Jahre Gouverneur der politischen Gefangenen in Sibirien gewesen, hatte aber auch lange in China gelebt. Um sich seinen Unterhalt zu verdienen, hielt er Vorträge über seine Erlebnisse. Dabei trug er immer eine schwarze Kappe und sah dann selbst wie ein alter Mandarin aus.

Als ich ihm über die Pappenheims in Ungarn erzählte, sagte er, er hätte einen Pappenheim in China gekannt, der während des russisch-japanischen Krieges, den Russen Pferde geliefert habe, die er aus Australien importierte. Das letzte Mal habe er Pappenheim in einer Gesellschaft auf der Stadtmauer einer chinesischen Stadt gesehen, die zu den Orten gehörte, welche den "christlichen Hunden" verboten war. Als sie gerade von der Stadtmauer die Aussicht bewunderten, kam ihnen eine recht feindselige Menge von Chinesen entgegen, deren Führer eine große Fahne trug. Als die Situation recht brenzlig zu werden begann, stürzte sich Pappenheim auf den Fahnenträger, entriß ihm diese und rannte mit ihr die recht breiten Stufen herunter die zur Stadt führten, gefolgt von den vor Wut brüllenden Chinesen.

Als ich Graf Alexander zu Pappenheim diese Geschichte erzählte, meinte er, es könne sich in diesem Falle nur um den Pappenheim handeln, der wegen einer morganatischen Ehe des Besitzes Pappenheim verlustig erklärt wurde, und dann irgendwo im Fernen Osten verschwunden ist.

Seine zweite Geschichte betraf seine Fahrt 1905 im Auftrage des Zaren mit einem Waggon voller Orden nach Wladiwostok. Man hoffte, mit diesen Auszeichnungen die Moral der russischen Truppen heben zu können. Obwohl er die Reise in einer Rekordzeit zurücklegte, da aller Verkehr auf der Strecke angehalten wurde, um ihn mit seinen Orden durchzulassen, kam er doch zu spät. In der Zwischenzeit war die russische Front bereits zusammengebrochen und befand sich in vollem Rückzug.

Da ich in Asuppen nichts anderes zu tun hatte, als in meistens deprimierenden Korrespondenzen zu stöbern, verbrachte ich mehr und mehr meiner Zeit in Riga. Wenn Riga auch nicht Budapest war, bot es dennoch einige Abwechslungen. Durch Zufall lernte ich dort ein Ehepaar kennen, die das Schicksal im Lauf der Jahre nach Budapest verschlagen hatte und die ich dort zu meinen Freunden zählen durfte. Graf Michael Kutuzow-Tolstoi war der Sohn des letzten zaristischen Botschafters oder Botschaftsrates in Paris. Nachdem er eine Französin geheiratet hatte, eine Ehe, die aber bald geschieden wurde, zog er nach Brüssel. Dort stellte er einem Unternehmen seine vielseitigen Sprachkenntnisse zur Verfügung. Er lernte eine junge Dame kennen, deren Bruder eine Stellung am Hof hatte und deren Familie streng katholisch war. Als sie zu heiraten beschlossen, benötigten sie die Genehmigung des Bruders. Der war aber nicht gewillt, sie ihnen zu geben. Tolstoi gehörte nicht der griechisch-orthodoxen Kirche an und war auch geschieden. Daher hatten die beiden beschlossen, nach Lettland zu kommen. Lettland war damals nicht nur als das Scheidungs-, sondern auch als das Heiratsparadies Europas bekannt. Da der Bruder seiner Schwester keinen Pfennig gegeben hatte und Tolstoi selbst nur über beschränkte Mittel verfügte, zogen sie auf ein Restgut. Dessen Nachbar, wie sich herausstellen sollte, war mein Namensvetter, bei dem die St. Peterskirche in Rom eine so merkwürdige Reaktion hervorgerufen hatte.

Eines Abends, als die Gräfin in ihrem Zimmer saß, dessen Fenster auf den Garten hinaus gingen, drangen von draußen eigenartige Pfeiftöne zu ihr hinein. Als sich am nächsten Abend dasselbe wiederholte, brachte die Gräfin diese Pfeiferei beim Abendessen zur Sprache, worauf der Hausherr sie bat, bei einer Wiederholung ihn zu rufen. Schon der folgende Abend gab die Gelegenheit nach dem Hausherrn zu schicken. Nachdem er einen Moment den Tönen gelauscht hatte, stürzte er mit den Worten "dieser verdammte A." aus dem Zimmer. Es folgte eine längere Jagd durch die Stachel- und Johannisbeerbüsche. Zum Abendessen wurde der Hausherr nach der Ursache dieses ungewöhnlichen Tumults im Garten gefragt. Es stellte sich heraus, daß mein Namensvetter mit der Hilfe einer Rehlocke, einer Art Pfeife, die der Jäger in der Blattzeit benutzt, die Gräfin in den Garten locken

wollte. Es ist in Wirklichkeit das weibliche Reh, oder besser die Ricke, die mit ihrem "Fiepen" den Bock anzulocken versucht. Es sind also Töne, mit der die Circe der griechischen Legende Männer zu sich zu locken versuchte, die sie dann allerdings in Schweine zu verwandeln verstand. Es ist mir daher nicht ganz klar, was mein Namensvetter mit seinem Benehmen erreichen wollte. Die Gräfin hatte wahrscheinlich in Belgien nie eine Gelegenheit gehabt, die Fieptöne aus einer Rehlocke kennenzulernen.

Über meine Familie
Herkunft und Anfänge in Kurland

Meine Familie stammt ursprünglich aus Mecklenburg. Die Grafen v. Hahn hatten dort bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs noch große Besitzungen. Angehörige dieses Geschlechts sind über Estland, wo sie mehrere Generationen seßhaft gewesen sein sollen, und dann über Livland nach Kurland gekommen. In Kurland werden die Hahns zum ersten Mal im Jahr 1476 erwähnt. Heinrich v. Hahn († nach 1518) wurde dort im Gebiet von Postenden mit Ländereien belehnt. (*Siehe Anlage 5*)
Dessen Nachkommen haben den Besitz im Lauf der Jahrhunderte wesentlich erweitert. 444 Jahre war Postenden im Besitz der Familie, bis es 1920 vom gerade erst gegründeten Staat Lettland im Zug der sogenannten Bodenreform enteignet wurde.

Der herzogliche Rat Wilhelm (*richtig: Adolph Georg Wilhelm, 1749-1823; K.L.*) von Hahn auf Postenden hatte es verstanden, ein sehr bedeutendes Vermögen zu erwerben, mit dem er eine Reihe großer Güter in seinen Besitz brachte. Mit diesen stiftete er 1821 die Majorate Asuppen, Wahnen, Schnepeln und Lubb-Essern. Das Majorat Asuppen erbte sein zweiter Sohn Paul (1793-1862), mein Urgroßvater. Mit Hilfe seiner Gemahlin Sophie, geborene v. Graimberg, geboren 1804 in Karlsruhe, erweiterte er Asuppen auf eine Größe von fast 11.000 ha. Insgesamt besaßen die Barone v. Hahn alle zusammen 1912 in Kurland rund 75.000 ha. Land. Sie lagen mit dieser Größe an Ländereien an dritter Stelle hinter den Baronen v. Behr und Baronen v. der Osten-Sacken. Nach dem lettischen Agrargesetz des Jahres 1920 wurde dies alles enteignet. Lediglich 50 ha. von jedem Gut wurden den ehemaligen Besitzern als sogenanntes Restgut belassen.



34. Die Lehnsurkunde für Postenden aus dem Jahr 1476



35. Baron Paul v. Hahn (1793-1862) auf Asuppen



36. Baronin Sophie v. Hahn, geb. v. Graimberg (1804-1863)

Meine Urgroßeltern

Mein Urgroßvater Paul v. Hahn scheint ein recht unbändiger junger Mann gewesen zu sein, der sich keinem „Lehrer unterwarf“ und sich als 19-jähriger dazu entschloß, am Krieg zwischen Rußland und Napoleon teilzunehmen. Nachdem er Asuppen im Stillen verlassen hatte, begab er sich zum Geschäft, das Asuppen mit Kolonialwaren versorgte, kaufte dort auf Kredit im Werte von 40 Rubeln Waren, die er dann gleich mit Verlust wieder verkaufte. Mit dem Erlös reiste er ins Hauptquartier von General Friedrich Alexander v. Rüdiger (*1783-1856, später Kais. russ. Feldmarschall u. Statthalter in Polen; K.L.*), um sich bei ihm zur Aufnahme bei den Grodnower Husaren zu melden. General v. Rüdiger war ebenfalls Balte und behielt den jungen Landsmann als Ordonanzjunker bei sich.

Nachdem sich mein Urgroßvater bei Labiau in Preußen ausgezeichnet hatte, wurde ihm das Soldatenkreuz des Militär-Georgs-Ordens verliehen. Er wurde Zeuge, mit welcher Begeisterung die russischen Truppen von der Bevölkerung nicht nur in Berlin empfangen wurden. Im März 1813, als man ihm für einen Transport einige Kanonen und eine Kriegskasse anvertraut hatte, konnte er diese vor dem Zugriff der Franzosen gerade noch retten, geriet jedoch verwundet in deren Gefangenschaft. Dort geriet er in den Verdacht, ein Deserteur der Rheinbundarmee zu sein und wurde auf Veranlassung des für seine Grausamkeit bekannten Feldmarschalls Louis Davoust (1770-1821) vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurteilt. Daß es nicht vollstreckt wurde, hatte er der persönlichen Intervention des Vizekönigs von Italien Eugéne Beauharnais (*Stief- u. Adoptivsohn von Napoleon I.; K.L.*) zu verdanken, der von den Brutalitäten Davousts wußte. Nachdem mein Urgroßvater etwas Geld und Wäsche von Beauharnais erhalten hatte, was ihm aber sehr bald wieder abgenommen wurde, schickte man ihn unter Geleit nach Frankfurt. Dort wußte er von einem Bankier, der mit seinem Vater in geschäftlichen Beziehungen stand, aber auch gleichzeitig russischer Konsul war. Von ihm erhielt er 300 Dukaten. Auf dem Wege nach Metz wurde mein Urgroßvater in Mainz wieder verhaftet und ins Gefängnis gesteckt. Bei dem folgenden Verhör berief er sich auf den russischen

Konsul in Frankfurt. Daraufhin wurde er als russischer Kriegsgefangener anerkannt.

Nach weiteren Abenteuern wurde er mit dem St. Georgkreuz ausgezeichnet. Nachdem Napoleon geschlagen war, begab sich mein Urgroßvater zu seinem Regiment, welches sich zu der Zeit in der Normandie aufhielt. Als der Rückmarschbefehl nach Rußland für sein Regiment eintraf, er aber nicht nach Asuppen zurück wollte, nahm er “einen ehrenvollen Abschied, mit Uniform". Er begab sich nach Frankfurt zu dem dann schon fast väterlichen Freund, dem russischen Konsul. Von ihm erhielt er einen weiteren Vorschuß, mit dem er in Wiesbaden seine alten Wunden ausheilte. Dort erreichte ihn die äußerst freudige Nachricht, daß sein Vater ihm ein Jahresgehalt von 2000 Dukaten zugesagt habe und seine Schulden bereits bezahlt hätte. Aber auch diese Großzügigkeit konnte ihn nicht dazu bewegen, nach Asuppen zurückzukehren. Er entschloß sich, zur Förderung seines Allgemeinwissens England zu besuchen. In London wurde er von seinem Landsmann, dem russischen Gesandten Graf Christoph v. Lieven (1777-1839), auf das herzlichste empfangen und dann auch in die Londoner Gesellschaft eingeführt.

Mein Urgroßvater war in Schottland, als er die Nachricht von der Landung Napoleons in Frankreich erhielt. Mit Kurieraufträgen an den Zaren in Heidelberg und an den russischen Diplomaten Carlo Andrea Graf Pozzo di Borgo (* Korsika 1764, † Paris 1842) ausgestattet, begab er sich auf schnellstem Weg zunächst nach Brüssel. In dessen Nähe war die Schlacht von Waterloo im Gange. „Die Kanonade gab ihm die Richtung der Schlacht“, wo er den Grafen Pozzo di Borgo, „umsaust von feindlichen Kugeln“ antraf.

Nach der Schlacht schickte Graf Pozzo di Borgo meinen Urgroßvater mit Depeschen über den errungenen Sieg an den Zaren nach Heidelberg. Demnach dürfte mein Urgroßvater wohl der einzige russische Offizier gewesen sein, der bei Waterloo dabei war.

Nach einem harten Ritt von vier Tagen und nachdem er fast wieder in die Hände der Franzosen gefallen wäre, erreichte er mitten in der Nacht sein Ziel. Das Haus, in dem der Zar lebte, fand er "öde und still".



37. Graf Carlo Andrea Pozzo di Borgo, * Korsika 1764, † Paris 1842
Gemälde von Geo Dawe, St. Petersburg um 1824

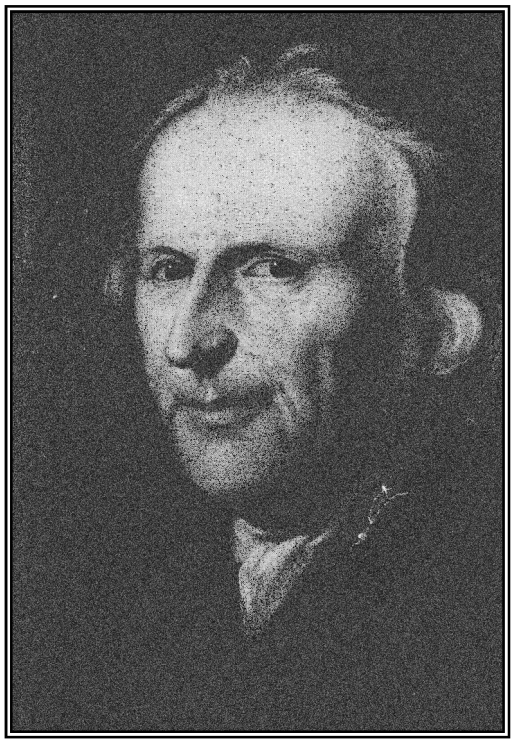
Nachdem mein Urgroßvater an mehrere Türen geklopft hatte, fragte ihn eine Stimme auf Russisch "Wer ist da?" --- "Kurier" -- "Warte". Darauf öffnete sich die Tür zur Hälfte und der Zar fragte: "Von wo? Was für Nachrichten?"—„Eurer Majestät bin ich so glücklich, zum Siege Glück wünschen zu dürfen". Nachdem der Zar die Depeschen entgegengenommen hatte, wurde meinem Urgroßvater befohlen, sich am nächsten Tag beim Chef des Stabes, Feldmarschall Fürst Peter Wolkonsky (1776-1852), zu melden.

"Die Gnade, die er sich auf Aufforderung des Kaisers erbat, war die Wiederaufnahme in die Armee". Die Bitte wurde ihm gewährt "und er ward in Bar sur Aube zum Aid Kommandant gemacht“. Daraufhin verfaßte mein Urgroßvater eine Denkschrift über die Verhältnisse in England, welche er mit einem Begleitschreiben direkt an den Zaren schickte. Er hoffte auf diese Weise Eingang in den diplomatischen Dienst zu finden, was ihm auch gelang. Damit fand seine lange und brillante Laufbahn im Dienste der Zaren ihren Anfang. Sie begann mit dem Rang eines Stabskapitäns als Attaché der zaristischen Gesandtschaft in Florenz. Dem folgte die gleiche Position bei der Gesandtschaft der Ewigen Stadt. Für fleißiges Studieren, aber auch für geschickten Umgang mit bedeutenden Leuten der damaligen Zeit, sowie für seine klug abgefaßten Depeschen, die den Beifall des Zaren fanden, erhielt mein Urgroßvater den St. Annenorden. Im Jahr 1820 wurde er zum Botschaftsrat ernannt, dem dann auch bald die Ernennung zum Hofrat folgte. Für seine Verdienste in dieser Stellung verlieh ihm der Zar den Annenorden um den Hals. Nur wenige Monate danach kam die Beförderung zum Kollegienrat. Nachdem mein Urgroßvater von der römischen Gesandtschaft abberufen wurde, erhielt er einen Posten im Ministerium für auswärtige Angelegenheiten und wurde mit den Vorbereitungen des Kongresses von Verona betraut (*20.10.-14.12.1822, Teilnehmer: Kaiser Franz I., Zar Alexander I., Friedrich Wilhelm III., König Ferdinand I. von Neapel-Sizilien u.a.m besprachen verschiedene gemeinsame politische Probleme; K.L.*). Er begleitete dann auch den Zaren und Grafen Nesselrode dorthin. Für diese Tätigkeit erhielt mein Urgroßvater die Brillanten zum Annenorden.

Im Jahre 1823 starb sein Vater Adolph v. Hahn (1749-1823, auf Postenden, Assuppen usw.) und mein Urgroßvater wurde der Majoratsherr von Asuppen. Im selben Jahre heiratete er Sophie de Graimberg (* Karlsruhe 1804, † Mitau 1863). Deren Familie hatte vor der großen Revolution Besitzungen in Frankreich, die recht bedeutend gewesen sein müssen, da sie nach Jahren als eine von vielen Anspruchsberechtigten die Entschädigungssumme von 41.000 Rubel erhielt. Mit dem Geld half sie ihrem Mann, Asuppen zu vergrößern. Ihre Mutter war die Erzieherin ihrer Kinder und Hofdame der Großherzogin Stephanie von Baden.



**38. Adolph v. Hahn (1749-1823)
auf Postenden, Asuppen usw.**



**39. Dominique Ludwig de
Graimberg (1776-1820); Vater
von Sophie v. G., ∞ v. Hahn**



**40. Amalie de G., geb. v.
Boenninghausen gen. Budberg
(1776-1829); Mutter
von Sophie v. G., ∞ v. Hahn**

Damit war sie meiner Urgroßmutter eine Hilfe, dem zu entgehen, dem die meisten Emigranten oft ausgesetzt sind. Dieses Aufwachsen in einer sehr kultivierten Umgebung machte es ihr dann aber besonders schwer, sich in die damaligen zumeist recht primitiven Verhältnisse in Kurland einzuleben. Am Anfang ihres Tagebuches bezeichnet sie die Kurländer als "Bauern mit Frack und einem Stammbaum". Aber das hielt sie später nicht davon ab, mehr baltisch zu werden, als es die meisten Balten selbst waren.

Bevor das junge Paar Asuppen erreichte, wurde meinem Urgroßvater der Gesandtenposten in Persien angeboten, den er aber seiner Frau wegen ablehnte. Dem folgte fast ein Jahr in Asuppen, wo die Fundamente zum neuen Herrenhaus schon gelegt waren und zu dem wurde, wie ich es später kennenlernen habe. Das Einleben in diese Umgebung fiel meiner Urgroßmutter, wie ich schon angedeutet habe, sehr schwer. Dennoch kann man ein gewisses Staunen über die sehr dezidierte Meinung über alles in ihrer neuen Umgebung bei einer knapp 19-jährigen jungen Dame nicht verbergen. Die Verhältnisse, unter denen die Angestellten und Bauern lebten, fand sie entsetzlich, obwohl sie wahrscheinlich nicht schlechter als anderswo waren. Nur in den Kreisen, in denen sie bisher gelebt hatte, waren sie unbekannt. Dann wurden Nachbarn und Verwandte besucht. Oder sie wurden im alten Asupp'schen Hause unterhalten, obwohl sie in ihren Augen kaum Billigung fanden.

Das große Gemälde von ihr in Asuppen zeigt keine Schönheit. Es ist ein junges und frisches Gesicht mit streng gescheitelten Haaren, deren Gestalt für ihr Alter in ein recht dunkles Spitzengewand eingehüllt ist. Nur zwei sehr schöne Hände sind zu sehen, deren Finger auf den Saiten ihrer geliebten Harfe ruhen, auf der sie oft und gerne ihrem Mann vorgespielt hat (*Diese Beschreibung stimmt nicht ganz; K.L.*).

Im Jahre 1824 wird meinem Urgroßvater angeraten, sich wieder einmal in St. Petersburg zu zeigen. Das konnte als stille Andeutung gewertet werden, daß man ihn sonst dort vergessen würde. In St. Petersburg wird er vom Zaren und seiner Familie auf das gnädigste empfangen. Er wird zum Wirklichen Staatsrat ernannt und ihm wird die Stellung des Gouverneurs von Kurland angeboten, die er auch annimmt.



41. Sophie, geb. v. Graimberg, * Karlsruhe 29.5.1804, † Mitau 16.3.1863
Gemälde im Eigentum des Familienverbandes v.Hahn und
befindet sich z. Zt. in Berlin, Schloß Tegel.

Trotz ihrer Unerfahrenheit in kurländischen Angelegenheiten betrachtete meine Urgroßmutter die Annahme dieses Postens mit einem gewissen Vorbehalt. Sie erkannte richtig, daß er als Mitglied der kurländischen Ritterschaft auf der einen Seite und gleichzeitig Vertreter der russischen Interessen auf der anderen Seite nur zu leicht in Gewissenskonflikte geraten kann. Mein Urgroßvater glaubte mit seinen 31 Jahren dies verkraften zu können.

Diese Stellung bedeutete einen Umzug in das ehemals herzogliche Schloß in Mitau, damals Hauptstadt des Landes. Mitau lag zu jener Zeit an der Hauptstraße zwischen St. Petersburg und den europäischen Metropolen. Viele Persönlichkeiten von Bedeutung suchten nach den Strapazen auf den schlechten Straßen im Schloß Erholung bevor sie ihre Reise fortsetzten

Bald nach Antritt seines neuen Postens entdeckte mein Urgroßvater Unregelmäßigkeiten in den Kammeralhofbüchern, in denen eine dafür ernannte Kommission Fehlbeträge, die in die Hunderttausende gingen, feststellte, welche die Untergebenen seines Vorgängers unterschlagen hatten. Dies Ereignis sollte ihm in späteren Jahren noch viel Verdruß bereiten.

Besonders ungehalten ist meine Urgroßmutter über das Benehmen einiger Kurländer, die häufig Gäste bei einem älteren und sehr wohlhabenden Standesgenossen sind. Der hatte auf seine alten Tage eine junge Dame geheiratet, die sie uns nur mit den Buchstaben "A. S." vorstellt. Wir erfahren auch nicht, ob diese Dame eine große Schönheit war oder ob es andere Reize waren, von denen einige Kurländer angelockt wurden. Ihre Meinung über ihre Standesgenossen verschlechterte sich noch zusehends, als der Mann der "A. S." stirbt und die nun reiche Witwe einen gewissen Einfluß über Mitglieder der Ritterschaft gewinnt, die selbst nicht ganz ohne Einfluß sind. Ich nehme an, daß die Witwe neben ihrem Geld noch andere bedeutsame Eigenschaften gehabt haben muß. Der Kurländer hat nämlich eigentlich ein ausgesprochenes Talent, Reichen und Menschen in führenden Stellungen klar zu machen, daß er sie deshalb in keiner Weise für bessere und ihm überlegene Geschöpfe der Gesellschaft hält. Sehr im Gegensatz zur livländischen Ritterschaft, die ihren Vertreter "Adels-

marschall" nannten, wurde dem Inhaber der entsprechenden Position in Kurland nur der Titel eines Landesbevollmächtigten zuerkannt. Wenn in Livland bei Sitzungen der Ritterschaft der Adelsmarschall den Raum betrat, standen alle Anwesenden auf. In Kurland hingegen blieb man sitzen. Und sollte einer doch zufällig in dem Moment gestanden haben, steckte er seine Hände schnell und so tief wie nur möglich in seine Hosentaschen. Damit wurde zum Ausdruck gebracht, daß der von ihnen aus ihren Reihen Gewählte, sich nicht einbilden sollte, dadurch etwas Besseres zu sein. Andererseits wurde der Kurländer fast ausschließlich nach den Diensten, die er seinem Lande geleistet hatte, beurteilt, allerdings meist erst dann, wenn er bereits gestorben war.

Zar Alexander I., der sich in Kurland wegen seiner liberalen Haltung allgemeiner Beliebtheit erfreute, starb im November 1825. Wie es in despotisch regierten Ländern üblich ist, kam sofort die Besorgnis darüber auf, welche politische Richtung sein Nachfolger einschlagen wird. Nach einiger Ungewißheit und einem Blutvergießen in St. Petersburg bestieg des verstorbenen Zaren jüngerer Bruder, Nikolaus I. (1796-1855), den Thron. Das wurde in den drei Ostseeprovinzen mit einer gewissen Begeisterung begrüßt, da von diesem Herrscher die Fortsetzung der Politik seines Vorgängers angenommen werden konnte.

Wie es meine Urgroßmutter richtig vorausgesehen hatte, waren zwischen ihrem Mann und der Kurländischen Ritterschaft Unstimmigkeiten aufgetreten. Die Ritterschaft sah sich dazu veranlaßt, Beschwerde gegen ihn in St. Petersburg einzulegen. Dies machte einen längeren Aufenthalt meines Urgroßvaters in der russischen Hauptstadt erforderlich. Bald nach seiner Rückkehr erhielt mein Urgroßvater einen Beschluß des Senatsausschusses, sich wegen seiner ergriffenen Maßnahmen gegen die Schuldigen für die von ihm entdeckten Unregelmäßigkeiten in den Kammeralshofbüchern zu verantworten. Gleichzeitig wurde er davon verständigt, daß bis zur Aufklärung dieser Angelegenheit die Beschlagnahmung seines ganzen Vermögens angeordnet worden sei. Daraufhin übergab mein Urgroßvater seinen Posten sofort seinem Stellvertreter, wandte sich mit einer Bittschrift an den Zaren und reiste selbst bald nach St. Petersburg. Da mein Urgroßvater auch russischer Senator war, wurde es ihm von seinen

Kollegen verübelt, sich in dieser Angelegenheit direkt an den Zaren gewandt zu haben. Auch wenn es ihm nach vier Monaten gelang, die Aufhebung der Zwangsverwaltung seines Vermögens zu erreichen, gehört dieser Fall meiner Ansicht nach zu den noch wenigen ersten Anzeichen eines wachsenden Widerstandes gegen den Einfluß der Balten in St. Petersburg.

Nicht lange nach diesem Ereignis besuchte Zar Nikolaus Riga, wo ihm meine Urgroßmutter vorgestellt wurde, mit der er dann eine Polonaise tanzte. Bei dieser Gelegenheit erhielt ihr Mann für die in Kurland erworbenen Verdienste das Band zum Annenorden erster Klasse und wurde zum Gouverneur von Livland ernannt.

Dieser Ernennung folgte ein Umzug nach Riga. Meine Urgroßmutter empfand ihn als schmerzlich, da sie trotz ihrer Einstellung den Kurländern gegenüber, einen ihr lieb gewonnenen Freundeskreis in Mitau zurücklassen mußte.

Mitau als Zentrum des kurländischen Adels unterschied sich von Riga, der ehemaligen Hansestadt dadurch, daß diese von einem tüchtigen und reichen Handelsstand beherrscht wurde. Außerdem war sie Sitz des Generalgouverneurs der Ostseeprovinzen sowie zahlreicher Militärbehörden. Gleich nach Antritt seines neuen Postens entdeckte mein Urgroßvater bei einer Revision der Hofgerichtskanzleibücher auch hier erhebliche Unterschlagungen. Diese konnten dem Generalgouverneur Philipp Marquis Paulucci (*1779-1849, Generalgouverneur 1812-1829; K.L.*), der mehrere Jahre in derselben Stellung gewesen war, die mein Urgroßvater jetzt bekleidete, nicht angenehm sein. Diese und andere Unstimmigkeiten zwischen ihm und seinem direkten Vorgesetzten erweckten in meinem Urgroßvater den Wunsch, bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit seinen Posten wieder aufzugeben.

Diese ließ nicht lange auf sich warten. Auf einem Ball beim Generalgouverneur nahm meine Urgroßmutter die erkrankte Marquise in der Gegenwart von deren Gatten in Schutz, was einige unfreundliche Worte Pauluccis zur Folge hatte. Obwohl der Maquis sich nach einigen Tagen wegen seines Benehmens bei meiner Urgroßmutter entschul-

digte, war mein Urgroßvater dennoch nicht bereit, sein inzwischen offiziell eingereichtes Gesuch um seine Abberufung zurückzuziehen. Als dieses nach Monaten bewilligt wurde, zogen sich meine Urgroßeltern nach einem nicht zwei Jahre dauernden Aufenthalt in Riga auf Asuppen zurück.

Zu jener Zeit hatten meine Urgroßeltern drei Söhne. Zwei von ihnen, Adolph (* 1824) und Nikolaus (* 1827), hatten noch in Mitau das Licht der Welt erblickt. Der dritte Sohn Paul folgte 1828 in Ebelsdorf bei Riga. Die Mutter meiner Urgroßmutter, die ihre Stellung als Hofdame bei der Großherzogin Stephanie aufgegeben hatte, lebte schon seit der Zeit in Mitau mit ihnen zusammen. Vielseitig verehrt starb sie dann 1829 in Asuppen.

Mitte Juni 1830 begannen die Pläne einer Deutschlandreise, die von dort noch weiter nach Frankreich führen sollte, festere Formen anzunehmen. Aus diesem Plan wäre aber beinah nichts geworden. Mein Urgroßvater wurde bei einem Duell, das mit der von der kurländischen Ritterschaft gegen ihn in St. Petersburg geführten Beschwerde zusammenhing, schwer verletzt. Da Duelle in Rußland mit mehrjährigen Freiheitsstrafen geahndet wurden und Freunde ihn benachrichtigten, daß die Ursache seiner Verwundung nach St. Petersburg denunziert worden sei, entschloß man sich, Rußland so bald als möglich zu verlassen. Daraus ergab sich zunächst eine für zwei Monate erzwungene Ruhepause in Königsberg. Daß mein Urgroßvater ohne Hindernisse Rußland verlassen konnte, hatte er nur Alexander Graf Benkendorff (1781-1844) zu verdanken. Als Chef der III. Abteilung der zaristischen Kanzlei, das höchste Polizeiorgan in Rußland, nahm er die Denunziation einfach nicht zur Kenntnis.

Auch wenn mein Urgroßvater jetzt so ziemlich sein eigener Herr war, so war er doch noch russischer Senator. Sicherlich wird er dem Senat wohl seine beabsichtigte Auslandsreise mitgeteilt haben. Er konnte aber von diesem jederzeit zurückberufen werden. Dafür mußte man jedoch seinen Aufenthaltsort wissen. Deshalb wurden bei der Weiterreise alle Orte vermieden, in denen Vertretungen Rußlands saßen, die ihm eine solche unerwünschte Nachricht hätten übermitteln können. Auch Berlin konnte vermieden werden, aber bei Frankfurt a/M war es nicht

möglich. Da seine Ankunft sowieso bekannt geworden wäre, besuchte mein Urgroßvater den dortigen russischen Gesandten Baron Anstett. Nachdem dieser sich die Gründe für die Reise meines Urgroßvaters nach Frankreich angehört hatte, verabschiedete er sich mit den Worten "Verlassen sie mich bald, wir haben uns nicht gesehen". Hieraus kann man schließen, daß dort bereits eine Anweisung für die Rückkehr meines Großvaters vorlag. Aus Frankfurt wurde nun in aller Eile abgereist. In den späten Abendstunden erreichten sie Mannheim. Von dort ging es nach drei Tagen weiter. Über Chaeaux Thierry im Tal der Marne fuhren sie in drei Tagen nach Belleau. Dort lebte noch eine alte Dame de Belleau mit dem Onkel meiner Urgroßmutter D'Hacquerille. Meine Urgroßmutter entstammte dem Geschlecht de Graimberg auf Belleau, die ihre Besitzungen im Marnetal gehabt hatten. Es wird gesagt, daß sie ein Zweig der niederländischen Grimberhe seien, deren später erworbener Fürstentitel vom Haus Merode geführt wurde. Als erster sicherer Vorfahre erscheint ein Jehan, den Heinrich von Frankreich (1574-1589) zum Gouverneur von Chateaux Thierry und von La Ferte Milon ernannte. Er starb als Vicomte de Nogentelle und Herr auf Belleau. Er war angeblich der Stifter der Kirchenglocke in Belleau, die der Vater meiner Urgroßmutter der Gemeinde abkaufte und durch meine Großmutter nach Asuppen bringen ließ. Sie befand sich noch dort, als ich das Restgut Ende der 30er Jahren besuchte.

Diese Abstammung gab meiner Urgroßmutter das Anrecht auf einen Teil eines recht erheblichen Vermögens, mit dem meine Urgroßeltern das Majorat Asuppen vergrößerten.

Nachdem in Belleau das Geschäftliche zur Zufriedenheit meines Urgroßvaters erledigt worden war, fuhren sie weiter nach Paris. Bei Vermeidung der russischen Botschaft verbrachten sie sechs Wochen mit Einkaufen und Theaterbesuchen. Auch nahmen sie alte Verbindungen mit Freunden und Bekannten wieder auf und verbrachten manche Zeit mit ihnen. Dann ging es über Mannheim, wo sie die Kinder zurückgelassen hatten, nach Heidelberg. Dort wollten sie länger bleiben, da mein Urgroßvater sich mit seinen 37 Jahren durch weitere Rechtsstudien an der dortigen Universität auf eine höhere Staats-karriere die er im Auge hatte, vorbereiten wollte. Im Jahre 1839 konnte er dann stolz das „Dr. jur.“ vor seinen Namen setzen. Obwohl sich in

den Erinnerungen meiner Urgroßmutter nichts darüber finden läßt, ist damals eine so lange Abwesenheit von Rußland ohne die Genehmigung des Senatsausschusses wohl kaum möglich gewesen.

Neben den Studien meines Urgroßvaters wurde ein eifriger Verkehr mit den Professoren der Universität, mit Schriftstellern und mit Politikern gepflegt. Auch mit der Erziehung ihrer Kinder verbrachten sie viel Zeit. Für den Ältesten mit seinen 6 Jahren wurden die besten Lehrer ausgesucht. Den Unterrichtsstunden wohnte meine Urgroßmutter meistens bei.



Über ihre Einstellung zur Erziehung junger Kinder, hauptsächlich junger Töchter, die sie selbst nicht hatte, folgt hier ein kurzer Abschnitt aus ihren Erinnerungen, weil ihre Ausführungen gleichzeitig auch ein gewisses Licht auf ihren Charakter werfen:
"Sollten diese Zeilen jemals einer Enkelin zu Händen kommen, so möchte ich sie auf den bei der Erziehung so wichtigen Moment des Aus- und Anziehens sowohl kleiner Kinder als auch heranwachsender Töchter aufmerksam machen. Die Unterlage des Sittlichkeitsgefühls, das dem Menschen als mächtiger Schild angeboren ist, wird bei keiner Gelegenheit unter ungesitteter Behandlung leichter untergraben, Eitelkeit, Laune, Herrschsucht mehr befördert als bei der Toilette. Sie sollte, soviel nur tunlich unter den Augen der Mutter vor sich gehen, die dafür Sorge zu tragen hätte, daß durch würdige Unterhaltung des Geistes die so nötige Körperpflege dennoch ihre untergeordnete Rolle beibehält, wie ja auch der gesittete Mensch den Mahlzeiten durch die Unterhaltung eine höhere Würde zu verleihen weiß (der Mensch speist zu Mittag und zu Abend, das Tier frißt und sättigt sich.)"

Mit einer Reise in die Schweiz, die bereits im Jahre 1831 unternommen worden war, kommen die Erinnerungen meiner Urgroßmutter, herausgegeben von Otto Freiherr v.Taube, Hannover-Döhren 1964, in "Gutshäusern und Residenzen" zu einem plötzlichen Ende. Was noch erwähnt wird, ist der Ausbruch einer Choleraepidemie, die schon bis Berlin vorgedrungen war. Das veranlaßte die Urgroßeltern, nach Heidelberg zu ihren Kindern zurückzukehren.

Im Anhang des Buches folgen noch fünf ihrer Briefe mit Vermerken des Herausgebers.
Der erste dieser Briefe vom Juli 1834 stammt aus St. Petersburg, wo die Urgroßeltern sich mit Asuppen'schen Möbeln eingerichtet hatten.

Zwischen diesem und dem folgenden Brief vom November 1836, der gleichfalls von St. Petersburg geschrieben wurde, starb der zweite Sohn Nikolaus († 28.2.1836), der wohl der Liebling seiner Mutter war. Der Überlieferung nach starb er daran, daß sein Vater dem schon Erkrankten in der Abwesenheit der Mutter eine falsche oder zu starke Dosis einer Medizin gegeben hatte.

Aus einem Brief aus dem Jahr 1836 ersehen wir die Tages- und Nachteinteilung des Lebens der Urgroßeltern. Der Senator steht um 8 Uhr auf, frühstückt, wird um 9 Uhr rasiert, studiert Akten bis 10 Uhr und fährt dann in voller Uniform zum Senat, wo er bis 3 Uhr bleibt. Es schließt sich dem ein Spaziergang an, von dem er dann um 5 Uhr zum Mittagsessen zurückkehrt. Nach einer Rast von 2 Stunden wird wieder an Akten gearbeitet. Zuweilen folgt eine Ausfahrt. Und dann wird oft bis 2 Uhr nachts weiter an Senatspapieren gearbeitet. Aus diesem Programm kann man ersehen, daß es kaum Zeit gab, sich an dem sehr geselligen Leben der St. Petersburger Gesellschaft zu beteiligen. Dies scheint meiner Urgroßmutter, die eher von einer zurückgezogenen Natur war, auch nicht schwergefallen zu sein.

Der letzte dieser Brief meiner Urgroßmutter wurde im Sommer 1837 in Tiflis geschrieben und erzählt von der Fahrt mit ihrem Mann in den Kaukasus. Der Zweck dieser Reise ist allerdings nicht ganz klar. Sehr wahrscheinlich ging es bei dieser Reise um die Regelung der Verwaltungs- und Rechtsverhältnisse des Kaukasus, um diese verhältnismäßig neue russische Erwerbung dem russischen Reich anzugliedern. Daß es sich in diesem Fall nicht um einen Routinebesuch eines Senators gehandelt hat, kann man an den Empfängen, die ihnen zuteil wurden, ersehen. Auch deuten die umfangreichen Vorbereitungen auf einen langen Aufenthalt hin. Dies was sicherlich auch der Anlaß, die Betreuung der Söhne anderweitig zu regeln.

Interessant ist dieser Abschnitt schon deswegen, weil es sich hier um den Besuch eines Landes handelte, das durchaus noch nicht befriedet war und bei dem man mit allerhand Überraschungen rechnen konnte. Auch zeigt meine Urgroßmutter hier ihre Gabe, Landschaften, Reiseerlebnisse, Begegnungen mit und Empfängen von Menschen sehr interessant zu beschreiben. Hier findet man nicht den schöngeistigen Stil, dem man meiner Ansicht nach nur zu oft in ihren sonstigen Erinnerungen begegnet.

Das genaue Jahr der Berufung meines Urgroßvaters in den Reichsrat, in Rußland das höchste Zivilamt das man erlangen konnte, ist nicht bekannt. Man weiß jedoch aus einem Brief aus dem Jahr 1857, daß er diesem angehört hatte. In diesem Brief begründet er seinen Austritt aus

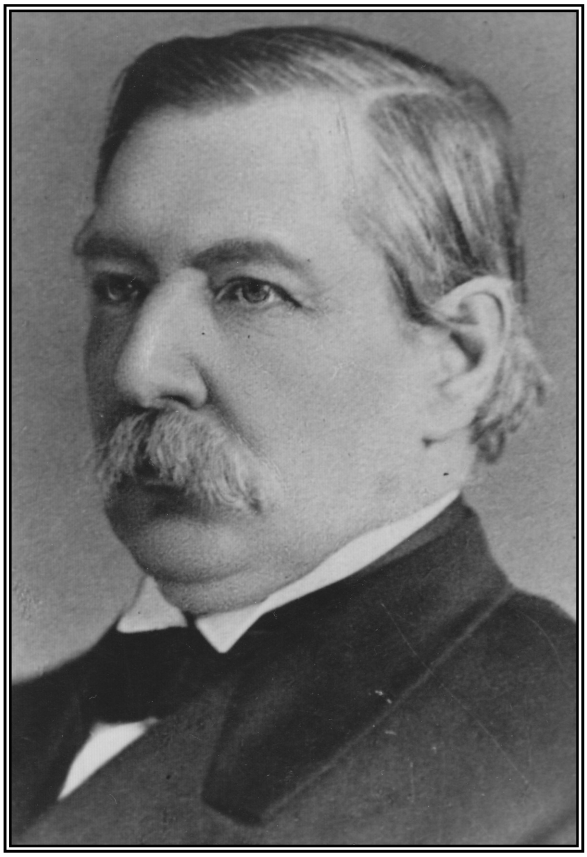
dem Reichsdienst damit, daß er den scharfen nationalistischen Kurs in den späteren Jahren der Regierungszeit (1825-1855) von Zar Nikolaus I. nicht bereit gewesen sei, mitzutragen.

In der Einführung von "Gutshäusern und Residenzen“ spricht der Herausgeber Otto Freiherr v. Taube von elf dicken Wachstuchbänden, die Abschriften der Erinnerungen meiner Urgroßmutter enthielten. Von Interesse wäre es zu wissen, ob der Inhalt der fünf schmalen Tagebücher meiner Urgroßmutter, die ich in Asuppen fand und auf die ich noch zurückkommen werde, in diesen Abschriften Aufnahme gefunden haben. Was dagegen spricht, ist, daß diese Tagebücher und nicht Erinnerungen waren und mit den Ereignissen im Kaukasus anfangen. Auch scheint kein Gebrauch von den in die Hunderte gehenden an meine Urgroßmutter gerichteten Briefen gemacht worden zu sein. Diese befanden sich bis zum Ende in Asuppen. In denen hätte man wahrscheinlich nähere Angaben über das tägliche Leben meiner Urgroßeltern gefunden. Abgesehen von einigen kurzen Reisen ins Ausland verbrachten sie die letzten Jahre ihres Lebens in Asuppen. Dort starb mein Urgroßvater im Jahre 1862, seine Frau folgte ihm ein Jahr später.

Mein Großvater

Meine beschränkte Zeit in Asuppen verbrachte ich in der Hauptsache damit, in den Korrespondenzen zwischen den Geschwistern meines Vaters nach dem zu suchen und dann auch zu finden, was ich bis dahin über meinen Großvater nur durch Hörensagen wußte. Es wäre jedoch wohl sinnvoller gewesen, während dieser Zeit nach weiteren Spuren über die letzten Jahre meiner Urgroßeltern zu stöbern.

Was so vielversprechend von seinen Eltern aufgebaut worden war, hat mein Großvater, Baron Adolf Hahn (1824-1882), der das Majorat Asuppen im Jahre 1862 erbte, in einer Generation zunichtegemacht. Mit seiner Gemahlin, Amalie, geb. Gräfin Keyserling (1832-1891) aus dem Haus Kabillen, hatte mein Großvater 10 Kinder, von denen drei in jungen Jahren verstarben.



42. Baron Adolph v. Hahn (1824-1882), Fkhr auf Asuppen; ∞ Kabillen 1852



43. Amalie, geb. Gräfin v. Keyserling (1832-1891)

Die verbliebenen fünf Söhne und zwei Töchter werden das frühe Hinscheiden ihrer drei Geschwister vielleicht sogar jedes Mal beneidet haben, wenn sie den häufigen und vollkommen unberechenbaren Wutanfällen ihres Vaters ausgesetzt waren.

Mein Großvater hat mit seinem Benehmen in seinen Kindern anfangs eine an Entsetzen grenzende Angst erweckt, die sich dann zu einem tiefsitzenden Haß entwickelte. Er wurde wohl nur aus dem Grund gezügelt, weil es sich um den eigenen Erzeuger handelte, gegen den er sich richtete.

Schon früher hatte ich so manches über meinen Großvater gehört. Das Verhältnis der Kinder zu ihrem Vater wurde mir erst klar, als ich während meiner Besuche auf dem Restgut Asuppen die Gelegenheit

hatte, in Teile der sehr umfangreichen Korrespondenz zwischen den Geschwistern einzusehen.

Mein Großvater hat, sehr im Gegensatz zu seinen Vorgängern, keine führende Rolle in der Politik des Landes gespielt. Als einer der größten Gutsbesitzer seines Kreises war er jedoch auf dieser Ebene tätig, was seine häufige Abwesenheit von Asuppen erforderlich machte. Bevor er sich auf die Reise begab, hatten seine Söhne anzutreten, die er dann der Reihe nach verprügelte, und zwar für das, was sie während seiner Abwesenheit anstellen würden. Als Unterlage für diese Exekution diente der Rand des Billardtisches und wurde mit Weidenruten ausgeführt. Da anscheinend in Asuppen nie etwas fortgeworfen wurde, fand ich noch eines dieser Rutenbündel in der Schublade der Kommode im Billardzimmer. Diese "Vorstrafe" hinderte meinen Großvater allerdings nicht daran, bei seiner Rückkehr, diejenigen nochmals zu verprügeln, die seiner Ansicht nach für ein Vergehen während seiner Abwesenheit diese Strafe verdient hatten. Zu den Strafen, die mein Großvater für angemessen hielt, gehörten auch Hungerkuren von verschiedener Länge. Das führte dann zu Einbrüchen in die Speisekammer, denen weitere Prügelstrafen folgten.

Wie es damals auf den Gütern im allgemeinen üblich war, wurden die Kinder mit Hilfe von Lehrkräften zu Hause erzogen. Die Zöglinge mußten sich aber jedes Jahr einer Schulkommission stellen, die ihre Bildungsfortschritte feststellte. Es war bei dieser Art von Erziehung nicht erstaunlich, daß einige der Kinder den Anforderungen dieser Kommission nicht entsprachen. Das führte nicht nur zu weiteren körperlichen Züchtigungen, sondern auch die Lehrer erhielten ihre Schläge, die mein Großvater für das Mißgeschick seiner Kinder verantwortlich machte.

Das für mich Abstoßendste an meinem Großvater aber war seine große Frömmigkeit. Asuppen selbst hatte keine Kirche. Die nächstliegende Kirche konnte man vom Park aus auf dem Nebengut sehen. Dieses gehörte seinem Bruder, mit dem er sich aber zerstritten hatte (*hier scheint sich André Hahn zu irren. Die Kirche gehörte zum Majorat Wahnen/ Sahrzen, das sich damals im Besitz seines Vetters Baron Alexander Hahn befand; K.L.*). Daher hielt Großvater selbst den Gottesdienst in Asuppen.

Daran hatten alle zum Hause gehörenden Personen teilzunehmen. Nachdem mein Großvater einen Text aus der Bibel vorgelesen hatte, legte er diesen nach seinem eigenen Gutdünken aus, wobei die Hölle eine bevorzugte Stellung einnahm. Wenn aber seiner Ansicht nach einige seiner Gemeinde Gottes Wort nicht verdient hatten, las er den Bibeltext nur für sich, über den er dann lange meditierte und schloß dann seinen Gottesdienst mit einem stillen Gebet ab. Danach entließ er seine Gemeinde, nachdem er kundgetan hatte, daß er auch für ihre Seelen gebetet habe.

Die Spardose des baltischen Gutsbesitzers war sein Wald und es wird sehr wenige gegeben haben, die keinen hatten. Außer dem Wald waren es auch russische Staatspapiere, die 'Konsols' genannt wurden. Sie hatten eine sehr hohe Golddeckung, warfen aber sehr wenig ab. Mein Großvater, der sich für einen sehr fortschrittlichen Gutsbesitzer hielt, ließ sich aus Deutschland einen Forstmeister kommen, der die Aufgabe hatte, einen Forstwirtschaftsplan aufzustellen. Der Förster sah sich die Asuppen'schen Forste an und meinte dann, daß bevor man mit einer Planung beginnt, zunächst eine große Menge Holz herausgeschlagen werden sollte. Diese Auffassung führte zu seiner sofortigen Entlassung. Da Asuppen 40 oder 50 km von der nächsten Bahn entfernt lag, war der Wald wegen des langen Transportweges, bis auf einige besondere Holzarten, so gut wie wertlos. Von daher war die Entlassung des Forstmeisters gerechtfertigt. Mein Großvater hatte jedoch einen schon begonnenen Bau einer Bahnlinie, die etwa fünf Kilometer entfernt am Hause vorbeiführen sollte, hintertrieben und damit eine wirtschaftliche Waldnutzung verhindert. Damals konnten neue Bahnlinien nur mit Einwilligung der Gutsbesitzer gebaut werden, über deren Land sie geführt werden sollten. Zu der Zeit konnte allerdings niemand ahnen, daß mein Großvater damit wahrscheinlich das Herrenhaus vor den Verwüstungen des Ersten Weltkrieges und der folgenden Revolution bewahrt hat.

Wenn mein Großvater dennoch über ein erhebliches Vermögen verfügte, lag das wohl kaum an seiner Tüchtigkeit, sondern viel mehr an einer an Geiz grenzenden Sparsamkeit. Diesem Geiz erlag sein ältester Sohn Reimar (* Linden 19.1.1853) als erstes Opfer. Als er in einem Duell, ein Zeitvertreib der damaligen Balten, eine oberflächliche

Verletzung erhielt, wurde ihm ärztliche Hilfe versagt. Er starb am 31.8.1877 an einer Blutvergiftung. Als aber sein jüngster Sohn Walther (* Asuppen 25.8.1868) im vorgerückten Alter von 18 Jahren einen Kontrahenten im Duell erschoß, was in Rußland mit Gefängnis und nicht wie in Deutschland mit Festung bestraft wurde, bekam es mein Großvater wohl doch mit der Angst zu tun und schickte diesen Jüngling unter Aufsicht meines Vaters gleich bis nach Argentinien.

Mein Vater und seine Geschwister

Als mein Großvater im Jahre 1882 starb, hinterließ er vier Söhne und zwei Töchter, von denen die Ersteren auf ihre Weise das nachzuholen versuchten, was ihrer Ansicht nach ihr Vater ihnen vorenthalten hatte. Das führte zu einer derartig ausschweifenden Lebensführung, daß es zum allgemeinen Tagesgespräch in Kurland wurde. Diese anormale Lebensführung hatte zur Folge, daß der letzte Majoratsherr von Asuppen, mein Onkel Paul Hahn (1863-1931), vorübergehend in einer Irrenanstalt untergebracht werden mußte und mein Vater für diese Zeit die Verwaltung des Gutes übernahm. Nachdem mein Onkel als geheilt entlassen wurde, führte er ein recht zurückgezogenes Leben mit seinen Büchern in Asuppen, bis er im Jahre 1930 im Alter von 67 Jahren in eine gleiche Anstalt in Königsberg zurückkehren mußte, wo er dann am 21.1.1931 gestorben ist. Meinem Bruder und mir hat er viel Güte und Liebe entgegengebracht und uns, wenn wir in Asuppen waren, vieles durchgehen lassen, wofür mein Großvater mehrere seiner Rutenbündel verbraucht hätte.

Für die Verwaltung von Asuppen war ein Bevollmächtigter verantwortlich, der nicht weit vom Haupthof sein Haus hatte. Da es zu jener Zeit für Nachtwächter noch keine Stechuhren gab, mein Onkel sich aber vor Einbrechern fürchtete, hatte ein Mann alle Stunde in der Nacht eine Glocke im Schlafzimmer meines Onkels und im Schlafzimmer des Bevollmächtigten zu läuten, worüber sich Letzterer wohl kaum gefreut haben wird. Meinen Onkel wird dieses Geklingel weniger gestört haben, da er sich selten vor drei Uhr in der Frühe von seinen Büchern trennte und ihn dann keine Zeit zum Aufstehen zwang.



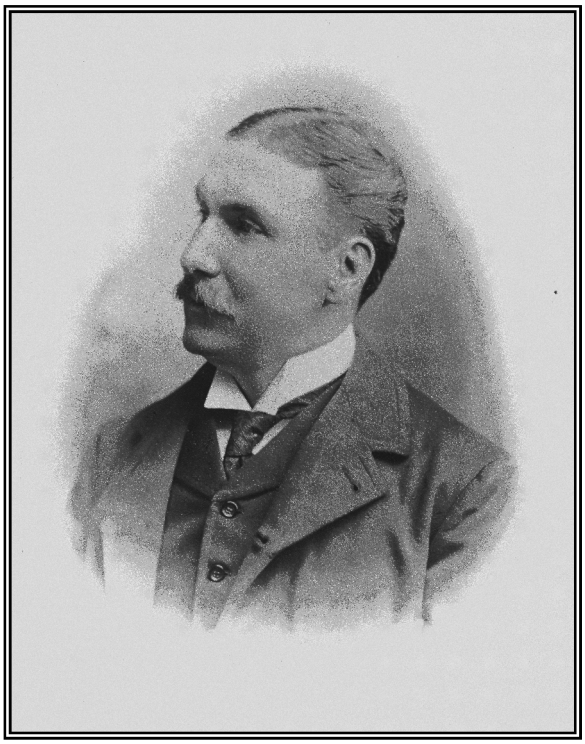
44. Baron Reimar v. Hahn
(1853-1877)



45. Baronesse Amalie v. Hahn
(1854-1885)



46. Baronesse Hedwig v. Hahn
(1860-1938)



47. Baron Walther v. Hahn
(1868-1911)

Der jüngere Bruder meines Vaters, Onkel Wilhelm (* 12.2.1866), scheint sein Leben lang um seine Gesundheit besorgt gewesen zu sein. Das hat ihn möglicherweise dazu veranlaßt, eine Berliner Apothekerstochter zu heiraten, sich ins Bett zurückzuziehen und sich von der offensichtlich ihm sehr ergebenen Gattin über drei Jahrzehnte pflegen zu lassen, bis er am 13.8.1928 in Berlin verstarb.

Das Ableben meines Vaters und seines jüngsten Bruders, Onkel Walther (* 1868, † 1911), durch Suicid ist weniger leicht zu verstehen. Sie standen sich besonders nahe und hatten 12 Jahre gemeinsam in Argentinien verbracht. Für diese Zeit waren sie dem abträglichen Einfluß ihres Vaters entzogen. Außerdem hatten sie genügend Geld, um sich eine große Ranch, Santa Margaritha, in der Nähe von Buenos Aires kaufen zu können. In Amboten gab es viele große Photoalben, aus denen zu ersehen war, daß die beiden Brüder ihre freie Zeit mit der Exploration des argentinischen Flußsystems verbrachten, von dem damals noch wenig bekannt war. Ihr Boot erlangte später eine gewisse lokale Berühmtheit, da es in einem der Museen in Buenos Aires ausgestellt wurde. Außerdem ließen sich die Brüder ihre älteste Schwester, meine Tante Katharina, von allen nur Käthe genannt (* 1862, † Rom 1948), nachkommen, um ihrem Junggesellenleben eine wärmere Häuslichkeit zu verschaffen.

Als mein Großvater starb und es fraglich erschien, ob mein Onkel Paul seinen Pflichten als Majoratsherr wird nachkommen können, kehrte mein Vater aus Argentinien zurück. Bald heiratete er meine Mutter und entschloß sich, Santa Margaritha endgültig aufzugeben und nach Kurland zurückzukehren. Dies war der Anlaß für seinen jüngeren Bruder Santa Margaritha zu verkaufen und nach Berlin überzusiedeln. Bald danach nahm er sich das Leben (1911). Als mein Vater von dieser Tragödie hörte, entschloß er sich, seinem Bruder zu folgen.

Da mein Vater erst wenige Jahre verheiratet gewesen war und zwei Söhne hatte und das Gut Amboten gekauft hatte, war mir seine Handlungsweise völlig unverständlich und wird es für mich immer bleiben. Daß es im Baltikum verschiedene Formen von Geisteserkrankungen gab, lag wahrscheinlich daran, daß die Angehörigen eines verhältnismäßig abgegrenzten Standes ständig untereinander geheiratet haben.



48. u. 49. Grabmal von Baron Walther v. Hahn (1866-1911), zunächst auf dem St. Matthäus-Kirchhof in Berlin-Schöneberg. 1938/39 umgebettet auf den Südwestkirchhof in Stahnsdorf.

Auf die Hahns in Asuppen ist dies aber kaum anwendbar, da nicht nur mein Urgroßvater geistig über dem Durchschnitt seiner Altersgenossen stand, und er eine Französin geheiratet hatte, aus deren Tagebüchern vieles über ihren Charakter zu ersehen ist, was alles gegen eine geistige Behinderung bei ihr spricht.

Demnach bleibt lediglich mein Großvater übrig, der in seinem ganzen Benehmen in der heutigen Zeit als absolut unnormal angesehen werden muß. Als ich aber mit meinem Stiefvater einmal darüber sprach, meinte er, daß diese Generation als die der Wüteriche bekannt war, von denen allerdings mein Großvater der Oberwüterich war.

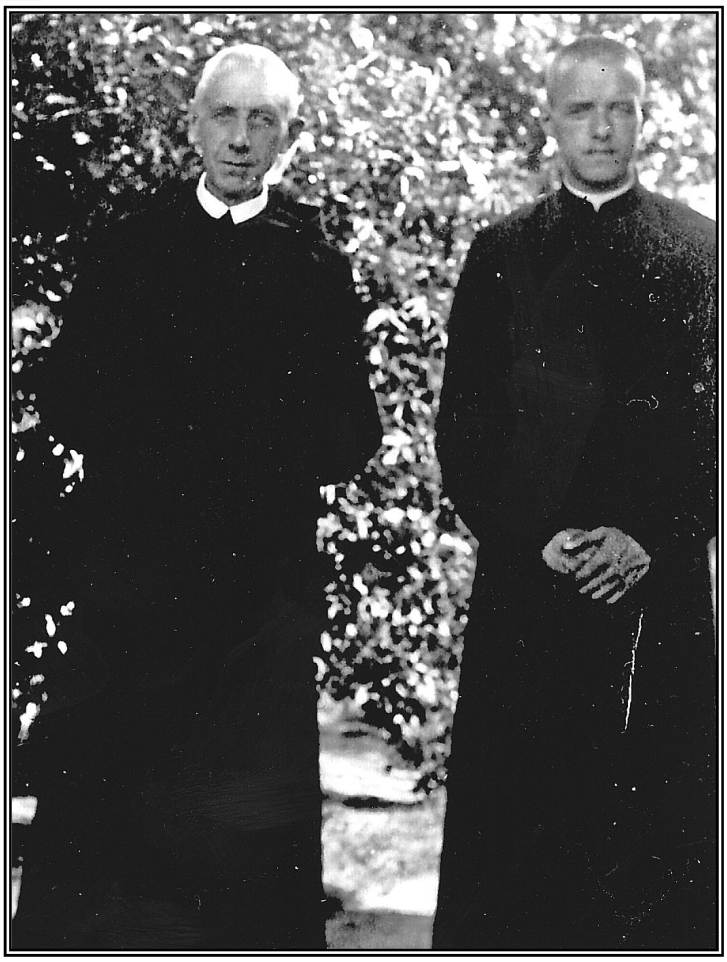
Im Zusammenhang damit erzählte mir mein Stiefvater, was er selbst auf diesem Gebiet mit seinem Vater (*Baron Arthur v. Kleist [1839-1915], Fkhr auf Susten u. Gawesen; K.L.*) erlebt hatte. Das Kleist'sche Gut Gawesen lag in der Nähe der Hafenstadt Libau, wo die ganze Familie zumeist die Sommermonate verbrachte. Zur Zeit des Ereignisses war mein Stiefvater Kadett des Pagenkorps in St. Petersburg und verbrachte seine Sommerferien mit seinen Eltern und Geschwistern in Libau. Mein Stiefvater, der recht lebhaft sein konnte, was in seinen jungen Jahren bei Spaziergängen durch übermäßiges Schlenkern der Hände zum Ausdruck kam, ging eines Tages mit seinem Vater am Libauer Strand spazieren. Da diese Schlenkerei das Mißfallen seines Vaters erregt hatte, wurde ihm befohlen, damit aufzuhören. Da aber diese Art Armbewegung bei seiner Lebhaftigkeit immer wieder durchbrach, erhob der alte Herr seinen Stock und begann auf meinen Stiefvater in Sicht von vielen anderen Spaziergängern einzuschlagen und dies, obwohl er seine Pagenuniform trug.

Mein Bruder Walther

Wenn man weiterhin das Schicksal meiner Familie betrachtet, bleiben nur noch mein Bruder und ich übrig. Wie ich schon gesagt habe, waren wir so verschieden, daß ich mir ein Urteil über ihn kaum erlauben dürfte. Da gab es aber einige Besonderheiten, die ein Licht auf seinen Charakter werfen.



50. Baron Walther v. Hahn (1904-1945), Pater des Jesuiten-Ordens



51. Pater Walther v. Hahn mit seinem Onkel Baron Harald v. Koskull (1872-1948), Pater Bernhadt OSB

Wenn sein Glaubenswechsel nur eine Flucht in der Hoffnung auf etwas Besseres gewesen wäre, wäre es nicht zu seiner Aufnahme in den Jesuitenorden gekommen. Nach dem Zweiten Weltkrieg lernte ich eine Dame kennen, deren Beichtvater mein Bruder während seiner Zeit in Nürnberg gewesen war. Sein Orden hatte ihm eine Professur am Collegium Germanicum in Rom angeboten, die er aber glaubte nicht annehmen zu können, solange seine Gemeinde den NS-Verfolgungen ausgesetzt war. Dies zeigt uns das Bild eines Mannes, der sich seiner Pflicht, die ihn 1945 bis zum Tod im Bombenterror von Dresden geführt hat, voll bewußt war und ihr treu geblieben ist.

Tante Käthe

Meine Tante Katharina (Käthe), die den beiden Brüdern, d. h. meinem Vater und seinem jüngsten Bruder Walther nach Argentinien gefolgt war, ist dort auch nicht sehr lange geblieben. Sie verliebte sich in einen Charakter, den mein Vater als völlig ungeeignet als Ehemann für seine Schwester ansah. Um weitere Komplikationen zu vermeiden, brachte er sie nach Europa zurück. Meine Tante hat ihm das nie verziehen. Es entstand eine Abneigung bei ihr, die sich dann nach und nach auf alle ihre Geschwister ausdehnte.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Asuppen wurde sie von ihrem Onkel Graf Keyserling (*Albrecht Graf v. Keyserling, 1843-1907, auf Sutten; K.L.*), der Bruder meiner Großmutter, der ganz in Rom lebte, gebeten, die Führung seines Haushaltes zu übernehmen. Als ihr Onkel bald darauf starb, erbte sie von ihm nicht nur das Haus in Rom, sondern auch ein recht bedeutendes Vermögen. Meine Tante besuchte des öfteren Asuppen. Sie tat dies nur, weil sie dies als ihr gutes Recht empfand, das sie ab und zu wahrnehmen wollte. Diese Einstellung machte sie, gelinde gesagt, zu einem recht schwierigen Gast.

Ich selbst habe meine Tante Käthe einige Mal von Ungarn aus in ihrer Villa Torre di Belizario, die an der alten römischen Stadtmauer in der Via Sicilia am gleichnamigen Tor lag, besucht. Nach dem Ersten Weltkrieg verlor sie einen großen Teil ihres Vermögens, da es in russischen Staatspapieren angelegt war. Um ihre finanzielle Lage zu verbessern, entschloß sich meine Tante den unteren Teil des Hauses in

Geschäftsräume umzugestalten, mit der Absicht, diese dann zu vermieten. Bei den Umbauarbeiten wurden aber die Reste einer alten römischen Villa entdeckt. Das war wohl die größte Katastrophe, die einem in Italien lebenden Hausbesitzer geschehen konnte. Solche Funde mußten nämlich gemeldet werden. Das brachte diese Gebäude unter die Kontrolle der Altertumsschutzbehörde, die ihrerseits Gesuche selbst zu den kleinsten Änderungen solcher Häuser prinzipiell ablehnte. Meine Tante hatte aber nicht umsonst viele Jahre in Italien gelebt, um dieser Situation nicht gewachsen zu sein. Nachdem man den Fund wieder zugedeckt hatte, wurden dann aufgrund eines neuen Bauplanes die Geschäfte ins Haus eingebaut.

Meine Tante hatte mit ihrer Erbschaft ein Dienstbotenehepaar übernommen. Der Diener war inzwischen schon so hinfällig, daß er nicht mehr servieren konnte. Er stellte daher die Speisen auf einem Nebentisch im Eßzimmer ab, um sich dann gleich auf einen hinter der Eßzimmertür stehenden Stuhl zu setzen.

Als ich mich mit meiner zweiten Frau auf der Suche nach einer neuen Existenz in Afrika gerade in London eingeschifft hatte, erhielt ich ein Telegramm mit der Mitteilung, daß meine Tante gestorben sei und ich die Villa geerbt hätte. Da man im Jahr 1948 für eine Passage nach Südafrika ein Jahr oder länger zu warten hatte, bat ich meinen Freund Alexander Graf zu Pappenheim diese Erbschaft zu liquidieren.

Tante Hedwig

Meine Tante Hedwig (*ältere Schwester seines Vaters, 1860-1938; K.L.*) verließ Asuppen fluchtartig nach dem Tod meines Großvaters, um ihr Leben in den Dienst der Äußeren Mission in Wiesbaden zu stellen. Dort wurden Missionare für ihre Außenposten im Sudan ausgebildet. Nachdem sie Arabisch erlernt hatte, unterrichtete sie junge Menschen, die ihr Leben der Missionsarbeit gewidmet hatten, in dieser Sprache. Sie tat dies bis zu ihrem Tod, ohne jemals nach Asuppen zurückzukehren.

Meine Großmutter

Hier mag mich der Leser dieser Zeilen fragen, was ich über meine Großmutter Amalie geb. Gräfin v. Keyserling zu sagen hätte. Darauf kann ich nur antworten: „nichts, absolut gar nichts“. Weder in den zahlreichen Korrespondenzen in Asuppen, noch anderswo, konnte ich ihren Namen finden. Sie war der Mittelpunkt des Hauses Asuppen und hat ihrem Mann zehn Kinder geschenkt. Sie hätte es wahrlich verdient gehabt, daß zumindest ein Gemälde an ihre Existenz erinnert. Alles, was ich von ihr hatte, fand sich im Nachlaß meiner Tante Hedwig. Und das bestand lediglich aus einer sehr verblaßten Photographie, die eine alte Dame von 70 bis 80 Jahren zeigte. Darauf war sie in ein schwarzes Kleid mit einem gleichfarbigen Spitzentuch, welches Kopf und Schultern verdeckte, eingehüllt. Auf der Rückseite des Photos war "Baronin Amalie von Hahn“ zu lesen. Der Gothaer Almanach belehrt uns aber, daß meine Großmutter bereits im Alter von 61 Jahren starb.

Onkel Wilhelm und seine Apothekerstochter

Es ist kaum verwunderlich, wenn es zwischen so vielen Geschwistern Meinungsverschiedenheiten gab. Diese traten aber im selben Augenblick in den Hintergrund, sobald es sich ihrer Ansicht nach um die Reputation von Asuppen handelte. Diese wurde als gefährdet angesehen, als Asuppen von der bevorstehenden Heirat meines Onkels Wilhelm mit der Apothekerstochter aus Berlin erfuhr. Mit allen zur Verfügung stehenden und vereinten Kräften mußte dem entgegen getreten werden. Es begann mit Drohungen, die den ihm zustehenden Teil des Vermögens meines Großvaters betrafen, und endete mit verlockenden Versprechungen, auf die der Abwegige mit langen und zynischen Briefen reagierte. Der Stifter des Majorats Asuppen hatte eine morganatische Ehe ebenso wenig vorausgesehen, wie z. B. eine Flugzeugversicherung für den Fall eines Unfalls. Daher enthielten die Majoratsbestimmungen keinen Passus, der meinen Onkel wegen seiner bürgerlichen Ehe als Majoratsherrn von Asuppen ausgeschlossen hätte. Es hätte also nur einer unheilbaren Geisteserkrankung meines Onkels Paul bedurft, um eine Apothekerstochter auf den Thron von Asuppen zu bringen.

Etwas über mich

Eine Selbstbeurteilung sollte man aus bekannten Gründen nach Möglichkeit unterlassen. Wenn ich mich hier doch unter die Lupe nehme, mache ich es nicht nur, weil ich der letzte Asupp'sche war, sondern wohl auch der Einzige sein dürfte, der Asuppen als Majorat und als Restgut gekannt hat, zwischen denen sich, was das Herrenhaus anbetrifft, "bis auf die Tinte" nur sehr wenig geändert hatte.

Um meine Einstellung gegenüber Asuppen besser verständlich zu machen, möchte ich hier zunächst darauf hinweisen, daß ich nach einem recht wechselvollen Leben nichts anderes als nur negative Erfolge aufzuweisen habe. Diesen anscheinenden Widerspruch brauche ich meiner Generation kaum zu erklären, da mit sehr wenigen Ausnahmen unser aller Leben daraus bestand, für das selbst Aufgebaute oder für das geerbte oder uns Anvertraute endlose Rückzugsgefechte zu führen. Das Schicksal scheint mich besonders mit dieser Art Tätigkeit bedacht zu haben. Rückzüge, ganz gleich auf welchen Schlachtfeldern sie ausgetragen werden, haben demoralisierende Wirkung, dessen Einfluß sich nur schwer zu entziehen ist. Daher will ich meinen Bekannten nicht widersprechen, die mich für meinen Ausspruch "ich hasse meine Sachen" kritisieren.

Dies war auch meine Einstellung dem Restgut Asuppen gegenüber, das ich im Jahre 1931 erbte. Ich konnte dieser Erbschaft keine sentimentalen Gefühle entgegenbringen, wie es meine unmittelbaren Vorgänger in so mancher bizarren Form zum Ausdruck zu bringen verstanden haben. Für mich war das Restgut nicht viel mehr als ein zur Zeit ertragreicher weißer Elefant, von dem ich instinktiv wußte, daß er mich mit zusätzlichen Rückzugsgefechten belasten wird. Erfolge, was immer man darunter auch verstehen mag, sind für das Wohlbefinden des Menschen unerläßlich. Da mir diese nur in negativen Formen beschieden waren, neige ich immer mehr zu der Annahme, daß diese an meinen zeitweiligen Depressionen schuld sind und sie nicht, wie ich früher geglaubt hatte, auf erbliche Defekte zurückzuführen sind.

Die Umsiedlung meiner Mutter und meines Stiefvaters

Mein Weg bis nach Danzig

Bald nachdem Hitler im Herbst 1939 mit der Deutschen Wehrmacht Polen besetzt hatte, wurden die Deutsch-Balten aus den Republiken Estland und Lettland auf der Grundlage des Stalin-Hitler-Paktes in den dort gegründeten Reichsgau Warheland (Warthegau) umgesiedelt. Diese Umsiedelung stand unter dem Motto „Heim ins Reich".

Da meine Mutter und mein Stiefvater, wie bereits erwähnt, 1931 von ihrem bayerischen Bauernhof nach Lettland auf das Restgut von Amboten zurückgekehrt waren, befanden sie sich jetzt unter den Umsiedlern. Ich entschloß mich daher nach Berlin zu fahren, um ihnen möglichst bei diesem ihnen nicht zum ersten Mal bevorstehenden Neuanfang zu helfen.

In Berlin hatte sich schon die Deutsche Umsiedlungs-Treuhand-Gesellschaft (D.U.T.) gebildet, die für die Durchführung des Vorhabens der Umsiedlung zuständig war. Dort wurde mir gesagt, daß für alle Ansiedlungsangelegenheiten ihre Zweigstelle in Posen verantwortlich sei. Als ich gleich nach Posen weiterfahren wollte, wurde mir eindeutig zu verstehen gegeben, daß dies mit einem ungarischen Paß nicht möglich sei. Ausgenommen von diesem Verbot seien nur Personen, die dort für dienstliche Zwecke benötigt werden.

Ich kannte einen deutschen Gutsbesitzer bei Thorn recht gut, der regelmäßig zur Hirschjagd nach Ungarn gekommen war. Brieflich fragte ich ihn, ob er mir nicht unter irgendeinem Vorwand eine Einreisegenehmigung beschaffen könnte. Ich erhielt von ihm die Antwort, daß er wegen amtlicher Pflichten einen Verwalter für seinen Besitz suche. Gleichzeitig schickte er mir einen vom Gauleiter des Warthegaus (*Arthur Karl Greiser; K.L.*) ausgestellten Ausweis, der mir die Reise nach Posen ermöglichte. So stand dem nichts mehr im Wege, sofort zunächst nach Posen und dann nach Thorn zu fahren.

In Posen wurde mir auf der Zweigstelle der D.U.T. gesagt, daß bisher noch keine Umsiedler zu erwarten seien, da die Behörde noch nicht in

der Lage sei, diese zu empfangen. Im Klartext bedeutete es, daß für die Umsiedler zunächst Platz geschaffen werden mußte. Dies wiederum war nur durch die Beseitigung der polnischen Intelligenz zu erreichen. Mit dieser Aufgabe war der Sicherheitsdienst (S.D.) beauftragt. Der Umfang und die Durchführung dieser Aktion wurden mir erst klar, als ich bei meinem Bekannten bei Thorn eintraf.

Zunächst scheint es mir wichtig zu sein, in der gebotenen Kürze auf die Zustände einzugehen, die vor der Besetzung der polnischen Gebiete dort geherrscht haben. Diese Gebiete hatten bis zum Versailler Friedensvertrag von 1919 zum Deutschen Reich gehört. Es besteht kein Zweifel, daß die Deutschen, die in diesen Gebieten verblieben waren, von der polnischen Verwaltung viele Härten zu erdulden hatten. Andererseits gab es in diesen deutsch-polnisch gemischten Gebieten viele Polen, zumeist Gutsbesitzer, die sich dessen bewußt waren, daß sie mit ihren deutschen Nachbarn zusammenzuleben hatten. Deshalb machten sie als amtliche Funktionäre oder höhere Verwaltungsbeamte ihren Einfluß dahingehend geltend, daß die von der polnischen Zentralregierung gegen die Deutschen gerichteten Verordnungen gemildert wurden. Ein gutes Beispiel hierfür war mein Bekannter bei Thorn, dem man noch viele andere hinzufügen könnte, die zeigen, daß das Leben eines deutschen Gutsbesitzers unter einer polnischen Verwaltung nicht so unerträglich gewesen sein kann. Er konnte es sich erlauben, jedes Jahr nach Ungarn zu reisen und ein von ihm gepachtetes Gamsgebiet in Österreich zu besuchen. Was später eine gemeinsame Aktion der Deutschen, um ihren polnischen Nachbarn zu helfen, unmöglich machte, war der Umstand, daß sich fast alle Söhne der Deutschen im Geheimen bereits vor der Besetzung dem deutschen Sicherheitsdienst (SD) zur Verfügung gestellt hatten.

Die meisten Deutschen mit der gleichen Gesinnung wie mein Bekannter waren sich nicht im Klaren, daß der gegen die Polen gerichtete Terror nicht irgendwelche Ausschreitungen der dortigen deutschen Jugend war, sondern daß eine gezielte Ausrottungspolitik in Berlin dahinter stand. Um dies eindeutig festzustellen und um keinen Verdacht zu erregen, wurde ich als Ausländer gebeten, nach Berlin zu fahren und nach Möglichkeit festzustellen, ob diese Aktionen tatsächlich von dort gewollt und gelenkt wurden.


FINNLAND
Petrograd
(Leningrad)
Reval
Stockholm
SCHWEDEN
ESTLAND
1918/20 unabh.
Peipus-
see
Dorpat
Ostsee
Riga
LETTLAND
1918/20 unabh.
Düna
Dünaburg
SOWJETUNION
LITAUEN
1917/20 unabh.
Memelgebiet
1923 lit. besetzt
Kaunas
Wilna
1917 lit., 1920/23 poln.
seit 1922
Königsbg.
Danzig
poln. Korridor
DEUTSCHES REICH
Stettin
1919/20 poln.
Weichsel
1921 poln.
Posen
Oder
Warschau
Brest
Lodsch
POLEN
1916 Kgr. proklamiert
1918 unabh.
Curzon-Linie 1919
Breslau
TSCHECHO-
SLOWAKEI
1921 poln.
Krakau
1919/20 poln.
Lemberg
1919/23 poln.
Politische Gliederung
im Jahre 1923
Maßstab 1:15 Mill
0 50 100 150 km

Karte 2



Karte 3. Das Deutsche Reich nach der Besetzung von Polen und der Bildung des Reichsgaus Wartheland Ende 1939

Mir persönlich waren zwar keine hohen Parteifunktionäre bekannt, die mir in dieser Angelegenheit hätten behilflich sein können. Ich kannte aber einen Herrn, der nicht nur selbst Gutsbesitzer war, sondern auch in den deutschen landwirtschaftlichen Kreisen eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Wenn es mehr deutsche Staatsbeamte mit seiner Ehrlichkeit, seinem Können und seiner Zuverlässigkeit in Deutschland und in den von Deutschland besetzten Gebieten gegeben hätte, wäre so manches menschlicher und anständiger gehandhabt worden, als es leider der Fall gewesen ist. Heute wissen wir, daß die nach außen erscheinende Einheit der radikalen Elemente in Deutschland eine Fiktion war, die die höheren Staatsbeamten hätten ausnützen können, wenn sie mehr politische Einsicht gehabt hätten. Was stets als eine Tugend des deutschen Staatsbeamtentums angesehen wurde, wurde jetzt sein Untergang.

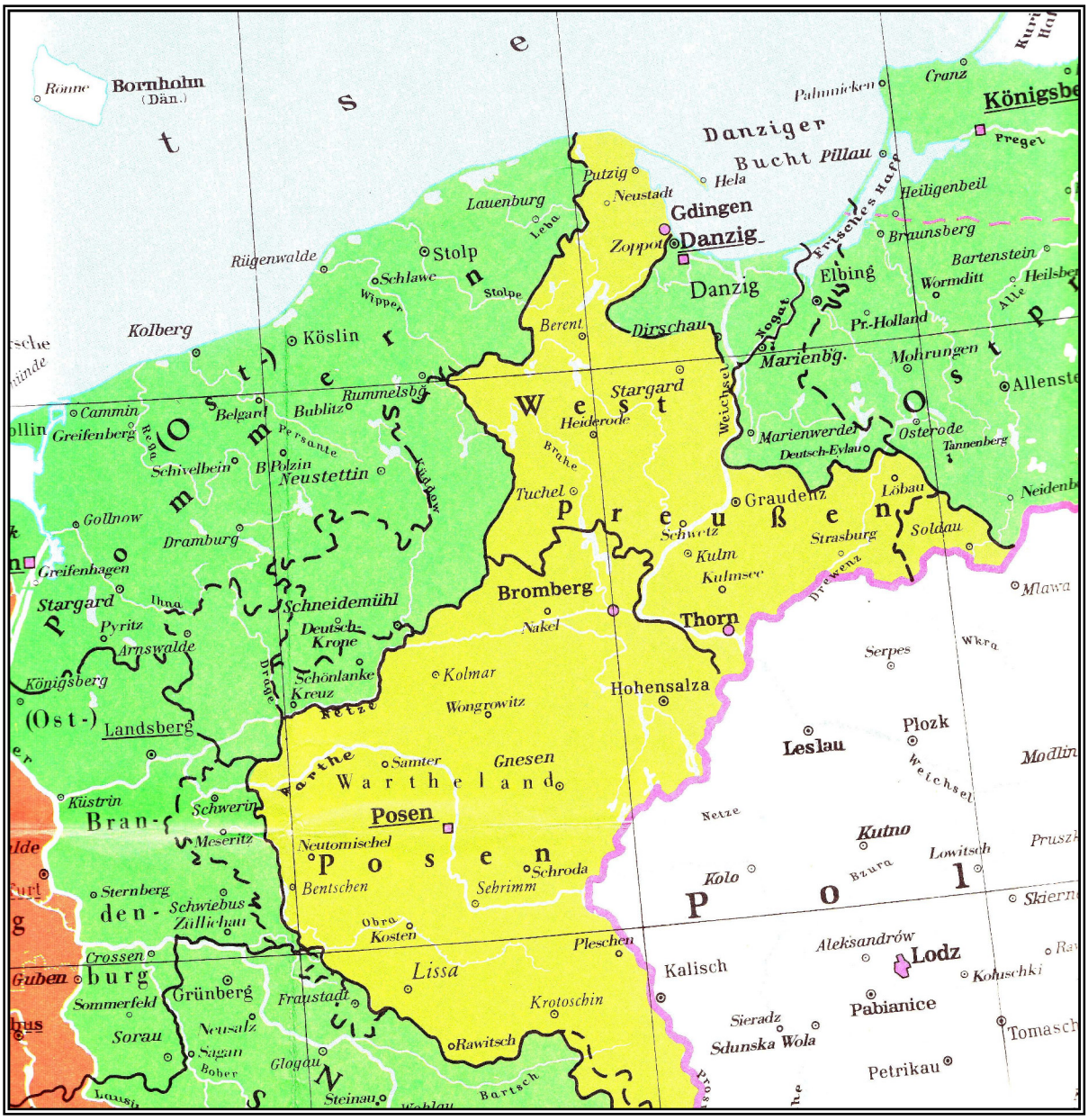
Nachdem ich meinem Bekannten, der sich damals in Berlin aufhielt, die Ursache meines Besuchs erklärt hatte, meinte er, die von mir gewünschte Auskunft einholen zu können. Nach einiger Überlegung fragte er mich noch, was er sagen sollte, wenn man die Quelle seiner Nachfrage zu wissen wünsche. Das war ein Problem, an das weder ich noch meine Freunde im Warthegau gedacht hatten. Es zeigte mir, daß ich auf diesem Gebiet noch so manches zu lernen hatte. Es war sicherlich nicht Mut, sondern die Angst, feige zu erscheinen, die mich antworten ließ, daß, wenn es unvermeidlich sein sollte, er meinen Namen nennen dürfe. Ich bat ihn jedoch, mich sofort davon zu verständigen, da ich in dem Fall aus Sicherheitsgründen umgehend nach Ungarn zurückkehren würde. Nachdem dann noch verabredet wurde, daß ich seinen Sekretär täglich zu einer gewissen Stunde anrufen würde, verließ ich ihn mit recht gemischten Gefühlen.

Als ich am nächsten Tag zur verabredeten Stunde den Sekretär anrief, sagte er mir, daß er mir augenblicklich nicht helfen könne und mir anriet, in den Warthegau zurückzukehren. Dies war, wie verabredet, die Bestätigung, daß die Liquidierung der polnischen Intellektuellen eine von Berlin genehmigte oder sogar angeordnete Maßnahme war. Außerdem konnte ich dieser Mitteilung entnehmen, daß mein Name im Zusammenhang mit dieser Angelegenheit nicht genannt worden ist.

Es handelte sich also um eine systematische und kaltblütige Beseitigung einer Volksklasse nur deswegen, weil sie nicht der Vorstellung des sogenannten nordischen Herrenvolkes entsprach. Dies waren also die Nachkommen von Philosophen, Dichtern und Denkern wie Kant, Fichte, Goethe und Schoppenhauer, um nur einige Wenige zu nennen, die zur Humanisierung der neuzeitlichen Gedankenwelt vielleicht einen größeren Beitrag geleistet haben, als jede andere Nation. Es ist kaum zu fassen. Dieser Rückfall in die Unmenschlichkeit ist gleichzeitig der erschreckende Beweis dafür, daß die sogenannte zivilisierte Welt problemlos diese geistigen Errungenschaften wieder abstreifen kann, um wieder in einer Barbarei zu landen.

Als ich nach Posen zurückkehrte, wurde mir mitgeteilt, daß die Umsiedlung der Deutschen begonnen habe. In Danzig, Stettin und Lübeck seien sogenannte Auffangstellen eingerichtet worden, die die Aufgabe hatten, die Deutsch-Balten zu empfangen und dann nach Posen weiterzuleiten. Daraufhin fuhr ich nach Thorn und berichtete meinem Bekannten über das Resultat meiner Berliner Reise. Obwohl ich eine Aufenthaltsgenehmigung für den Warthegau hatte, war es doch zweifelhaft, ob sie für meinen beabsichtigten Besuch der drei Auffanglager ausreichen würde. Ich suchte deshalb den dortigen Gauleiter (*Arthur Karl Greiser, * 1897, 1945 von den Amerikanern an Polen ausgeliefert u. am 14.7.1945 vor seinem Amtssitz in Posen öffentlich gehängt; K.L.*) auf, um ihm für die mir schon gegebene Bescheinigung zu danken. Gleichzeitig bat ich ihn um einen weiteren Ausweis, der mir gestatten würde, mich auf die Suche nach meinen Eltern zu begeben. Ohne Schwierigkeit erhielt ich dies vom Gauleiter persönlich unterschriebene Reisepapier. Da ich in den kommenden Monaten den Gauleiter mehrfach besucht habe, kann ich nur sagen, daß es sich hier um einen Mann handelte, bei dem man vieles hätte erreichen können, wenn er nicht so vollkommen unter dem Einfluß des Sicherheitsdienstes gestanden hätte.

Damals gab es schon recht gute Bahnverbindungen zwischen West und Ost. Nach Norden und Süden waren sie jedoch kaum vorhanden. Hier mußte man sich auf den Autotransport verlassen, der einen besser und schneller dem gewünschten Ziel näher brachte. Aber auch dabei mußte man mit vielen Unterbrechungen und langen Wartezeiten rechnen.



Karte 4. Teile des Deutschen Reiches und von Polen in den gültigen Grenzen von 1937 u. nach 1945

In meinem Bestreben, möglichst bald einer der drei Städte Danzig, Stettin oder Lübeck zu erreichen, wurde mir unerwartet die Organisation Todt (*O.T., wurde 1938 von Fritz Todt als überregionale Bautruppe nach militärischem Vorbild gegründet; K. L.*) sehr behilflich. Die O.T. wurde unter anderem dort eingesetzt, wo Kriegsschäden schnell beseitigt werde mußten. Da in Danzig der polnische Kriegshafen beträchtliche Kriegsschäden erlitten hatte, wählte ich diese Stadt zu meinem ersten Ziel. Die O.T. hatte viele ältere und gebildete Mitarbeiter, mit deren Hilfe ich Danzig in drei Tagen erreichte. Einen gewis-

sen Einfluß werden hier sicherlich auch meine Zigaretten gehabt haben, von denen ich mehrere Hundert aus Ungarn mitgebracht hatte.

Mein Abenteuer in Danzig

Danzig erreichten wir spät in der Nacht. Obwohl ich vorher nie in Danzig gewesen war und die Stadt nur von Abbildungen her kannte, merkte ich dennoch gleich, daß wir uns nicht in der Altstadt befanden. Der Fahrer hielt nach einigem Suchen vor einem Haus in einem Stadtteil, in dem die Straßen in einem Schachbrettmuster angelegt waren. Wie ich später feststellte, befanden wir uns in einem Stadtviertel, den die Polen, nachdem ihnen Danzig mit dem Korridor im Friedensvertrag von Versailles zugesprochen worden war, zwischen Alt-Danzig und dem Hafen Gdingen erbaut hatten (*Das stimmt so nicht. Danzig wurde durch den Versailler Vertrag 1920 ohne Befragung der Bevölkerung rechtskräftig vom Deutschen Reich abgetrennt und zur 'Freien Stadt' erklärt. Durch Sonderverträge erhielt Polen einen starken Einfluß, aber letzte Instanz blieb der Völkerbund; K.L.)*.

Da mein Fahrer und die zwei Mitreisenden die Absicht hatten, im Hause vor dem wir stehen geblieben waren zu übernachten, war ich entschlossen, mich ihnen anzuschließen. In den letzten 48 Stunden hatte ich kaum geschlafen. Als nach kurzem Klopfen die Tür von einem leicht bekleideten und stark geschminkten weiblichen Wesen geöffnet wurde, wurde mir sofort klar, wo wir uns befanden. In einem Land, in dem nur Uniformträger Rechte hatten und ein Zivilist nur ein Pole sein konnte, war ihre ablehnende Haltung mir gegenüber wohl verständlich. Als ich mich aber mit meinem Ausweis vorstellte und die gleiche Antwort erhielt, fragte ich sie, ob sie für ihre Pension eine Lizenz habe, woraufhin sie nochmals um meinen Ausweis bat, den sie sich diesmal sehr sorgfältig ansah. Dann erklärte sie mir, daß ich nur eine Nacht dort verbringen dürfe. Am nächsten Morgen erhielt ich ein sehr leichtes Frühstück. Dann wurde mir gesagt, daß ich in derselben Straße nach Überquerung von zwei oder drei Nebenstraßen ein Hotel finden würde, wo selbst ich sicher sein könnte, eine Unterkunft zu finden.

Als ich zur ersten Straßenkreuzung kam und gewohnheitsgemäß nach dem Namen der Straße suchte, fand ich nur die leere Stelle, von

der offensichtlich die Tafel mit dem Straßennamen entfernt worden war. Als ich an den drei folgenden Kreuzungen dieselbe Entdeckung machte, überkam mich ein Gefühl, daß ich hier vielleicht einige unvorhergesehene Probleme vor mir haben könnte.

Als ich das Hotel Metropol erreichte, bekam ich in der Empfangshalle seit Tagen den ersten Zivilisten zu sehen. Ich nahm an, daß er nicht nur ein Pole, sondern auch der Portier sei. Nachdem ich ihn mit „Guten Morgen" und nicht mit „Heil Hitler" begrüßt hatte, gab ich ihm meinen Ausweis und bat ihn um ein Zimmer. Nachdem er zunächst den Ausweis und dann mich genauer betrachtet hatte, gab er mir stillschweigend einen Schlüssel und zeigte auf ein Anmeldeformular, das ich ausfüllen mußte. Dann fragte ich ihn nach dem kürzesten Weg zur Herman-Göring-Straße, wo sich die Zweigstelle der D.U.T. befinden sollte. Daraufhin fragte er mich in einem erträglichen Deutsch, wie diese Straße früher auf Polnisch geheißen habe. Da ich ihm das nicht sagen konnte, war er der Meinung, daß es nicht einfach sein würde, diese Straße zu finden. Man habe nämlich alle polnischen Namensschilder entfernt und sie noch nicht durch deutschsprachige Schilder ersetzt. Mit einem Wort, ich war in einem modernen Labyrinth gelandet. Dann erzählte ich ihm, warum ich dorthin wollte und fragte ihn, ob er von der Ankunft von Menschen aus Lettland oder Estland gehört habe, was er aber verneinte. Nachdem ich ihm eine Zigarette angeboten hatte, sah er gleich an der Schachtel, daß es keine deutschen Zigaretten waren. Ich erzählte ihm, daß ich aus Ungarn gekommen sei, in der Hoffnung meine Eltern zu finden. Daraufhin meinte er, daß sich nicht weit vom Hotel so etwas wie eine Dienststelle befände, wo er öfters Menschen hereingehen und herauskommen gesehen hätte. Dabei warnte er mich, sehr aufmerksam zu sein, da ich sonst möglicherweise nicht der Erste sein würde, der das Hotel nicht wieder gefunden hätte und die Nacht in den Straßen herumirrend verbringen mußte. Dies sei auch deswegen sehr unangenehm, weil Danzig keine Lebensmittelkarten habe und man nur dort zu essen bekomme, wo man angemeldet ist. Nachdem dann eine Schachtel mit 50 Zigaretten den Besitzer gewechselt hatte, bat ich ihn um ein Frühstück, das mir auch sehr bald, wahrscheinlich auf Kosten der anderen Gäste, serviert wurde. Nachdem ich vom Portier einem Stadtplan erhalten hatte, in dem jedoch nur die polnischen Straßennamen vermerkt waren, gab er mir

einen Jungen mit, der mir das Haus zeigen sollte, von dem er mir vorher erzählt hatte. Dort angekommen stellte ich fest, daß es sich hier um die Zentralstelle der O.T. handelte. Meine Hoffnung, dort einen brauchbaren Stadtplan zu erhalten, erfüllte sich leider nicht. Doch man wußte von der D.U.T. und wo diese zu finden sei. Auf meine Bitte, ihr Telefon benutzen zu dürfen, wurde mir gesagt, daß es nicht funktionieren würde, da die Polen die Telefonzentrale in die Luft gesprengt hatten und sie nur durch ein Feldtelefon mit ihrer Arbeitsstelle in Verbindung stünden. Nach weiteren Fragen waren sie letztendlich bereit, mich mit einem ihrer Lastwagen zur D.U.T. zu bringen. Der O.T. Mann war der Meinung, daß am frühen Nachmittag ein Wagen nach Gdingen (*poln. Gdynia, zum Polnischen Korridor gehörende Hafenstadt direkt bei Danzig, 1939-1945 Gotenhafen; K.L.*) fahren würde, der mich mitnehmen könnte. Ich hatte gerade noch Zeit mein Hotel aufzusuchen. Eingedenk der Warnung, daß ich nur dort etwas zu Essen bekommen würde, achtete ich sehr aufmerksam auf meinen Weg.

Ich glaube, daß, wenn man eine Stadt kennt, es nicht schwer sein sollte, sein Ziel zu finden, auch wenn die Straßennamen entfernt worden sind. Selbst dann sollte es möglich sein, wenn es sich um eine Stadt handelt, die so gleichförmig aussieht, als ob diese an einem Tag erbaut worden wäre. Für einen Fremden aber, der seinen Weg verliert, können die Konsequenzen sehr unangenehm werden. Obwohl die Stadt auch einen vollkommen verlassenen Eindruck machte, traf man doch einige Zivilisten die nur Polen sein konnten. Wovon diese Menschen bei der Art Lebensmittelverteilung lebten, war mir völlig schleierhaft.

Als ich vom Hotel zur O.T. Stelle zurückkehrte, brauchte ich nicht lange auf den Lastwagen zu warten. Bevor wir abfuhren, drückte mir ein O.T. Mann ein großes Stück Kreide in die Hand, mit der Bemerkung, daß diese in einer Stadt wie Danzig von großem Nutzen sein kann.



52. Armbinde der O.T.-Mitarbeiter

Autofahrer, die nicht ihr eigenes Fahrzeug steuern, nehmen oft wenig Rücksicht auf den Wagen, der ihnen nicht gehört. Unser Fahrer war hierin keine Ausnahme, sodaß ich es bald aufgab, die Straßenkreuzungen zu zählen, die wir passierten. An einer dieser Kreuzungen hielt er an und zeigte in die linke Abzweigung. Dort konnte ich auf einem Schild am Straßenrand die Buchstaben D.U.T. ausmachen. Nachdem mir der Fahrer sagte, daß er in ungefähr zwei Stunden hier an derselben Stelle vorbeikommen würde, malte ich mit meiner Kreide auf dem Gehsteig einen großen weißen Kreis. Dann schaute ich noch in die Abzweigung zu meiner Rechten, an dessen Ende ich zwei Schiffsmasten ausmachen konnte.

Nachdem ich mich auf diese Weise orientiert hatte, ging ich auf das Schild der D.U.T. zu. Beim Näherkommen entdeckte ich außer den Buchstaben auch noch einen Pfeil, der auf eines der Eckhäuser hinwies. Als ich das Gebäude betrat, stand ich in einem großen Raum, an dessen zwei Seiten sich Zahltische mit Schaltern befanden. Hinter einem dieser Schalter entdeckte ich ein Mädchen in BDM-Uniform (*Bund Deutscher Mädel; K.L.*), der ich mich mit meinem Ausweis vorstellte und den Zweck meiner Anwesenheit erklärte. Daraufhin sagte sie mir, daß Danzig drei Lager hätte, die alle voll belegt wären. Daher wäre mit der Ankunft weiterer Umsiedler nicht zu rechnen, solange aus Posen die zur Zeit hier befindlichen Bewohner nicht abgerufen werden. Nachdem ich ihr die Namen der von mir Gesuchten angegeben hatte, fand sie beide im Lager Nr. 2. Als ich sie bat, das Lager anrufen zu dürfen, erwiderte sie, daß sie nur durch ein Feldtelefon mit den Lagern in Verbindung stünde, das aber augenblicklich nicht funktionieren würde. Die Techniker von der O.T. hätten ihr aber versprochen, den Fehler so bald wie möglich zu beheben. Auf meine weitere Frage, ob sie einen Stadtplan von Danzig habe, zeigte sie mir eine Karte, auf der neben den polnischen Straßennamen auch die deutschen Bezeichnungen mit Bleistift eingetragen waren. Darauf faßte ich den Entschluß, daß ich diesen Ort nicht ohne den Stadtplan verlassen würde. Da ich es hier mit einem BDM-Fräulein zu tun hatte, war es fraglich, ob ich mit meinen Zigaretten Erfolg haben würde. Um diese Ungewissheit zu klären, bot ich ihr eine Zigarette an, die zu meiner Erleichterung mit Dank angenommen wurde, woraufhin ich die Schachtel zwischen uns auf den Tisch legte. Ich bat sie, mir anhand des Stadtplanes genau zu

erklären, wo sich das Lager Nr. 2 befindet. Nachdem ich große Schwierigkeiten zeigte, ihrer Erklärung zu folgen, lenkte ich das Gespräch auf ein mehr persönliches Gebiet. So erfuhr ich, daß ihre Heimat Württemberg sei, daß sie sich mit fünf anderen Mädchen freiwillig bei der D.U.T. für die Arbeit in Danzig gemeldet habe, diesen Schritt aber schon bedauern würde. Dann erzählte sie noch, wie sie eine Nacht auf der Straße verbracht hätte, weil sie die Wohnung, die sie mit den anderen teile, nicht habe finden können. Ich ließ sie wissen, daß ich aus Ungarn gekommen sei, und erwähnte alle Schwierigkeiten, die ich schon gehabt hätte, um meine Eltern zu finden. Daraufhin nahm ich mein Herz in die Hand und fragte, ob sie mir den Stadtplan für einen Tag leihen würde. Schnell fügte ich hinzu, daß ich bereit wäre, die Rückgabe zu beschwören und sogar, wenn sie es wünsche, dabei vor ihr hinzuknien. Obwohl, wie sie mir versicherte, dieser Stadtplan wahrscheinlich der Einzige in ganz Danzig sei, auf dem auch die deutschen Straßennamen vermerkt sind, sei sie bereit, mir den Plan auszuleihen, da die Tätigkeit der D.U.T. augenblicklich zu einem Stillstand gekommen sei. Ich mußte ihr nur versprechen, daß ich den Plan am nächsten Tage wirklich zurückbringen würde. Auf mein Hinknien bestand sie nicht. Daraufhin legte ich eine volle Schachtel Zigaretten auf den Tisch, mit dem Versprechen den Plan am nächsten Tage mit weiteren Zigaretten zurückzubringen, ergriff den Stadtplan, dankte ihr und eilte hinaus, in der Befürchtung, daß sie im letzten Augenblick ihre Meinung ändern könnte.

Dem Plan zufolge befand sich das Lager Nr. 2 in der Richtung des Hafens, ungefähr 30 Straßenkreuzungen von der Stelle entfernt, an der ich das Auto verlassen hatte. Von dort waren es noch ca. 10 Häuserblöcke auf der rechten Seite bis zum Lager.

Hier können wir mich mit dem Stadtplan zunächst verlassen, um zu sehen, was sich zur selben Zeit im Lager zugetragen hat. Meine Mutter sagte zu meinem Stiefvater, sie würde jetzt ihrem Sohn André entgegengehen. Da es nicht das erste Mal war, daß meine Mutter diese Art Wahrnehmungsvermögen gezeigt hatte, ließ mein Stiefvater meine Mutter gehen und bemerkte nur, sie solle aufpassen und sich nicht verlaufen. So geschah es, daß ich mit meinem Stadtplan in der Hand, die noch vor mir befindlichen Straßenkreuzungen zählend, aufschaute

und in einiger Entfernung eine weibliche Gestalt stehen sah. Wegen ihrer Größe erkannte ich sie sofort als meine Mutter. Dies war das erste und auch das letzte Mal, daß ich meine Mutter weinend gesehen habe. Meine Mutter war immer sehr mager, hatte aber jetzt noch mehr abgenommen und machte auf mich einen erschreckenden Eindruck.

Als wir im Lager, eine ehemalige Schule, angekommen waren und ich auch meinen Stiefvater begrüßt hatte, konnte ich feststellen, daß die Umsiedler dort auf das aller primitivste untergebracht waren. Für die Nacht hatten sie halbgefüllte Strohsäcke und für den Tag lediglich Schulbänke als Sitzmöglichkeiten. Ich fragte meinen Stiefvater, welchen Eindruck er vom Lagerkommandanten hätte und wo dieser zu finden sei. Er sagte mir, daß der L.K. für die Umsiedler alles getan hätte, was er konnte. Es läge wohl an Posen, daß sie noch immer hier in Danzig wären. Nachdem er mir dann noch gezeigt hatte, wo ich den L.K. finden könnte, sagte ich meinem Stiefvater, sie sollten ihre Sachen zusammenlegen, da ich die Absicht hätte, sie gleich nach der Rücksprache mit dem L.K. mitzunehmen.

In der Eingangshalle zum L.K. stieß ich mit einem O.T.-Mann zusammen, der sich dort mit einigen Drähten zu schaffen machte. Dies war der reinste Glücksfall, da seine Anwesenheit darauf hindeutete, daß er irgendwo in der Nähe ein Fahrzeug haben muß. Ich fragte ihn, ob er mich mit meinen Eltern bis zum Hotel Metropol mitnehmen könnte, da es ganz in der Nähe seiner Dienststelle sei. Seine Antwort war, daß er es gerne tun würde, da die O.T. doch ohnehin ein "Mädchen für alles" sei.

Als ich mich dem L.K., wie damals üblich, mit meinem Papier vorgestellt hatte, bat ich ihn, meinen Eltern zu genehmigen, in mein Hotel überzusiedeln. Er meinte, das sei ausgeschlossen, da dann jeder mit der gleichen Bitte zu ihm kommen könnte. Er hätte dann möglicherweise ein leeres Lager, wenn die Anordnung zum Abtransport seiner Schützlinge nach Posen eintrifft. Ich wies ihn darauf hin, daß für meine Mutter in ihrem Zustand ein Hospital ein besserer Platz wäre, als das Lager und er mir mit Sicherheit zustimmen würde, nachdem er sie gesehen hätte. Als ich dann noch hinzufügte, daß das Danziger Verpflegungssystem sein Lager sicherer mache als das beste Gefängnis

und ich jeden Tag die Dienststelle der D.U.T. aufsuchen würde, um mich über die Abtransportmöglichkeiten nach Posen zu erkundigen, gab er seine Einwilligung.

In der Hotelhalle begrüßte uns der Portier, der anscheinend eine 24-stündige Dienstzeit hatte, wie alte Bekannte. Als ich ihn aber um ein zusätzliches Zweibettzimmer bat, flüsterte er mir zu, daß, wenn Hitler selbst kommen würde, er ihm auch kein Zimmer geben könnte. Daraufhin fragte ich ihn, ob sich für 50 Zigaretten ein Sofa finden ließe und dieses in mein Zimmer gestellt werden könnte. Nachdem das Problem auf diese Weise zur beiderseitigen Zufriedenheit gelöst war, sagte ich ihm, daß er jetzt zwei Gäste hätte, die nicht angemeldet werden dürften, womit er sich auch einverstanden erklärte. Meine Mutter, die neben mir stehend, sich dieses Gespräch angehört hatte, fragte mich, wo ich übernachten werde, worauf ich ihr erklärte, daß ich nebenan eine Pension wüßte, wo ich jederzeit unterkommen könnte. Daraufhin wollte meine Mutter wissen, ob wir nicht alle in der Pension Platz finden würden. Auf meinen Hinweis, daß das unmöglich sei, bekam ich von meiner Mutter zu hören, ich sei jetzt doch wirklich alt genug, um zu wissen, daß es besser sei, bei der Wahrheit zu bleiben. Daraufhin erklärte ich ihr die Art meines Nachtquartiers und fügte hinzu, hier sei ich der Vertreter des Gauleiters und sie hätte das zu tun, was ich ihr sage.

Als ich meine Mutter und meinen Stiefvater verlassen hatte, erinnerte ich mich des Stadtplanes, den ich nicht mehr in der Hand hatte. Da ich eine Jagdjoppe mit vielen Taschen anhatte, dauerte es eine Weile, bis ich feststellen konnte, daß ich den Plan verloren hatte und daß auch keine Aussicht bestünde, ihn wieder zu finden. Wer immer ihn auch gefunden haben mag, würde ihn behalten.

Abgesehen von meinem Versprechen, den Plan am nächsten Tag zurückzugeben, war ich erst am Anfang meiner Pläne, die ich für meine Mutter und meinen Stiefvater im Sinn hatte, die ich aber nur mit Hilfe der D.U.T. durchführen konnte. Das war schon Grund genug, um mich mit dem Verschwinden des Stadtplans nicht so einfach abzufinden.

Am nächsten Morgen, als ich das Gebäude der D.U.T. betrat, war ich verständlicherweise sehr besorgt über den Empfang, der mir dort bevorstand, sobald ich den Verlust des Stadtplanes zu erklären hätte. Worauf ich aber nicht vorbereitet war, war die Erscheinung des BDM-Mädels, dem ich jetzt gegenüberstand. Dies Mädchen hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem BDM-Mädchen von gestern. Was ich hinter dem Schaltertisch sah, war eine Brunhilden-Erscheinung, die sehr wohl das weibliche Ideal des tausendjährigen Reiches sein konnte. Dies interessierte mich aber im Augenblick weniger, als die Tatsache, daß ich mich hier einer nicht erwarteten Situation ausgesetzt sah. Ich wurde aber nicht lange darüber im Zweifel gelassen, mit wem ich es zu tun hatte.

Ich bekam gar nicht die Gelegenheit, mich in der üblichen Weise vorzustellen. Die Brunhilde sprach mich sofort darauf an, daß ich wohl derjenige sei, der den Stadtplan zurückbringe, den ihre Kollegin am vergangenen Tage ausgeliehen habe und der ihr eine Schachtel Zigaretten versprochen hätte. Sie fügte noch hinzu, ich sei wohl derjenige, der sogar bereit gewesen wäre, vor ihr hinzuknien. Nun, hier wurde wenigstens nicht um den Brei herumgeredet, was vielleicht auch seine Vorteile haben konnte.

Nachdem ich eine Schachtel mit 50 Zigaretten, ich hatte leider keine kleineren Packungen, zwischen uns auf den Tisch legte, gab ich meinem Bedauern Ausdruck, daß ich den Stadtplan nicht zurückgeben könne, da ich diesen verloren hätte. Folgende Unterhaltung anschloß sich dem Bekenntnis an:

B. Der Verlust des Stadtplanes kann für uns, aber auch für sie recht unangenehme Folgen haben, auch bezweifele ich, daß sie die Wahrheit sprechen.

H. Daß ich aufrichtig bin, können sie schon daraus ersehen, daß ich zurückgekommen bin.

B. Dies kann aber auch bedeuten, daß sie noch etwas von uns haben wollen.

H. Wenn sie mit dieser Vermutung auch recht haben, so hat es nichts mit dem Stadtplan zu tun, da ich für diesen keine Verwendung mehr habe.

B. Was ist es, was sie noch wollen. Ich möchte aber gleich hinzufügen, daß sie mit Hinknien und dererlei Dummheiten mit mir nicht sehr weit kommen werden.

Der Aussprache nach hatte ich es hier mit einer Berlinerin zu tun, die wußte, was sie wollte und wie dies zu bekommen sei. Meiner Berechnung nach hatte ich noch 300 Zigaretten, von denen ich wahrscheinlich noch einige in Posen brauchen würde, (was sich aber als falsch herausstellen sollte). Nachdem ich erzählte, daß ich meine Eltern gefunden habe, bat ich sie, sie möge es doch wegen des Gesundheitszustands meiner Mutter ermöglichen, daß sie mit ihrem Mann mit dem ersten Transport nach Posen mitgenommen wird. Für den Fall, daß dies möglich sein sollte, würde ich mich für diese Gefälligkeit gerne mit 100 Zigaretten erkenntlich zeigen. Darauf sagte mir Brunhilde, daß es vom Leiter der D.U.T.-Auffangstelle abhängen würde. Außerdem könne es erst entschieden werden, wenn die D.U.T. in Posen der D.U.T. in Danzig Anweisungen betreffs des Abtransportes der Umsiedler erteile. Auf meine Frage, wo ich den Leiter der Auffangstelle finden könne, erhielt ich den Hinweis, daß er wahrscheinlich auf dem Schiff sei, welches mit Posen telegraphisch in Verbindung steht. Es wäre jedoch nutzlos, ihn jetzt schon in dieser Angelegenheit aufzusuchen. Damit wollte mir Brunhilde wohl gleichzeitig zu verstehen geben, daß sie nicht gewillt sei, meine Zigaretten mit anderen zu teilen.

Außer unseren täglichen Gängen zur D.UT., wodurch wir noch fünf Tage in dieser straßennamenlosen Stadt bleiben mußten, verbrachte meine Mutter die meiste Zeit im Bett. Das gab meinem Stiefvater und mir die Gelegenheit, kurze Ausflüge in die umliegenden Straßen zu machen. Dabei untersuchten wir einige Häuser, von denen nicht alle verschlossen waren. Dasselbe traf auch auf die Wohnungstüren zu. Einige standen sogar offen. Beim Betreten dieser Wohnungen, von denen die meisten aus zwei oder drei Zimmern bestanden, bot sich einem fast immer dasselbe Bild: Aufgerissene Schranktüren mit einigen Kleideranhängern, herausgezogene oder am Boden liegende Schubla-

den, an die Wand gestellte Bilder sowie zusammengerollte Teppiche, die die Eigentümer wahrscheinlich hatten mitnehmen wollen, aber aus Platzmangel zurücklassen mußten. Manche Küchen waren vollkommen ausgeräumt, in anderen wiederum fehlte offensichtlich nichts. Dann aber gab es auch einige Wohnungen, in denen noch Menschen wohnten, was an den ungemachten Betten und dem schmutzigen Küchengeschirr zu erkennen war. Die Bewohner waren allerdings nicht zu Hause. Es war nicht schwer zu erraten, daß sie sich auf der Suche nach etwas Eßbarem befanden.

Wie ich schon gesagt habe, machte dieser Stadtteil den Eindruck, als wenn dieser in kürzester Zeit erbaut worden war. Obwohl die Straßen schnurgerade verliefen, konnte man doch nie sehr weit sehen, weil sie in kürzeren oder längeren Abständen anstiegen und dann wieder abfielen. Das machte den Eindruck, als ob die Häuser auf Dünenwellen erbaut worden wären. Es hatten nur wenige oder sogar gar keine Nivellierungsarbeiten stattgefunden.

Meiner Schätzung nach wohnten in unserem Hotel 20-25 Gäste. Die meisten von ihnen verschwanden in den Morgenstunden irgendwohin. Zum Mittagessen kamen nur wenige von ihnen zurück ins Hotel. Wer nicht in Uniform war, hatte zumindest eine Hakenkreuzarmbinde, was mich auf den Gedanken brachte, mir selbst eine zu beschaffen.

Was nicht nur mir, sondern auch dem Portier Sorge zu machen begann, war, daß meine Mutter und mein Stiefvater im Hotel nicht angemeldet waren und daher mit von den Rationen der anderen Gäste leben mußten. Meine weitere Befürchtung war, daß das Visum meines ungarischen Passes nur noch eine Woche Gültigkeit hatte. Entweder mußte es verlängert werden, was nur in Berlin möglich war, oder ich mußte vor der Ablauffrist Deutschland verlassen. Daher war ich sehr erleichtert, als ich am dritten Tag, nachdem ich meine Eltern ins Hotel gebracht hatte, auf meinem täglichen Besuch bei der D.U.T. diese in voller Tätigkeit vorfand. Außer den fünf BDM-Mädchen war da noch ein Herr in SA-Uniform (*SA = Sturmabteilung der NSDAP; K.L.*), von dem ich annahm, daß er der Leiter der Auffangstelle war. Ich steuerte sogleich auf die Brunhilde zu, die gerade mit irgendwelchen Additionen beschäftigt war. Von ihr erfuhr ich, daß der erste Zug-

transport mit Umsiedlern in zwei Tagen nach Posen abgehen würde. Er würde ungefähr zweihundert Personen mitnehmen. Auf meine Frage, ob meine Eltern in dieser Zahl mit inbegriffen sind, meinte sie, daß sie gerade dabei wäre die Namensliste zusammenzustellen und ich am nächsten Tag nochmals vorbeikommen sollte. Da sie schon eine Anzahlung in Form von Zigaretten von mir enthalten hatte, war ich entschlossen, mich von den restlichen Zigaretten nur dann zu trennen, wenn ich die Namen meiner Eltern auf der Transportliste gesehen habe. Dann begrüßte ich noch meine Württembergerin, von der ich erfuhr, daß der Herr in der Uniform tatsächlich der Leiter der Auffangstelle sei. Da dieser schon mehrere Mal zu mir hingeschaut hatte, hielt ich es für angebracht, mich ihm vorzustellen. Er schien von mir schon gehört zu haben, da er sich gleich nach dem Gesundheitszustand meiner Mutter erkundigte und noch hinzufügte, daß meine Mutter sowie mein Stiefvater auf der Liste des ersten Transportes stehen werden. Das war eine Auskunft, die in mir bittere Gedanken über die Brunhilde erweckte. Da ich aber nicht wußte, wie viel ich ihr in dieser Angelegenheit zu verdanken hatte, fragte ich nur, auf welche Weise die Umsiedler zur Bahnstation gebracht werden. Der SA-Mann meinte, wahrscheinlich würde die O.T. es übernehmen, da nur sie in Danzig über Lastwagen verfüge. Dann fragte ich ihn noch nach einer Liegemöglichkeit für meine Mutter. Dies läge, so seine Antwort, in der Verantwortung des Zugbegleiters.

Am folgenden Tag, der unser letzter in Danzig war, ging ich zuerst zur D.U.T. und überzeugte mich, daß meine Eltern auf der Liste der Personen standen, die am nächsten Tag nach Posen abfahren sollten. Nachdem ich meinen abschließenden Zigarettentribut übergeben hatte, ging ich zur O.T.-Zentrale, die es übernommen hatte, die Heimkehrer zur Bahn zu bringen. Dort traf ich meinen alten Bekannten, der mich nach Danzig gebracht hatte.

Für mich war es jetzt wichtig, daß meine Mutter und mein Stiefvater mit dem ersten Lastauto die Station erreichen, um, wenn möglich, meiner Mutter einen Liegeplatz zu sichern. Als ich meinem O.T.-Mann, der für den Tag wohl der Dienstleiter war, meine Bitte vorgetragen hatte, versicherte er mir, es bestünden keine Schwierigkeiten, uns vom Hotel abzuholen, da es auf dem Weg vom Lager zur Bahnstation läge.

Er fügte hinzu, das erste Lastauto würde zwischen acht und neun Uhr am Hotel sein.

Ich bringe Mutter und Stiefvater nach Posen

Der O.T.-Fahrer, der uns am nächsten Tag abholte, war genauso pünktlich, wie auch der erste Transportzug, der im Danziger Bahnhof rechtzeitig eintraf. Der Zug bestand aus sehr verschiedenen Waggons, hatte aber nur einen Schlafwagen, von dem die eine Hälfte Erster-Klasse-Abteile hatte. Nachdem ich den Zugbegleiter gefunden hatte, gelang es mir, mit der Hilfe einer Schachtel Zigaretten, ein für das Zugpersonal reserviertes Abteil für uns zu sichern.

Erst am späten Nachmittag fuhren wir los. Das lag daran, daß die O.T. der D.U.T. nicht genügend Transportkapazität zur Verfügung gestellt hatte. Außerdem verloren wir noch einige Zeit damit, daß die Anzahl der Passagiere nicht mit denen auf der Liste übereinstimmte. Nach mehrmaligem Zählen war immer noch eine Person zu viel im Zug. Dieser Überschuß war ich selbst. Meine Württembergerin entdeckte es und meinte, es sei jetzt aber wirklich an der Zeit sich hinzuknien. Was mich aber im Augenblick viel mehr beschäftigte war, daß man mich möglicherweise nach dieser Entdeckung vom Zug herunterholen würde, was zu meiner großen Erleichterung aber nicht geschah. Ich wollte doch mit meiner Mutter und meinem Stiefvater zur gleichen Zeit in Posen eintreffen.

Ich nahm nämlich an, daß die Transportteilnehmer wenigstens zahlenmäßig von dem hierfür Verantwortlichen in Posen übergeben würden. Da ich die Absicht hatte, meine beiden Schützlinge gleich nach unserer Ankunft in einem Hotel unterzubringen, bedeutete dies, daß ich sie nicht vor, sondern unmittelbar nach ihrer Übergabe an den D.U.T.-Vertreter von den anderen Passagieren absondern müßte. Sonst würde ihr Fehlen sofort gemerkt werden. Wenn mir dies gelingen sollte, dann hätte ich immer noch Zeit zur D.U.T. zu gehen, um einer verantwortlichen Persönlichkeit meine Handlungsweise zu erklären, von deren Reaktion meine weiteren Schritte abhängen würden.

Nach vielen Aufenthalten erreichten wir Posen ungefähr um 9 Uhr am nächsten Morgen. Dort wurden wir von Männern in SA-Uniform und von einigen BDM-Mädchen erwartet. Als wir alle auf dem Bahnsteig standen, wurden wir gebeten, durch die Sperre zu gehen. Unser Transportführer erwartete uns schon mit einigen Begleitpersonen und mit Papieren in den Händen. Da auf den anderen Gleisen Züge standen, die entweder soeben angekommen waren oder abfahren wollten, hatte ich mit Hilfe meines Ausweises keine Schwierigkeit, durch eine andere Sperre in die Bahnhofshalle zu gelangen. Dort befanden sich bereits mehrere Umsiedler. Sie wurden nicht nur abgezählt, sondern auch mit Namen aufgerufen. Als meine Mutter und mein Stiefvater das hinter sich hatten, ergriffen wir das Gepäck und konnten ohne Schwierigkeiten den Bahnhof verlassen. Wir begaben uns in das gegenüberliegende Hotel, indem ich schon vorher einige Nächte verbracht hatte. Da meine Mutter und mein Stiefvater Umsiedler-Ausweise hatten und der Portier anscheinend nicht wußte, daß sie eigentlich in ein Lager gehörten, gab es keine Schwierigkeiten bei unserer Anmeldung.

Ich selbst machte mich sogleich auf den Weg zur D.U.T. Nachdem ich meinen Ausweis vorgelegt hatte, bat ich den Leiter der D.U.T. in einer Privatangelegenheit zu sprechen. Nach einigem Telefonieren und nochmaligem Vorzeigen meines Ausweises, dessen Inhalt der Person am anderen Ende der Leitung vorgelesen wurde, sagte man mir, daß der Obersturmbanführer mich jetzt empfangen wolle. Es war dann eine der Situationen, auf die ich nicht vorbereitet war. Gerne hätte ich etwas Zeit zum Nachdenken gehabt. Als ich nämlich vor zwei Wochen kurz vor meiner Fahrt nach Danzig hier bei der D.U.T. vorgesprochen hatte, war von der SS (*SS = Schutzstaffel der NSDAP; sie übernahm dann die SA. K.L.*) noch nichts zu merken und nichts zu sehen. Es wurde mir aber keine Zeit zum Nachdenken gelassen, da gleich nach dem Telefongespräch ein junger Mann erschien, um mich zum Obersturmbanführer zu begleiten. Nachdem er an eine Tür geklopft hatte, öffnete er sie mir. Als ich das Zimmer betrat, sah ich vor mir einen SS-Mann, den ich mit dem üblichen 'Heil Hitler' begrüßte. Er erwiderte meinen Gruß, blieb aber dabei hinter seinem Schreibtisch sitzen. Das leise Knurren eines Schäferhundes, der vor mir stand und die Größe eines Kalbes hatte, lenkte mich zunächst ab. Nachdem er zur Ordnung

gerufen worden war, legte er sich am Schreibtisch so nieder, daß er mich ständig im Auge behalten konnte. Dann wurde ich durch eine Handbewegung aufgefordert, Platz zu nehmen. Ich erzählte meinem Gegenüber von der Suche nach meinen Eltern, von meinen Erlebnissen in Danzig, und daß ich sie jetzt in einem Hotel beim Bahnhof untergebracht hätte. Nach einem längeren Schweigen, wobei der Obersturmbanführer mich unentwegt ansah, fragte er mich, wie viel, was und wem ich etwas gegeben hätte, um meine Eltern auf diese Weise nach Posen zu bringen. Auf meine Antwort, daß ich ihn nicht verstehe, brüllte er mich an „Sie werden mir nicht vormachen, daß Sie Ihre Eltern auf diese Weise nach Posen gebracht haben, ohne den hierfür Verantwortlichen etwas gegeben zu haben". Als ich ihm erwiderte, ich hätte geglaubt, daß im Dritten Reich Bestechungen gleich welcher Art, nicht mehr existieren, fragte er mich mit weiterhin erhobener Stimme, von wo ich eigentlich herkäme, um nicht zu wissen, daß diese Dinge im Großdeutschen Reich noch immer vorkommen. Die SS sei aber entschlossen, dies auszurotten. Als sein Herr zu brüllen begann, erhob sich das Kalb und zeigte, leise knurrend, ein gewisses Interesse für meine Knie. Nun erklärte ich dem Obersturmbanführer, ich sei direkt aus Ungarn gekommen, mit der Absicht meinen Eltern zu helfen und ich mir große Sorgen um den Gesundheitszustand meiner Mutter mache, die eher in ein Hospital gehöre als in ein Lager. Daraufhin sagte mir der Obersturmbanführer, er sei der Leiter des Sicherheitsdienstes (S.D.) und habe die D.U.T. nur für solange übernommen, bis dieser Saustall aufgeräumt sei. Dann fügte er noch hinzu, ich sollte am Nachmittag mit meinem Stiefvater den Sturmbanführer der D.U.T. aufsuchen, der für die laufenden Angelegenheiten verantwortlich sei und den er von unserem Kommen verständigen würde.

Als ich am Nachmittag mit meinem Stiefvater den Sturmbanführer aufsuchte, schlug er vor, daß meine Eltern im Hotel bleiben, bis die D.U.T. eine für sie geeignetere Unterkunft gefunden hätte. Damit war meine Anwesenheit, jedenfalls vorläufig, nicht mehr erforderlich. Mit dem Abendzug fuhr ich daher nach Berlin. Ich konnte nicht ahnen, daß fast ein Jahr vergehen würde, bis ich meine Mutter und meinen Stiefvater wiedersehen würde.

Zurück nach Ungarn

In Berlin angekommen, suchte ich einen Herrn auf, der es übernommen hatte, mit der D.U.T., dem Amt, das für den zurückgelassenen Immobilienbesitz der deutsch-baltischen Umsiedler verantwortlich war, wegen meines Restgutes Asuppen zu verhandeln.

Da ich persönlich nicht zu den Umsiedlern gehörte, hatte ich die Wahl, entweder treuhänderisch einen ehemals polnischen Besitz zu übernehmen, der im Laufe der Zeit mein Eigentum werden würde, oder mich durch eine Auszahlung entschädigen zu lassen. Da ich mich für das Letztere entschlossen hatte, verhandelte ich jetzt mit der D.U.T. in Berlin über den Wert meines Restguts. Diese Verhandlungen zogen sich noch über mehrere Monate hin. Daher begab ich mich zur Paßabteilung des Reichsinnenministeriums wegen der Verlängerung meiner Aufenthaltsgenehmigung. Bisher hatte ich sie jedes Mal ohne die geringsten Schwierigkeiten erhalten.

Als ich das Zimmer des für die Paßverlängerung zuständigen Beamten betrat, stand ich vor einem zweiten Mussolini *(Benito M., 1922-43 Diktator Italiens; K.L.*) in SS-Uniform, der hinter einem Schreibtisch saß. Stillschweigend wies er auf eine Wanduhr, die einige Minuten vor 12 Uhr anzeigte. Darauf sagte ich, daß ich um 2 Uhr wiederkämm. Als ich im Begriff war herauszugehen, fragte er mich nach meiner Körpergröße, die ich mit zwei Meter angab. Dann wollte er meinen Brustumfang wissen, den ich ihm aber nicht angeben konnte. Nach längerem Schweigen meinte mein Mussolini, daß ich in die Leibstandarte Adolf Hitlers gehöre. Auf meinen Einwand, ich sei ungarischer Staatsangehöriger, meinte er, daß Ungarn doch nur eine Kolonie des Großdeutschen Reiches sei und er mich sogleich bei der Ausbildungsstelle der Adolf-Hitler-Leibstandarte in Lichterfelde anmelden würde. Ohne Zeit zu verlieren, griff er nach dem Telefon und gab der Zentrale eine Nummer durch, mit der er zu sprechen wünschte. Als sich aber am anderen Ende niemand meldete, legte er den Hörer auf und murmelte, daß so etwas zu seiner Zeit nicht vorgekommen wäre, jetzt aber diesen Schweinehunden alles erlaubt sei. Daraufhin verabschiedete ich mich, mit der Zusicherung, am Nachmittag zurückzukommen.

Da meine Aufenthaltsgenehmigung in zwei Tagen ablief und ich es für ausgeschlossen hielt, von diesem Mann eine Verlängerung zu erhalten, beschloß ich, am nächsten Tag nach Ungarn zurückzufahren.

Baron Johannes v. Gumppenberg

(auf Pöttmes; seit 1934 1. Vors. d. Reichsverb. für die deutsche Schafszucht; K.L.)

Während meiner Tätigkeit für den Deutschen Saathandel hatte ich Baron Johannes Gumppenberg (1891-1959) kennengelernt, der zu seiner Zeit einer über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannter Agronom war. Er hatte sich besonders auf dem Gebiet der Schafzucht große Verdienste erworben. Kurz nachdem die Deutsche Wehrmacht in Rußland einmarschiert war, wurde Baron Gumppenberg zum Reichskommissar für Wolle ernannt. Schafe und was mit ihnen zusammenhängt, war für mich schon immer von besonderem Interesse. Ich besuchte ihn daher noch vor meiner Abreise in Berlin, um herauszufinden, was die Zielsetzung seines Amtes ist.

Obwohl sein Reichskommissariat nur ein kleiner Sektor auf dem Gebiet der deutschen Nachkriegswirtschaftsplanung abdeckte, ließ sich aus dessen Besetzung doch die Bedeutung ersehen, die diesem Amt für die Zukunft beigemessen wurde. Für die Lenker der deutschen Wirtschaft war die Ukraine die Kornkammer des Großdeutschen Reiches. Dort wurde der Wolleerzeugung eine bedeutende Rolle zugedacht. Es sollten mit deutschem Zuchtmaterial große Herden aufgebaut werden. Die Planung und deren Verwirklichung war die Aufgabe dieses Kommissariats.

Unter der Leitung eines Fachmanns sind in der Schafzucht schnelle Resultate möglich. Bei der Verpflanzung des Zuchtmaterials in Gegenden mit sehr verschiedenen klimatischen Verhältnissen muß jedoch am Anfang mit Verlusten gerechnet werden, die unter Umständen sogar recht erheblich sein können.
Da es sich bei einer möglicherweise eintretenden Mortalität ausschließlich um hochwertige Tiere handeln würde und Ungarn klimatisch und geographisch zwischen Deutschland und der Ukraine liegt, regte ich

an, zuerst die Schafe in Ungarn zu akklimatisieren und dann erst deren Nachkommen in die Ukraine zu bringen.

Baron Gumppenberg zeigte Interesse für diesen Plan. Er mußte aber auf seine Mitarbeiter Rücksicht nehmen, die sich meiner Anregung gegenüber recht skeptisch verhielten. Infolgedessen wurde vereinbart, daß ich für Baron Gumppenberg ein Gutachten ausarbeite, von dem dann die weiteren Schritte abhängen würden. Ich hatte zwar Kenntnisse in der praktischen Schafzucht und in der Klassifizierung der Wolle. Aber für einen der besten Fachleute Europas auf diesem Gebiet eine Abhandlung über die Vorzüge Ungarns, als Brücke für das Schafprojekt in der Ukraine auszuarbeiten, war etwas völlig anderes.

Die landwirtschaftliche Akademie in Budapest hätte mir sicherlich helfen können. Dort wäre ich jedoch mit meinem Vorhaben sehr wahrscheinlich auf erheblichen Widerstand gestoßen. Zu der Zeit bestand nämlich bereits ein gewisses Mißtrauen gegen alle Vorhaben, in denen der Versuch gesehen werden konnte, daß der deutschen Einfluß auf die ungarische Wirtschaft, der schon erheblich war, noch weiter ausgebaut wird.

Diese Überlegung führte mich zu meinem früheren Lehrer Professor Schandl, der mich in die Geheimnisse der Schafzucht und der Wolleklassifizierung eingeführt hatte. Er lebte jetzt als Pensionär in Budapest. Aber ich befürchtete, daß er zu sehr "Professor" sei, um sich über meine beabsichtigte Invasion Ungarns mit deutschen Schafen den Kopf zu zerbrechen.

Ich sollte mich darin nicht ganz getäuscht haben. Den Professor interessierte zunächst ausschließlich die irrige Annahme, daß die Absicht bestünde, die ganze Ukraine mit Schafen zu bevölkern. Vor dem Ersten Weltkrieg hatte er auf Einladung der Falz-Fein Familie, die dort enorme Besitzungen ihr eigen nannte, die Ukraine besucht. Er war damals zur Ansicht gekommen, daß große Teile der Ukraine für eine intensive Schafzucht ideal sind.

Jetzt galt es, die ukrainischen Aufzeichnungen aufzuspüren, die er vor 30 Jahren gemacht und dann verlegt hatte. Das war eine Aufgabe, die

mir zufiel, da er wenig Talent zeigte, etwas aufzufinden, wohingegen seine Fähigkeit, das Gefundene wieder zu verlegen an das Erstaunlichste grenzte.

Das Resultat unserer gemeinsamen Überlegungen war seine Doktorarbeit, die mit einem geschichtlichen Rückblick über die Entwicklung der Schafzucht in den beiden Ländern begann. Dann folgten Tabellen, die den Unterschied in den Futterwerten der ungarischen und ukrainischen Weiden sowie die extremen Temperaturschwankungen zwischen den beiden Ländern u.v.a.m. aufzeigten. Dies alles führte zur Feststellung, daß die überwiegenden Teile der Ukraine für das deutsche Merino ideal sind. Das Marino war gleichzeitig auch das am meisten verbreitete Schaf in Ungarn. Der Anhang des Gutachtens, und das war das Wichtige, enthielt einen gründlich durchdachten Entwurf, wie die Organisation der in Ungarn für die Ukraine bestimmten Schafe aussehen sollte. Dabei gingen wir davon aus, daß erst die zweite Generation in die Ukraine zu bringen sei.

Nach der Umarbeitung dieser Arbeit, um das für mich Wichtige deutlicher herauszustellen, schickte ich sie Baron Gumppenberg. Bei unserer nächsten Begegnung bemerkte er mit einem Schmunzeln, daß er glaubte, Professor Schandls Fingerfertigkeit in meiner Arbeit verspürt zu haben. Das aber habe nichts daran geändert, daß er meine ursprüngliche Anregung unterstützt habe.

Aus dem ganzen Projekt wurde deshalb nichts, weil sich in die Wolle des Reichskommissariats sehr bald Parteimaden einzufressen begannen, was jede sinnvolle Planung unmöglich machte. Baron Gumppenberg war einer der bekannten europäischen Wirtschaftler, der bis zum Letzten sein großes Wissen und Können in den Dienst einer Sache gestellt hatte, in der er als Herr und Christ nur scheitern konnte.

Für mich hatte diese Verbindung den einen großen Vorteil gebracht, im Besitz eines Schreibens zu sein, mit dem ich ungehindert von Ungarn nach Deutschland und in die besetzten Ostgebiete reisen konnte. Das hat mich allerdings einige Jahre später in die größte Verlegenheit gebracht.

Ich übernehme die fürstlich Metternich'schen Besitzungen in Ungarn

Die Prinzessin Klementine von Metternich-Sándor

Ende 1941 ersuchte mich der Herzog von Ratibor und Fürst von Corvey, die Generalvollmacht der fürstlich Metternich'schen Besitzungen in Ungarn zu übernehmen. Da meine anderen Tätigkeiten zu einem Ende gekommen waren, nahm ich das Angebot an.

Obwohl ich die Metternich'schen Besitzungen nicht persönlich kannte, wußte ich doch, daß es sich um einen recht altmodischen und seit Jahren herrenlosen Betrieb handelte. Besitzerin dieser Güter war die Prinzessin Klementine von Metternich-Sándor (1870-1963), Großtochter des österreichischen Kanzlers. Der Herzog Viktor von Ratibor und Fürst von Corvey (1879-1945) war ihr Neffe. Dessen jüngster Sohn Franz Albrecht (* 1920) sollte die Metternich'schen Besitzungen erben und war deshalb von der Prinzessin adoptiert worden.

Als ich die Verwaltung dieser Güter übernahm, stand die Prinzessin in ihrem 75 Lebensjahr (*das kann nicht sein, da sie 1870 geboren wurde und Baron Hahn die Güter Ende 1941 oder Anfang 1942 übernahm; K.L.*). Gleich nach dem Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich verließ die Prinzessin Wien, um nach Ungarn überzusiedeln. Dies war ein deutlicher Hinweis darauf, daß die Prinzessin, dessen Heimat Wien war, sehr wohl ihren eigenen Willen in Dingen, die ihr von Wichtigkeit waren, haben konnte. Das kam mir leider erst zum Bewußtsein, als es schon zu spät war.

Wenn man bedenkt, daß die Prinzessin katholisch war und ihre Pflichten als Kirchenpatronin sehr ernst nahm, kann man mit einer gewissen Berechtigung ermessen, daß wir nichts Gemeinsames haben konnten - außer der guter Manieren. Da die Prinzessin nicht ungarisch sprach, aber auf allen Gebieten der Fürsorge und Wohltätigkeit, die mit einem großen Besitz zusammenhängen, genau unterrichtet sein wollte, mußte sie mit dem Bevollmächtigten, den ihr Neffe für sie ausgesucht hatte, wohl oder übel zusammenarbeiten.

Die Pflichten eines Kirchenpatrons bestanden darin, die Kirchen, Pfarrämter und sonstigen Gebäude, die zur Kirche gehören, instand zu halten und gewisse Abgaben in Naturalien zu leisten. Für diese zumeist recht kostspieligen Pflichten stand dem Patron nur das eine Recht zu, bei einer Neubesetzung einer Pfarrstelle aus den vom Bischof vorgeschlagenen Kandidaten den ihm am geeignetsten erscheinenden auszusuchen. Hierzu möchte ich nur einen Vorfall schildern, der zeigt, daß unsere Zusammenarbeit gelegentlich auch breiteren Raum einnehmen konnte.

Als einer der Geistlichen verstarb, schickte der Bischof zwei Kandidaten für die frei gewordene Stelle. Da die meisten Dorfpfarrer dem Bauernstand entstammen, war es eine Seltenheit, wenn einer von ihnen neben seiner Muttersprache eine weitere beherrschte. Ich hatte die beiden Aspiranten in Gegenwart der Prinzessin an zwei verschiedenen Tagen auf Herz und Nieren zu prüfen. Aus Gründen, die mir nicht mehr gegenwärtig sind, entschloß sich die Prinzessin sehr bald für einen von ihnen. Nun wollte aber die Prinzessin, ehe sie ihren Beschluß dem Bischof mitteilte, die Ansicht der Kirchenältesten über ihre getroffene Wahl wissen. Trotz meines Einwands, diesen Weg nicht zu beschreiten, bestand die Prinzessin auf ihrem Wunsch, da es doch hauptsächlich die Gemeinde sei, die mit dem neuen Pfarrer zu tun haben würde. Wer mit Bauern, ganz egal wo in der Welt, zu tun gehabt hat, wird meinen ablehnenden Rat verstehen. Ich bat also die Kirchenältesten, am kommenden Sonntag gleich nach der Messe in das Gemeindehaus. Dieses "gleich nach der Messe" sollte diese Ehrwürdigen daran hindern, bereits in betrunkenem Zustand zu erscheinen. Der Versammlung teilte ich die getroffene Wahl der Prinzessin mit und bat um Stellungnahmen hierzu. Daraufhin erhob sich der Vorstand der Kirchenältesten und sagte, daß er im Namen der Anwesenden den Entschluß der Prinzessin bedauern würde, da im Gegensatz zum anderen Kandidaten, der von der Prinzessin Ausgesuchte keine Haushälterin, auch als Pfarrers Nichte bekannt, mitbringen würde. Dies könne nur zur Folge haben, daß der neue Pfarrer sich seine Haushälterin aus seinem neuen Kirchspiel aussuchen würde (eine sehr begehrte Stellung). Das würde nur zu Neid und dieser wiederum zu Streitigkeiten innerhalb der Dorfgemeinschaft führen. Dieses Argument empfand ich als einen gesunden Bauernverstand. Dennoch wußte ich

mich in einigen Schwierigkeiten, wenn ich der Prinzessin über das Ergebnis meines Treffens mit den Kirchenältesten berichten würde. Der einzige Ausweg in diesem Fall war, die Prinzessin auf schriftlichem Weg zu informieren. Obwohl ich der Prinzessin in den folgenden Tagen des öfteren begegnet bin, gab sie kein Zeichen, daß sie meine Epistel erhalten habe. Ich begann schon zu glauben, daß sie diese nicht erhalten habe, als eines Tages der neue Pfarrer mit seiner "Nichte" eintraf.

Es wäre aber falsch, dieses langsam wachsende Einvernehmen zwischen der Prinzessin und mir allein dieser und ähnlicher Zusammenarbeit zuzuschreiben. Meiner Ansicht nach hat das Leben unter einem Dach ebenso viel, wenn nicht sogar mehr, dazu beigetragen, zwischen der Prinzessin und mir eine Harmonie herzustellen, die ich zu Beginn meiner dortigen Tätigkeit für ausgeschlossen gehalten hatte.

Wenn man an die vielen Unerfreulichkeiten denkt, die ein kleines Dach für die darunter Wohnenden hervorrufen kann, spricht dies jedoch nicht gegen die Möglichkeit, daß ein großes Dach genau die entgegengesetzte Wirkung auf die ausüben kann, die unter seinem Schutz leben. Am Anfang hatte ich eine eigene Häuslichkeit angestrebt. Davon versprach ich mir eine größere Unabhängigkeit. Das ließ sich jedoch nicht realisieren. So wurde die für vorübergehend gedachte Lösung ohne eigene Häuslichkeit zu einer Dauereinrichtung. Der einzige Nachteil bei meiner Unterkunft war deren Entfernung von der Küche. Alle heiß gedachten Speisen kamen in einem recht ausgekühlten Zustand bei mir an. Als ich entdeckte, daß die Prinzessin in dieser Beziehung nicht viel besser gestellt war, schlug ich einen beiderseitigen Umzug vor, der nicht nur die Küche, sondern auch uns beide näher zueinander brachte.

Dieser Zustand hätte so manches weitere Jahr andauern können, wenn Hitler nicht bei Stalingrad seinen größten und ihn schließlich vernichtenden taktischen Fehler begangen hätte.

Von dem Zeitpunkt an und im gleichen Verhältnis wie sich der Abstand der russischen Armeen zum Großdeutschen Reich verringerte, verstärkte sich das Gefühl der in diesem Raum lebenden Menschen,

daß es überall mehr Sicherheit gäbe, als dort, wo sie sich gerade befanden. Das Ergebnis dieser Unsicherheit war, daß viele von ihnen ihre vertraute Umgebung mit Orten vertauschten, in denen sie Fremde waren. Dort wurden sie von denen, die dieser Illusion nicht verfallen waren, auch als Fremdkörper angesehen und behandelt. Wenn in Deutschland und Österreich diese Erscheinung sich weniger bemerkbar machte, lag es daran, daß der dortige Mensch in seiner Bewegungsfreiheit durch behördliche Eingriffe viel mehr eingeschränkt war.

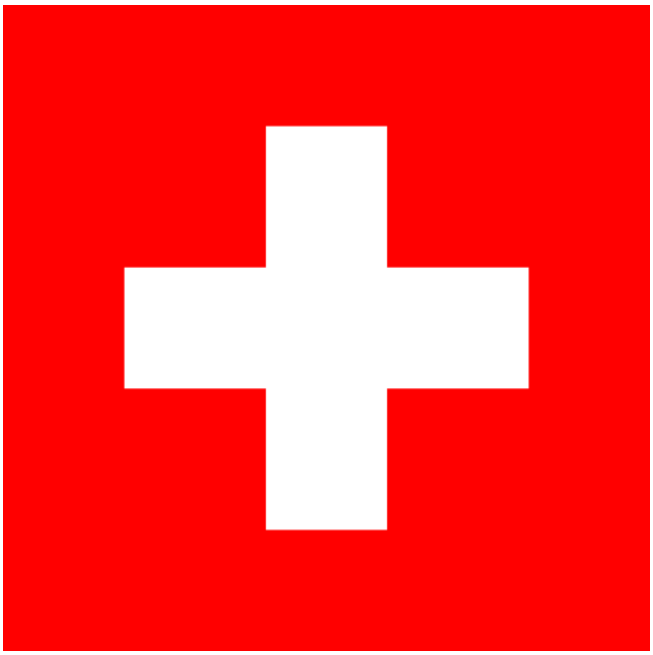
Bayna wird eine kleine Schweiz

Um meine folgenden Ausführungen besser verstehen zu können, muß ich hier einschalten, daß, wenn auch die Ungarn auf der deutschen Seite kämpften, sie doch äußerst unwillige Partner in dieser Waffengemeinschaft waren. Da die Deutschen sich über diese Gefühle im Klaren waren, vermieden sie es, die ungarischen Mitläufer durch übertriebene Forderungen noch mehr zu verschnupfen. Diese Politik kam erst zu einem Ende, als die Rumänen die Waffen niederlegten, um sie dann nur zu bald gegen ihre ehemaligen Verbündeten wieder zu ergreifen.

Wenn die Prinzessin und ich der oben beschriebenen unrealistischen Denkungsart auch nicht verfielen, so waren wir uns doch im Klaren, daß Vorbereitungen getroffen werden mußten, um dem Kommenden nicht ganz unvorbereitet zu begegnen.

Nach den ersten auf Budapest abgeworfenen Bomben erhielten die um Budapest liegenden Gutsbesitzer mit geeigneten Häusern ein Schreiben des ungarischen Außenministeriums. Darin wurden sie ersucht, ihre Schlösser den in Budapest akkreditierten Diplomaten und sonstigen ausländischen Vertretungen als sogenannte Ausweichquartiere anzubieten. Es gab um Budapest mehr Schlösser als Gesandte, Generalkonsule und Konsulate in Budapest. So kam es zu einer kaum vorstellbaren Jagd nach einem 'Exterritorialen'. Ein Gesandter als Vertreter seiner Regierung war natürlich das höchste Ziel. Unter diesen war der Begehrenswerteste der schweizer Gesandte, der das Metternich'sche Schloß Bayna für sich und sein Personal als Ausweichquartier

übernahm. In der kürzesten Zeit erschienen dann auch dreisprachige Schilder mit dem weißen Kreuz auf rotem Grund an allen Eingängen des Schlosses. Auf ihnen war der Hinweis zu lesen, daß diese Eingänge zu einer kleinen Schweiz führten, die nach internationalem Recht nur mit der Genehmigung des Vertreters der Schweizer Bundesrepublik betreten werden darf. Eine Ausführung in russischer Sprache fehlte allerdings. Die Prinzessin und ich erhielten Ausweise, daß wir unter dem Schutz dieser Republik stünden.



53. Die Nationalflagge der Schweiz

Dieser Erfolg brachte der Prinzessin eine unwahrscheinliche Popularität bei Bekannten und auch bei vollkommen fremden Menschen, die nur einen Wunsch hatten, ihre Schätze im Schloß abstellen zu dürfen. Nach Rücksprache mit dem Gesandten, sprach sich dieser dagegen aus, daß Gegenstände dieser Art nach seiner Übernahme in das Schloß gebracht würden. Letztendlich gab er jedoch die Genehmigung, eine Ankündigung an ein außerhalb des Schlosses liegendes Gebäude anzubringen, die besagte, daß dessen Inhalt unter dem Schutz der Schweizer Bundesrepublik stünde. Dieses Gebäude war der dreistöckige alte Getreidespeicher. Die nun einsetzende Flut an Kostbarkeiten hätte menschlicher Schwächen reiche Nahrung bieten können. Das zeigte sich dann auch bei dem konzentrierten Fraß dieser Schätze durch deutsche und dann russische Soldaten.

Bald erschien ein großer holzbeheizter Autobus aus der Schweiz für den Notfall, daß das ganze Gesandtschaftspersonal nach Bayna hätte übergesiedelt werden müssen. Dieses Fahrzeug verbrauchte große Mengen Buchenholz, war aber sonst ein leistungsfähiges Fahrzeug. Oft wurden mit ihm Lebensmittel, Brennholz und anders Material nach Budapest gebracht.

Wenn es auch den Anschein hatte, wir hätten uns für einen konventionell bewaffneten Konflikt ganz gut vorbereitet, war ich noch lange nicht davon überzeugt. Waren die getroffenen Maßnahmen wirklich viel wert für den Fall, die deutschen Truppen, unter denen sich viele Einheiten der Waffen-SS befanden, würden Hitlers Strategie "bis zum letzten Mann" folgen und den Krieg hierher bringen? Hinzu kam noch, daß sich die ungarischen Soldaten in der Ukraine vieles hatten zuschulden kommen lassen, was die ihnen gegenüberstehenden ukrainischen Einheiten bei einer Besetzung des Landes kaum vergessen haben dürften.

Kein anderes Ereignis führte mir den Ernst unserer Lage so sehr vor Augen, als Hunderte schwerer Bomber, die ich in geschlossenen Formationen über dem Schloß dahinziehen sah. Durch das Radio erfuhren wir, daß diese amerikanischen Geschwader von Süditalien aus auf dem Wege nach Warschau waren, um den dortigen Aufständischen Hilfe zu leisten. Da die Russen ihnen das Landungsrecht auf russischem Boden verboten hatten, mußten die Bomber zusätzlich Brennstoffbehälter mit sich führen, die sie sobald sie leer waren abwarfen. In der Sonne glitzernd fielen sie langsam zu Boden. Nicht ein einziges deutsches Flugzeug war zu sehen, das den Versuch gemacht hätte, diese Luftarmada anzugreifen.

Erwägungen und Ereignisse dieser Art waren der Anlaß, den schweizer Gesandten, der sich gerade in Budapest aufhielt, aufzusuchen, um für die Prinzessin und für mich einen Rückzug in die Schweiz zu sichern. Zu meinem Erstaunen und zu meiner großen Erleichterung war der Gesandte sofort bereit, uns beiden die Einreise in die Schweiz zuzusagen.

Ich möchte hier nicht näher auf die vielen Gespräche eingehen, die ich mit der Prinzessin nach meiner Unterredung mit dem Schweizer Gesandten geführt habe. Nur so viel: Ich zog immer den Kürzeren. Dazu sei noch festgestellt, daß Logik immer dort den Kürzeren zieht, wo sie mit auf Prinzipien beruhenden Gefühlen in Konflikt gerät. Hier nur ein Beispiel: Die Prinzessin: „Man versucht nicht, sich einer Gefahr zu entziehen, wenn dabei Menschen zurückgelassen werden müssen, die gerade dann einen am nötigsten brauchen". Meine nutzlose Antwort: „Ich glaube nicht, daß die Russen Eurer Durchlaucht eine Gelegenheit geben werden, anderen zu helfen“. Ich gestehe, oft wurde meine Position noch dadurch geschwächt, daß ich der Prinzessin in vielem, was sie sagte, im stillen Recht geben mußte. Hier hätte nur noch eine Autorität, wie z. B. der Herzog von Ratibor, helfen können. Soviel ich wußte war der Herzog noch auf seinem Gut Rauden in Schlesien, was für mich ebenso gut war, als wenn auf dem Monde gewesen wäre.

Als ich zur Einsicht kam, daß ich bei der Prinzessin nichts erreichen würde, entschloß ich mich, den Gesandten, der sich gerade wieder in Budapest aufhielt, dort aufzusuchen. Er empfing mich mit den Worten "gut daß Sie kommen, denn ich bin soeben von meiner Regierung zurückberufen worden und reise heute Abend ab.“ Damit schloß sich das schon halb geöffnete Tor zur Schweiz für immer.

Nach diesem "Wenn" und "Aber" und "des Möglichen - aber nicht Erreichten" kehre ich jetzt zu den wenigen Tagen, die die Prinzessin noch in ihrem Schloß verbringen sollte, zurück.

Dem Ende entgegen

Die Prinzessin hatte zwei Möglichkeiten, die Russenwelle über sich ergehen zu lassen. Sie konnte im Schloß bleiben oder in ihre Stadtwohnung übersiedeln. Nach einiger Überlegung legte ich der Prinzessin nahe, das Kommende in der Stadt zu erwarten. Meine Begründung hierfür war, daß sich die Wohnung der Prinzessin auf einem Hügel der Altstadt befand, dessen Haus sehr tiefe Keller hatte, die noch durch aus der Türkenzeit stammende unterirdische Gänge mit den Kellern anderer Häuser in Verbindung standen.

Seit dem 'Schweizer Fiasko' war die Prinzessin meinen Vorschlägen so zugänglich, daß man fast hätte glauben können, sie hätte "Mitleid" mit mir. Es mag aber auch sein, daß in diesem Fall mein Wunsch, die Prinzessin lieber in Budapest zu wissen, mit ihrer Gewohnheit zusammenfiel, die Wintermonate in der Stadt zu verbringen.

Bald darauf brachte ich die Prinzessin mit vielen Lebensmitteln nach Budapest. Zehn Tage später fiel Budapest bis auf den Teil der Stadt, wo die Prinzessin ihre Wohnung hatte, in die Hände der Russen. Dieser Stadtteil widerstand den Russen mit 10.000 eingeschlossenen Soldaten der Waffen-SS für weitere 10 Wochen "bis zum letzten Mann". Die Kämpfe in dem unterirdischen Labyrinth sind dabei besonders hervorzuheben.

Hätte ich das vorher geahnt, hätte ich der Prinzessin wohl kaum den Rat gegeben, das Schloß zu verlassen. Rückblickend läßt sich aber sagen, daß, wären wir im Schloß geblieben, das die Wehrmacht zu einer Schlüsselstellung in ihrer letzten Verteidigungslinie vor Wien ausgebaut hatte, wären wir wahrscheinlich kaum mit dem Leben davongekommen. So aber konnte mich die Prinzessin drei Monate später gegen einen wahrhaft Dante'schen Hintergrund in einem dieser unterirdischen Gänge begrüßen.

Von Budapest aus erreicht man das Metternich'sche Schloß am schnellsten, wenn man zuerst die Budapest-Wiener Hauptstraße benutzt und dann für die letzten Kilometer von dieser auf eine Nebenstraße abbiegt. Auf meiner Rückfahrt dorthin begegnete ich einer nicht endenden Schlange der modernen Kriegsmaschenerie. An mehreren Stellen wurde ich von der ungarisch-deutschen Feldpolizei angehalten. Wenn ich nicht meinen schweizer Ausweis bei mir gehabt hätte, hätten sie mir mit Sicherheit das Auto abgenommen. Ich hatte gehofft, auf der Nebenstraße weniger Verkehr anzutreffen. Das war aber ein Irrtum. Denn nicht nur die Straße selbst, sondern die beiderseitigen Gräben und die Felder dahinter waren voller, sich in beide Richtungen dahinschleichender Hindernisse. Nur dank meines schweizer Ausweises wurde ich vorbeigelassen. Ich hatte mit einer dreistündigen Rückfahrt gerechnet, aber es wurden daraus acht Stunden. Im Scheinwerferlicht und mit dem letzten Tropfen Benzin kam ich zum

Schloß, wo das große rote Schweizer Wappen vor mir aufleuchtete. Gerade als ich mein Quartier erreichte, ging das elektrische Licht aus. Der Strom machte noch zwei oder drei Versuche durchzukommen. Das gab mir gerade noch die Zeit, eine Kerze zu finden. Das Schloß blieb jetzt weiterhin ohne Strom. Da wir von der Budapester Hauptzentrale unsere Stromversorgung erhielten, konnte ich nur mit Besorgnis an die Prinzessin denken.

Am nächsten Morgen ließ ich die noch verbliebene Dienerschaft antreten, um ihnen meine Anordnungen für den Tag zu geben. Die beiden Pförtner hatten sich in ihren Uniformen, Husarenschnitt mit Chako und blau-goldenen Verschnürungen (die Metternich'schen Farben) auf ihre Posten an die zwei Einfahrten zu begeben. Zwei andere hatten die auffindbaren Petroleumlampen zusammenzusuchen, zu putzen und in Betrieb zu setzen. Dem verbliebenen Personal teilte ich mit, daß ich mit ihnen das jährliche "spring cleaning" beginnen würde. Dieses war eine alljährliche Tätigkeit, wobei immer mit dem nie benutzten 'Großen Saal' begonnen wurde. Nach diesen die Moral hebenden Maßnahmen versuchte ich eine telefonische Verbindung herzustellen, was mir aber nicht gelang. Dann machte ich mich auf den Weg zum Pfarramt am anderen Ende des Dorfes, um dem Pfarrer eine Mitteilung der Prinzessin zu überbringen. Auf meinem Weg dorthin konnte ich sogar als Laie feststellen, daß sich im Dorf etwas vorbereitete, was sehr wohl als eine starke Verteidigungsstellung bezeichnet werden kann.

Als mir mitgeteilt wurde, daß Lampen vorhanden seien, aber kein Petroleum, begann eine Suche nach Kerzen und Kerzenhaltern. Es wurde eine große Anzahl davon gefunden. So nahm ich meine letzte Abendmahlzeit im Schloß unter einem Meer von Kerzen an dem Tisch ein, an dem ich so oft der Prinzessin gegenübergesessen hatte.

Um das Folgende verstehen zu können, muß ich hier einschieben, daß die Metternich'sche Herrschaft aus zwei Einheiten bestand, die ca. 30 Kilometer voneinander entfernt waren. Der aus Landwirtschaft bestehende Teil lag sozusagen vor den Toren von Budapest. Das Schloß mit dem Forst und den drei landwirtschaftlichen Einheiten lag in nördlicher Richtung, teils am Rand und teils auf einer von Westen nach Norden verlaufenden Hügelkette.

Am kommenden Morgen wurde mir gesagt, daß ein ungarischer Offizier mich dringend an einer der Einfahrten zum Schloß sprechen möchte. Dort fand ich einen jungen Leutnant, der mir sagte, daß er in der letzten Nacht von seiner Einheit abgekommen sei, die auf dem Wege nach Budapest war. Nun sei ihm das Benzin ausgegangen. Er bat mich, ihm auszuhelfen. Obwohl wir von den Schweizern zurückgelassenes Benzin hatten, war ich im Begriff, ihm eine abschlägige Antwort zu geben, da ich ihn für einen Deserteur hielt. Da sah ich an einer Biegung der Straße eine mit Pferden bespannte Wagenreihe auf uns zukommen. Beim Näherkommen erkannte ich fast die ganze Beamtenschaft mit ihren Familien der bei Budapest liegenden Metternich'schen Güter. Der Älteste von ihnen begründete ihre Anwesenheit damit, daß sie am vorhergehenden Nachmittag so starken Luftangriffen ausgesetzt gewesen waren, die sie gezwungen hätten, ihre Posten zu verlassen. Auf meine Frage, was mit dem recht großen Viehbestand geschehen sei, erhielt ich zur Antwort, daß sie alle Tiere dort gelassen hätten. Nun hatte ich schon vor längerer Zeit die Anweisung gegeben, den ganzen Viehbestand gerade in einem solchen oder einem ähnlichen Fall in die Metternich'schen Forsten zu treiben. In denen hatten wir in den unzugänglichsten Teilen Holzeinzäunungen errichtet und den größten Teil der Heuernte zusammengefahren. Rückblickend sei gesagt, daß wir mit diesen Maßnahmen nicht ein Stück Vieh gerettet hätten. Aber das konnten wir zu der Zeit noch nicht wissen. Mein Wagen, den ich nach meiner Rückkehr von Budapest an der Einfahrt zum Schloß stehengelassen hatte, war von dort verschwunden. Ich sagte dem Leutnant Benzin zu, wenn er mich zu einem der Höfe bringen würde, die von den um mich Stehenden verlassen worden waren. Da dies kein Umweg für ihn war, erklärte er sich sofort bereit, mich mitzunehmen.

Ein weiterer Versuch, mit Budapest telefonisch in Verbindung zu kommen, blieb erfolglos. Die Nachricht meiner bevorstehenden Abreise veranlaßte viele, mich schnell noch wegen irgendwelcher benötigten Instruktionen aufzusuchen. Eine Vielzahl von sonstigen Kleinigkeiten, die immer in solchen Augenblicken aufzutauchen pflegen und noch erledigt werden müssen, erlaubte es uns erst gegen 3 Uhr nachmittags abzufahren.

Es war ein typischer ungarischer Wintertag mit gleichförmigen grauen Wolken, die auch Nebel hätten sein können und von denen Schnee oder Regen, oder auch beides erwartet werden konnte. Dabei war es eher feucht als kalt, mit wenig Schnee, der stellenweise den gefrorenen Boden durchblicken ließ. Also ein Tag, an dem die Dämmerung eine Stunde früher einsetzt, als es sonst für diese Jahreszeit üblich ist.

Am Anfang war unser Fortkommen durch den vielen entgegenkommenden Verkehr recht behindert. Auf halbem Weg zwischen dem Schloß und meinem Bestimmungsort liegt ein großes Schwabendorf, wo wir wieder an einer Straßensperre angehalten wurden. Es war erneut mein schweizer Ausweis, der es uns ermöglichte, die Fahrt fortzusetzen. Auf unsere Frage, ob die Straße in Richtung Budapest noch frei sei, erhielten wir eine zusichernde Antwort. Es waren noch 7 bis 8 Kilometer bis zur Grenze der Metternich'schen Besitzungen und dann noch weitere zwei Kilometer, die in einer geraden Linie auf den Hof zuliefen, den ich als mein Ziel im Auge hatte. Die letzte Strecke war an beiden Seiten mit alten und recht eng stehenden Pappeln bepflanzt.

Ich werde von Russen verwundet

Nachdem wir das Schwabendorf hinter uns gelassen hatten, begegneten wir weder Fahrzeugen noch Menschen. Das veranlaßte mich zur Bemerkung, daß wir uns wohl in einem "Niemandsland" befänden, was vom Leutnant mit einem mir unverständlichen Grunzen beantwortet wurde. Als wir in die Pappelallee einbogen, wurde es so dunkel, daß man hätte glauben können, sich in einem Tunnel zu befinden. Durch die Fahrt des Autos hatte man den Eindruck, die Straße würde auf einen zulaufen. Meiner Schätzung nach hatten wir noch weniger als einen Kilometer bis zu der Stelle, an der mich der Leutnant absetzen sollte, als im Scheinwerferlicht auf unserer linken Seite etwas auftauchte, das die Umrisse eines Panzers hatte. Der Leutnant mußte dieses Etwas gleichzeitig gesehen haben, denn er trat hart auf die Bremse. Bevor der Wagen jedoch zum Stillstand kommen konnte, kamen wir von beiden Seiten der Straße unter Feuer. Diese Schießerei galt unzweifelhaft unserem Auto. Da ich den Eindruck hatte,

daß wir in der Hauptsache von meiner rechten Seite beschossen wurden, versuchte ich mich am Steuer vorbeizuzwängen, um die Straße auf der Seite des Leutnants zu erreichen, der dort schon mit erhobenen Händen stand.

Als ich im Begriff war herauszuspringen, erhielt ich einen starken Schlag an meiner rechten Halsseite. Zwischen dem Schlag und der folgenden Bewußtlosigkeit muß es noch einen Bruchteil einer Sekunde gegeben haben, in der ich eine Anzahl von Sternen vor meinen Augen sah. Das war wohl eine passende Erscheinung, da wir als Kinder am selben Tag und zur selben Stunde den Weihnachtsbaum anzuzünden pflegten. Es war der 24. Dezember 1944.

Damit sollte ein Abschnitt meines Lebens zu seinem Ende kommen, von dem man kaum sagen konnte "Ende gut, alles gut". Aber wenn man sein Leben lieb hat, kann man dadurch auch zur Ansicht kommen, daß es auch noch schlimmer hätte kommen können.

Es war ein glatter Durchschuß. Dennoch waren einige Splitter des Geschosses in meinem Hals zurückgeblieben. Als nach Jahren ein Chirurg in London noch einen Teil des Geschoßmantels aus dem Schußkanal entfernte, zeigte er mir auf der Röntgenaufnahme, daß die Kugel zwischen zwei „Höckern" des Halswirbels durchgegangen war. Die Splitterung des Geschosses, deren Teile wegen der Nähe zum Genick nicht herausgenommen werden konnten, lag wohl daran, daß die Kugel, bevor sie mich traf, die Windschutzscheibe durchschlagen hatte.

Ich erwachte gerade noch rechtzeitig, um einen Russen daran zu hindern, mir meine Stiefel auszuziehen. Hätte er sein Vorhaben nicht aufgegeben, hätte es für mich recht ernste Folgen gehabt. Dabei machte ich aber den Fehler, ihn in der russischen Sprache anzureden, was mir nachträglich sehr viele unangenehme Tage und schlimme Nächte bereitete. Die Russen waren nämlich der Meinung, ich hätte mir meine russischen Sprachkenntnisse als deutscher Offizier in Rußland angeeignet. Eine weitere Komplikation war, daß ich eine Tiroler Joppe anhatte, die ich sonst nur im Haus trug. Sie wurde von den Russen als eine Art Uniform angesehen. Ich möchte aber hervorheben, daß die russischen

Fronttruppen bei weitem besser waren, als die Einheiten, die nach ihnen kamen. Das wurde mir später auch von anderer Seite bestätigt.

Ich bin ein Gefangener

Nachdem der Russe, der meine Stiefel haben wollte, mir einen Notverband um den Hals gewickelt hatte, wurde ich unter Bewachung zu dem Hof gebracht, den ich zu besuchen beabsichtigt hatte. Dort wurde ich im Zimmer des Obermelkers untergebracht. Es wurde mir sogar ein Bett zugeteilt, das ich aber bald für einen russischen Offizier wieder räumen mußte. Den ungarischen Leutnant habe ich nicht wiedergesehen.

Als ich am nächsten Morgen in einen Jeep gesetzt wurde, konnte ich an den vielen herumliegenden Kuhköpfen feststellen, daß sich das, was ich retten wollte, bereits in den Kochkesseln der russischen Feldküchen befand. Dann begann eine Reise, die mir reichlich sinnlos erschien. Zuerst fuhren wir in die eine Richtung, bis wir in ein Dorf kamen. Dort fragte meine Begleitung nach irgendetwas. Die Antwort veranlaßte die Russen die Richtung zu ändern, bis wir zu einer anderen Stelle kamen und neue Informationen eingeholt wurden, woraufhin wir einer anderen Straße folgten. Diese Fahrerei, bei der anscheinend etwas vergeblich gesucht wurde, brachte uns bis auf einen halben Kilometer zu der Stelle zurück, die wir am Morgen verlassen hatten. Das war ein großes Dorf, wo ich für die Nacht in den Keller eines Bauernhauses eingesperrt wurde. Dieser Keller hatte eine recht steile Treppe, die ich im Stockfinstern heruntertastete. Die Wache hatte die Falltür sofort hinter mir zufallen lassen. Sie schlug mir noch auf den Kopf, wodurch ich beinah mein Gleichgewicht verloren hätte. Als ich dann auf jemanden trat, merkte ich nicht nur, daß ich unten angekommen war, sondern auch, daß ich Gesellschaft hatte. Daraufhin setzte ich mich mit Vorsicht zwischen zwei liegende Personen. Ich befühlte meine Unterlage, die aus Stroh bestand, mit dem Kartoffeln abgedeckt gewesen waren, und begann mich mit Vorsicht auszustrecken. Eine Stimme, die nicht weit von meinen Füßen herkam, begrüßte mich. Als ich mit ihr ins Gespräch gekommen war, flüsterte mir einer der neben mir Liegenden in mein Ohr, ich solle besser vorsichtig sein, da der

Sprecher ein Mitglied der Polizei sei. Man habe ihn nur mit uns in den Keller gesteckt, um auf diese Weise von den Gefangenen etwas zu erfahren, was der Polizei von Nutzen sein könnte. Da ich nichts zu verbergen hatte und außerdem wußte und auch wiederholt betonte, daß mich in der Umgebung viele Einwohner identifizieren könnten, erzählte ich meine ganze Geschichte. Dabei vertrat ich die Meinung, daß meine Gefangennahme nur auf einem Mißverständnis beruhe und sich bald aufklären würde. Im Begriff einzuschlafen, öffnete sich die Falltür und jemand rief etwas herunter, was ich aber nicht verstehen konnte. Daraufhin erklärte mir der angeblich verkappte Polizist, daß ich gesucht würde. Ich stand auf und erklomm die Treppe im Licht einer Taschenlampe, das von oben auf mich herunterschien.

Als ich oben angekommen war, wurde mir angedeutet, meine Hosen vorne aufzumachen und dann meine Hände auf den Rücken zu legen. Dies waren wahrscheinlich Maßnahmen, um einen Fluchtversuch zu erschweren. Dann wurde ich von zwei Wachen zu einem Bauernhaus geführt, das ungefähr hundert Schritte von meinem Keller entfernt war. Dort wurde ich in ein Zimmer geführt, in dem zwei Russen in Uniform und ein Zivilist an einem Tisch saßen. Nachdem ich mich auf den Boden setzen mußte, sagte einer der Uniformierten etwas zum Zivilisten. Der fragte mich daraufhin in sehr schlechtem Ungarisch, wo und wann ich in Rußland gewesen wäre, wie viele Frauen ich vergewaltigt und wie viele Kinder ich umgebracht hätte. Diese Fragen deuteten daraufhin, daß sie vermuteten, ich verstünde Russisch und hätte mir diese Sprachkenntnis in Rußland angeeignet. Daraufhin wiederholte ich das, was ich schon im Keller gesagt hatte. Plötzlich sprach mich einer der Russen auf Russisch an, worauf ich aber nicht reagierte.

Dann wollte man wissen, wo ich russisch gelernt hätte. Ich gab die mir sicher erscheinende Antwort, daß ich als junger Mann in der Schweiz Russisch gelernt hätte, mit der Absicht, dort in den diplomatischen Dienst einzutreten Ich hätte aber die dazu nötige Prüfung nicht bestanden. Dies war die einzige, und wie sich herausstellen sollte, sichere Unwahrheit, die ich immer wieder bei den vielen noch folgenden Verhören anwendete. In der Hauptsache versuchte ich noch bei jeder sich bietenden Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß ich in der

nächsten Nähe viele Zeugen hätte, die das Gesagte bestätigen könnten. Als man mich in den Keller zurückbrachte, wurde mir noch auf naiver Weise zu verstehen gegeben, daß mein Grab schon geschaufelt sei. Dort würde ich enden, falls sich herausstellen sollte, daß ich nicht die Wahrheit gesagt habe.

Wenn man mich gleich nach meiner Kellerperiode nach der Anzahl der Tage gefragt hätte, die ich dort verbracht habe, wäre meine Antwort 1 bis 3 Wochen gewesen. Im Gegensatz zu vielen Tieren hat der Mensch seinen Zeitinstinkt verloren und wird, wenn er nichts hat, woran er die Zeit messen kann, spätestens in vier bis fünf Tagen nicht mehr wissen, wie lange er in einer 24-stündigen Dunkelheit verbracht hat. Unter diesen Umständen war aber die Zeitfrage für mich von keiner Bedeutung. Auch mußte ich mir keine neuen Antworten ausdenken, da mir bei jedem Verhör, manchmal zweimal in einer Nacht, immer die gleichen Fragen gestellt wurden. Nur die Reihenfolge der Fragen änderte sich. Ich muß der oft zu hörenden Erfahrung zustimmen, daß ein Verhör dieser Art, wenn es nur lange und oft genug fortgesetzt wird, den Beschuldigten dazu bringen kann, alles zuzugeben, was seine Richter von ihm zu hören wünschen.

Wenn einer von uns das Bedürfnis hatte, für kurze Zeit herausgelassen zu werden, mußte man an die Falltür klopfen, die dann von einem Wächter geöffnet wurde. Unter ihnen befand sich einer, der eine sadistische Freude daran hatte, dem Rückkehrenden, wenn er noch auf der Treppe stand, die Falltür auf den Kopf fallen zu lassen. Für andere Notwendigkeiten stand ein Eimer so hoch wie möglich auf einer der Treppenstufen, wobei man in ständiger Angst war, daß dieser herunterfallen könnte. Entleert wurde er nur einmal am Tag von einem Soldaten. Mit der Zeit hätten wir dies nur zu gerne selbst getan, um dadurch die Gelegenheit zu haben, wenn auch nur kurz, an die frische Luft zu kommen. Essen gab es drei Mal am Tag, das immer und ohne Ausnahme aus einer Fleischsuppe bestand, in der etwas herumschwamm. Diese Mahlzeiten wurden in einem Behälter heruntergereicht. Die Falltür blieb offen, bis wir diese Brühe aufgegessen hatten. Womit wir diese ausschöpften, habe ich vergessen. An so manches andere kann ich mich auch nicht mehr erinnern.

Meiner Schußwunde hatte diese unfreiwillige Rast zweifellos gut getan, da ich nur einmal das Bedürfnis nach einem Verbandwechsel hatte. Als ich durch Zeichensprache unserer Wache zu verstehen gegeben hatte, daß ich einen Doktor sprechen wollte, erschien am nächsten Tag eine sehr kleine dicke Ärztin. Die Wache, es war gerade der Sadist der Dienst hatte, erlaubte mir nur die halbe Höhe der Treppe zu erklimmen. Ich vermute, daß er eine gute Gelegenheit witterte, seinem Gefangenen die Falltür auf den Kopf fallen zu lassen.

Als die Ärztin den Verband heruntergenommen hatte, ergriff sie eine Hühnerfeder, die nicht weit von der Kellertür lag, tauchte diese in eine Flüssigkeit, die sie in einer kleinen Flasche aus einer ihrer vielen Taschen der Militärbluse entnahm, und desinfiziert damit die Ein- und Ausschußwunde. Dann strangulierte sie mich beinahe mit dem neuen Verband und klopfte mir auf die Schulter. Das war für den Sadisten das Zeichen, mir die Kellertür krachend auf meinen Kopf fallenzulassen.

Nachdem ich meinen Verband gelockert hatte, und der angebliche Spitzel von seinem angeblichen Verhör der letzten Nacht nicht mehr zurückgekehrt war, begann ich meine drei Mitgefangenen auszufragen. Dabei erfuhr ich, daß es Bauern waren, die aus Südungarn stammten. Die Russen hatten sie zum Tode verurteilt, aber bisher immer mit sich herumgeschleppt. Die Begründung des Urteils war, daß sie während der Kämpfe um ihr Dorf angeblich den Deutschen gezeigt hätten, wo sich einige Russen versteckt hatten. Daß es sich um Bauern handelte, konnte ich leicht an ihrer Kleidung erkennen, die aus hohen schwarzen Stiefeln, einer schwarzen Hose und aus einer schwarzen Jacke bestand. Was auch immer an dieser Geschichte wahr gewesen sein mag, es war auffallend, daß sie solange wir zusammen waren nie verhört wurden. Mit mir sprachen sie nur wenig. Wenn sie etwas zu sagen hatten, drehte sich ihr Gespräch zumeist nur um ihre landwirtschaftlichen Probleme und um ihre Familien.

Durch das sich ständige Kratzen meiner Mitgefangenen wurde mir klar, daß sie vollkommen verlaust waren, und daß ich demselben Schicksal wohl kaum entgehen würde, wenn wir noch lange zusammenbleiben sollten. Dies lenkte meinen Gedanken auf die Kleiderlaus, mit der ich bisher noch keine Bekanntschaft gemacht hatte. Ich

versuchte mich daran zu erinnern, was ich über diese Plagegeister früher gehört hatte. Dabei fiel mir nur das Buch "Im Westen nichts Neues" ein, in welchem der Verfasser einige Seiten der Kleiderlaus widmet. Soweit ich mich erinnern konnte, war seine Meinung, daß die Kleiderlaus nur bei Nacht tätig sei. Hier tauchte aber sogleich die Ungewißheit auf, ob die Laus zu den Lebewesen gehört, die einen Zeitsinn haben. Wenn nicht, konnte ich mich bei unserer 24-stündigen Nacht auf einiges gefaßt machen. Das nicht aufhörende Kratzen meines Nachbarn zu meiner Rechten schien darauf hinzuweisen, daß die Laus diesen bewußten Zeitsinn nicht hat. Dann meinte ich mich zu erinnern, daß der Stich oder Biß der Laus kaum spürbar ist. Was aber den Menschen fast zum Wahnsinn treiben kann, ist das Herumkriechen dieser Pest, die unaufhörlich und immer auf der Suche nach einem neuen Futterplatz ist. Wenn dem so sein sollte, würde es bedeuten, daß die Laus durch dieses Kratzen in ständiger Bewegung gehalten wird. Die logische Folgerung demnach wäre, sich solange wie nur möglich, ruhig zu verhalten. Wenn die Laus aber aus reinem Übermut öfters ihren Platz wechselt, wäre das das Ende meiner logischen Folgerung.

Im Buch "Im Westen nichts Neues" hatte der Soldat wenigstens die Genugtuung, Läuse knacken zu können, eine Beschäftigung, die für uns, solange wir im Keller waren, nicht infrage kam. Unbekannt war auch, wie lange es dauern würde, bis die Laus in mir ein neues Opfer findet. Erst wenn man sich in diesen oder ähnlichen Situationen befindet, kommt einem zum Bewußtsein, wie wenig die Schule einen für das praktische Leben vorbereitet hatte. Hier war der Zeitpunkt der Infektion auch eine Unsicherheit, denn wenn man längere Zeit in Kleidern schlafen muß, wird sich Juckerei auch ohne Läuse einstellen. Diese Ungewißheiten kamen erst nach meinem ersten Fluchtversuch zu einem Ende, als meine Wohltäterin feststellte, daß ich mehr Läuse hatte, als Stiche in den Nähten meiner Kleider, wo die Laus unter normalen Umständen ihre Tage verbringt.

Meine Flucht

Da ich entschlossen war, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit zu fliehen und ich für diesen Fall mit längeren Fußmärschen zu rechnen hatte, begann ich an die bestmögliche Bekleidung für diese Eventualität zu denken. Meine Schnürschuhe waren nicht neu aber erst vor kurzem besohlt worden. Die waren also zufriedenstellend. Die Flanellhose war in gutem Zustand und dürfte, wenn ich sie vorsichtig behandel, einige Strapazen aushalten. Meine Jagdjoppe, die mit Leder eingefaßt war und Lederflecken an den Ellenbogen hatte, konnte für mich nicht idealer sein. Negativ war nur, daß sie recht auffällig war. Von meiner Tiroler Strickjacke sollte ich mich bei der ersten sich bietenden Gelegenheit besser trennen. Wieso ich diese anhatte, war nicht zu verstehen, da ich sie selten und dann auch nur im Haus trug. Die Strümpfe waren heil, würden es aber wahrscheinlich nicht lange bleiben. Die Jägerunterhose war lang und fast neu. Das rohseidene Hemd war nur lächerlich, sonst aber zufriedenstellend. Bessere Leute, zu denen ich mich damals rechnete, trugen damals zumeist nur nach Maß gemachte Hemden. Da der Kragen und die Manschetten als Erste bei einem sonst noch guten Hemd erneuert werden mußten, hatte ich es mir zur Gewohnheit gemacht, aus dem hinteren Teil des Hemdes bis zu den Seitenschlitzen einen neuen Kragen und neue Manschetten machen zu lassen. Das herausgeschnittene Stück wurde durch ein gleichfarbiges Material ersetzt. Wenige Wochen bevor die Russen in Ungarn erschienen, hatte ich mir noch sechs solcher Hemden bestellt und dem Hemdenmacher gleichzeitig ein getragenes, aber gut sitzendes Hemd als Muster übergeben. Als ich dann die neuen Hemden und das Musterhemd abholte, entdeckte ich, daß allen neuen sowie dem alten Hemd der hintere Teil fehlte. Ich mußte vergessen haben, den Teil des Hemdes, der für einen Kragen sowie für die Manschetten verwendet worden war, durch einen anderen Stoff ersetzen zu lassen. Daß ich jetzt gerade eines dieser Hemden anhatte, kann nur mit meiner Eile, den Viehbestand retten zu wollen, erklärt werden. Aber es war eher ein Schönheitsfehler als eine Katastrophe.

Oft dachte ich an meine Mutter und meinen Stiefvater. Ob es ihnen wohl gelungen ist, bei Zeiten den Warthegau zu verlassen? Ich machte mir den Vorwurf, sie nicht auf den ihnen zugewiesenen Hof (*Schola-*

jai/Szołajdy im Kreis Kutno; K.L.) gebracht zu haben, als ich noch die Gelegenheit hatte, ihnen dabei behilflich zu sein. Ich konnte jetzt nur hoffen, daß mein Bruder, der die Zeit abwechselnd damit verbrachte, seine Kirchengemeinde in Nürnberg zu betreuen oder im Gefängnis zu sitzen, die Möglichkeit gehabt hat, meiner Mutter und meinem Stiefvater bei ihrem Umzug nach Bayern zu helfen. Fast 1 ½ Jahre später erhielt ich einen Brief meiner Cousine Sybil Manteuffel gen. Szoege (* *Budapest 1926; K.L.*) aus München mit einem Brief meiner Mutter. Aus ihren tagebuchartigen Berichten ihrer letzten Tage im Warthegau konnte ich ersehen, daß sie wenig Hoffnung hatte, der sich nähernden Katastrophe zu entrinnen. Sybil Manteuffel fügte dann noch hinzu, daß meine Mutter und mein Bruder in Dresden umgekommen seien (*Bombenterror am 12./13. Februar 1945; K.L.*). Meinem Stiefvater sei es gelungen, den Bauernhof in Bayern zu erreichen. Bald darauf erhielt ich von meinem Stiefbruder (*Baron Arthur v. Kleist, 1921-1954; K.L.*) die Nachricht, daß sein Vater ganz plötzlich an einem Herzschlag gestorben sei.

Eines morgens mußten wir den Keller verlassen und auf ein auf uns wartendes Lastauto klettern. Kaum daß wir die nach Budapest führende Hauptstraße erreicht hatten, trafen wir eine auf uns zukommende und von einigen russischen Soldaten bewachte Anzahl von Zivilisten. Bei denen hielt das Lastauto an und mir wurde befohlen abzusteigen. Nachdem einer der Wachen anscheinend eine Quittung für mich unterschrieben hatte, fuhr das Auto mit den drei Bauern in die Richtung nach Budapest weiter. Wir marschierten in die entgegengesetzte Richtung ab. Da wir ohne Frühstück aufgebrochen waren und ich seit Tagen kaum mehr von dieser Fleischbrühe hatte essen können, machte sich bei mir bald eine gewisse Schwäche bemerkbar. Bald kam noch der Wunsch nach einer Sonnenbrille hinzu. Es war nämlich ein sonnenbestrahlter Wintertag mit etwas Schnee, den meine Augen nicht gut vertragen konnten.
Am Anfang waren wir ungefähr zwanzig bis fünfundzwanzig Personen. Bei jedem Dorf und jedem Gutshof kamen weitere Gefangene mit Wachmannschaften hinzu. Von den Wachsoldaten waren einige beritten. Alle waren guter Stimmung und schienen den Zweck unseres Fußmarsches zu kennen. Am Anfang wollte ich nicht als ein Ignoramus auffallen, fragte jedoch später meinen Nachbarn nach dem Ziel und

dem Sinn unserer 'Wanderung'. Über das Ziel war er sich selbst nicht im Klaren, sagte aber, daß ein deutscher Gegenangriff mit der Absicht, die männliche Bevölkerung auszurotten, zu erwarten sei. Die Russen wollen uns daher nur in Sicherheit bringen.

An manchen Plätzen begleiteten sogar die Frauen ihre Männer und verabschiedeten sich von ihnen mit viel Lachen und Tücherwinken. Wie unglaublich naiv Leute doch sein können, die man durch Jahre schon an der Nase herumgeführt hatte.

Auch wenn ich unser Ziel nicht wußte, war ich trotz all diesem Gerede fest entschlossen, bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit einen Fluchtversuch zu machen. Meine guten Kenntnisse der Gegend in der wir uns befanden, würden mir bei meinem Vorhaben sehr nützlich sein. Ich wußte, daß, wenn es keinen unerwarteten Aufenthalt gibt und wir die Richtung, in der wir marschierten, beibehalten würden, wir am späteren Nachmittag die Hauptstraße von Budapest zum Plattensee erreichen würden.

Wer außerdem das ungarische Winterwetter kennt, konnte damit rechnen, daß einem windstillen Tag mit Sonnenschein ein Abend mit Nebel folgen kann. Als wir um die Mittagszeit in ein großes Dorf kamen, war unsere Zahl zu mehreren Hunderten angeschwollen. Was mir auf diesem Marsch am meisten auffiel, war überall die Menge russischer Soldaten. Nicht nur waren die Dörfer und Gutshöfe gestopft voll mit ihnen, sondern wir wurden auch ständig von motorisierten Abteilungen entweder überholt oder mußten den Entgegenkommenden Platz machen. Wenn dies für die ganze Front vom Baltikum bis Rumänien symptomatisch war, mußte meiner Meinung nach der Krieg bald zu einem Ende kommen. Hier war eine Armee, der man es nicht ansah, daß sie während der bisherigen Kriegsjahre Millionen Soldaten verloren hatte. Bis auf die Fußbekleidung, die jeder Beschreibung spottete, hatten die Soldaten wattierte Hosen an, die bis an ihre Knöchel reichten und eine gleichartige Joppe mit hochklappbarem Kragen. Kopf und Ohren wurden durch eine Balaklava Mütze (*warme Wintermütze in der Art einer Kopfhaube; K.L.*) geschützt. Offiziere niedrigen Ranges waren nur an ihren Epauletten zu erkennen und wurden von den niederen Soldaten auch nicht gegrüßt.

Da wir offensichtlich nur von wenigen Soldaten bewacht wurden, begann ich mir zu überlegen, ob es nicht ein guter Platz wäre, um zu verschwinden, als plötzlich unsere berittene Wache in einem stark angetrunkenen Zustand zurückkam. Dies war leicht zu erklären, da fast jeder ungarische Bauer seinen eigenen Weinberg und seinen Weinkeller hat. Ein Soldat braucht ihn nur ausfindig zu machen, um sich betrinken zu können. Ein betrunkener Soldat, ganz gleich welcher Nation er angehört, ist unberechenbar. Daher verschob ich meine Absicht auf einen späteren Zeitpunkt. Anstatt jetzt weiter zu marschieren, begannen unsere Wachen und andere Soldaten, den Zivilisten ihre Fußbekleidung auszuziehen, um sie gegen die Ihrigen einzutauschen. Diese waren oft nichts anderes, als in Säcke gesteckte Fußlappen, die über dem Knöchel mit einem Bindfaden zusammengehalten wurden. Damit fand die bisher lustige Stimmung und das gute Verhältnis zwischen den Zivilisten und unseren Wachen ein Ende. Daß ich selbst mein Schuhzeug behalten konnte, lag ausschließlich daran, daß ich recht große Füße habe, deren ich mich oft geschämt hatte.

Nach dieser Prozedur kamen wir endlich wieder in Bewegung, wobei einer der Berittenen mehrere Male von seinem Pferd fiel, was immer mit einem schallenden Gelächter seiner Kameraden begrüßt wurde. Der Betroffene selbst ließ seinen Unmut mit einer kurzen Peitsche an den ihm zunächst gehenden Zivilisten aus. Dies hatte auf die anderen Wachsoldaten eine ansteckende Wirkung. Jetzt wurde, zumeist auf die Nachzügler, sinnlos eingedroschen. Da ich an der Spitze marschierte, war ich selbst dieser Brutalität nicht ausgesetzt.

Als wir dann reichlich verspätet die Hauptstraße erreichten, von der ich schon gesprochen habe, kam die ganze Kolonne zum Stillstand, da anscheinend keiner wußte, in welche Richtung es weitergehen sollte.

Die Hauptstraße selbst war mit einem Schlagbaum abgesperrt, an der mehrere Soldaten standen, denen einer unserer Wachen eine Karte zeigte und immer wieder den Namen einer Zuckerfabrik nannte. Ich wußte, daß wir diese am schnellsten erreichen würden, wenn wir die Hauptstraße kreuzen und in gerader Richtung weitergehen würden. Als ich dies durch Handbewegungen andeutete, und noch einige

Zivilisten ihre Fußbekleidung mit der Wache austauschen mußten, setzten wir unseren Marsch in der von mir angedeuteten Richtung fort. Wir befanden uns jetzt eher auf einem Feldweg als auf einer Straße. Unsere Kolonne wurde dadurch, trotz aller Bemühungen unserer Wächter uns zusammenzuhalten, immer länger.

Jetzt bestätigte sich auch meine Vermutung. Was ich um uns sah, war nicht nur die einsetzende Abenddämmerung, sondern auch langsam aufsteigender Nebel. Als wir begannen in diesen hinein zu marschieren, kamen uns zwei Gestalten, eine Frau und ein Mann, entgegen. Als ich sie fragte, ob wir auf dem richtigen Weg zur Zuckerfabrik wären, sagte mir der Mann, wir hätten es nicht mehr weit. Wir würden aber direkt auf ein Minenfeld zusteuern, durch welches er und seine Frau mit anderen dazu Abgeordneten soeben einen Pfad geräumt hätten. Die Frau sprach etwas russisch. Wie ich später erfuhr, kam sie aus der Slowakei. Nachdem sie einem Wachsoldaten das wiederholt hatte, was mir ihr Mann soeben berichtet hatte, wurden sie von den Wachen gezwungen, uns durch das Minenfeld zu führen.

Auf der rechten Seite des Weges konnte ich gerade noch einige Häuser erkennen. Als wieder ein Fußbekleidungsaustausch hinter uns im Gange war, hatte ich Zeit den Mann zu fragen, ob er mich auf seinem Rückweg an den Häusern abholen würde, sollte es mir gelingen, zu entkommen. Er meinte, sie kämen ohnehin auf demselben Weg zurück und würden mich dann gerne mitnehmen.

Als wir dann endlich unseren Weg fortsetzten, war der Nebel so dicht geworden, daß ich bald nur je eine Gestalt vor mir und hinter mir sehen konnte. Dies bedeutete, daß wir uns wegen des vor uns liegenden Minenfeldes jetzt nur im Gänsemarsch vorwärts bewegten und unsere Wachen über die ihnen Anvertrauten jede Kontrolle verlieren mußten. Wenn diese auch versuchten, durch Schüsse und Geschrei uns einzuschüchtern, hätte jetzt jeder von uns die Gelegenheit gehabt, die Flucht zu ergreifen. Zu meiner Rechten konnte ich kleinere Maisfelder sehen, auf denen aber noch die Maisstängel standen, was ein Zeichen war, daß wir uns noch zwischen Bauernfeldern befanden. Ich wußte aber, daß zwischen diesen und der Zuckerfabrik ein Teil des gräflich Wimpfen'schen Besitzes lag. Es war zweifelhaft, ob ich in den großen

Feldern irgendeinen Schutz finden würde. Daher verlangsamte ich meine Schritte, bis der vor mir Gehende im Nebel verschwand. Dann lief ich vorwärts, bis ich den mir Folgenden nicht mehr sehen konnte, und verschwand dann in einem dieser Maisfelder. Da ich nicht auf eine Mine treten wollte, setzte ich mich bald zwischen die Maisstängel, bis ich sicher war, daß der Letzte unserer Kolonne vorbeigegangen war. Wenn ich geglaubt hatte, daß viele meinem Beispiel gefolgt wären, hatte ich mich offensichtlich getäuscht. Außer einigen Schüssen und Stimmen, die sich in der Ferne verloren, war ich anscheinend vollkommen alleine. Ich blieb noch einige Zeit wo ich war, weil ich immer noch mit Nachzüglern oder Wachen rechnete. Um mich im Nebel nicht zu verlieren und um etwaige Minen zu vermeiden, ging ich auf den Pfad zurück, den wir gekommen waren. Als ich wieder an dem Platz stand, von dem aus ich die Häuser noch gerade gesehen hatte, setzte ich mich auf ein etwas abseits liegendes Maisstrohbündel, um die Rückkehr der beiden Pfadfinder abzuwarten.

Unter solchen Verhältnissen läßt sich nicht sagen, wie lange ich dort wartete. Jedenfalls fing ich an zu frieren, was wahrscheinlich auch damit zusammenhing, daß ich den ganzen Tag nichts und an den vorhergegangenen kaum etwas gegessen hatte. Außerdem hatte sich ein leichter Wind erhoben, mit dem Nebelschwaden an mir vorbeizogen. Hinter mir begannen die Maisstängel zu rascheln, als ob sich da jemand bewegen würde. In der Annahme, daß ich dort mehr Schutz gegen die Kälte finden würde, entschloß ich mich, zum nächsten Haus zu gehen. Wie ich bald herausfand, war dies eines der vielen Häuser, die man in Ungarn so oft an den äußersten Rändern von Vorstädten findet. Sie haben etwas Ackerland in der Nähe, das von den älteren Familienmitgliedern betreut wird, während die Jungen ihren Lebensunterhalt in der Stadt verdienen. Beim Betreten des einen Wohnhauses merkte ich gleich, daß dort nicht viel Schutz vor der Kälte zu finden sein wird. Die Aschehaufen auf den Zementböden zeigten mir, wohin die Türen und Fensterrahmen verschwunden waren. Als ich dann noch den gegenüberliegenden Schuppen untersucht hatte, der ebenso wenig einladend aussah wie das Haus, blieb mir nur noch ein Stall übrig, der früher eine oder zwei Kühe beherbergt haben mochte. Wenigstens dessen Tür schien mir unbeschädigt zu sein. Als ich sie aufmachte, schlug mir eine Wärme entgegen, die mich veranlaßte, die Tür so leise

wie möglich wieder zu schließen. Bisher hatte mich kein Angstgefühl erfaßt, weder beim Halsschuß, der mir dazu ohnehin keine Zeit ließ, noch in anderen heiklen Situationen, die dieses Gefühl gerechtfertigt hätten. Aber jetzt wurde mir plötzlich sehr heiß und meine Knie wurden schwach. Da die Wärme in diesem verlassenen Hof nicht von Tieren stammen konnte, gab es nur die Möglichkeit, daß sich hinter der Tür Menschen befanden, die entweder betrunkene Wachen waren, die dort Schutz gesucht hatten, oder andere Soldaten, die wahrscheinlich Deserteure waren. Wer immer sich hinter der Tür befand, konnte für mich nur ein Feind sein, der meiner kurzen Freiheit ein schnelles Ende bereiten konnte. Als ich mich etwas gesammelt hatte und ich überzeugt war, daß die Tür sich jeden Augenblick öffnen könnte, begann ich mich nach einem Knüppel oder einer ähnlicher Waffe umzusehen. Dabei fielen meine Augen auf zwei Gestalten, die der Nebel und mein Gemütszustand zu Riesen vergrößerten, die auf mich zukamen. Als ich gerade den Versuch machte, um die Ecke des Stalles zu verschwinden, entpuppten sich die beiden Gestalten als meine Freunde, die gekommen waren, um mich abzuholen. Gleichzeitig wollten sie das Pferd im Stall füttern, welches eines unserer Wachen zurückgelassen hatte, da es unter ihm zusammengebrochen war. Dieser Vorfall war mir entgangen.

Bis zu deren Haus, welches nur aus einem etwas größeren Raum bestand, war es nicht weit. Dort angekommen, wurde mir ein Stuhl angeboten. Auf einem derartigen Möbelstück hatte ich seit Bayna nicht mehr gesessen. In einer Ecke stand ein kleiner Ofen, der gleichzeitig auch als Kochherd diente. In dem daraufstehenden Kochtopf hörte man etwas brodeln. In der anderen Ecke befand sich ein Bett, in dem ein kranker Verwandter der Frau lag. Dann waren da noch ein Stuhl und zwei längliche Kisten, die mit einem Tuch zugedeckt waren.

Der Mann war klein und schmächtig, mit einem schütteren strohgelben Bart. Er sah so aus, als ob er seit seiner Jugend nie genug zu essen gehabt hätte. Außer zerrissenen Schuhen trug er, soweit ich es sehen konnte, eine viel geflickte Hose und an der Tür hing ein langer Mantel, der in dieser Geschichte noch eine gewisse Rolle spielen wird.

Als ich mir gerade zu überlegen begann, wo ich die Nacht verbringen werde, öffnete der Mann eine Falltür, die zum Boden führte und zerrte

mit Hilfe der Frau ein liegestuhlartiges Gestell durch die Öffnung. Dann stellte er es in die Mitte des Zimmers und verlängerte das ganze noch mit Hilfe des zweiten Stuhls. Dann entnahm er einer der Kisten zwei Decken, von denen er eine zum Überdecken der provisorischen Schlafstätte und dessen Verlängerung benutzte. Die Frau forderte mich dann auf, meine Kleider abzulegen. Nur das gekürzte Hemd und die Unterhose behielt ich an.

Vorher hatte die Frau noch eine oder zwei Kartoffeln, die ihr Mann von draußen hereingebracht hatte, in den Kochtopf getan. Dann fügte sie noch eine Messerspitze mit etwas, was wie Fett aussah, hinzu. Als ich mich hingelegt hatte, wurde ich mit der zweiten Decke zugedeckt. Die Frau nahm mir noch meine Halsbandage ab. Dann verteilte sie die Kartoffelsuppe auf drei Teller, da der Kranke nichts essen wollte. Sie schnitt jedem ein Stück Brot ab, wusch den Kochtopf aus, füllte ihn wieder mit Wasser, legte meine Bandage hinein und stellte das Ganze wieder auf den Herd.

Obwohl dies meine erste Mahlzeit des Tages war, hatte ich keinen großen Hunger mehr. Die Suppe und das eine Stück Brot waren im Gegensatz zu normalen Zeiten jetzt vollkommen ausreichend. Nachdem ich mich dann auf meinem improvisierten Bett ausstreckte, und man mich mit der zweiten Decke zugedeckt hatte, schlief ich sofort ein.

Als ich irgendwann erwachte, saß die Frau an meinem Fußende und war mit meiner Tiroler Jacke beschäftigt. Als sie merkte, daß ich nicht mehr schlief, stand sie auf und zeigte mir die Nähte der Joppe, in denen sich die Läuse, die ich zum ersten Mal zu sehen bekam, zu verstecken schienen. Dabei sagte sie mir, daß sie mit diesen nichts machen kann, da sie ihr Bügeleisen ausgeliehen hätte (es war aber auch möglich, daß sie keines hatte). Da ihr Mann verschwunden war, erzählte sie mir, daß sie aus der Slowakei stammte, ihr Mann ein Taugenichts sei, der nur den Mädchen nachliefe (erstaunlich, nachdem man ihn gesehen hatte), und sie so gut wie am Verhungern wären. Daraufhin schlug ich vor, daß einer von ihnen am Morgen nach Bayna geht. Ich würde ihnen einen Brief an den Oberförster mitgeben. Der könnte ihnen sicherlich helfen.

Da mir die Leute, mit denen ich marschiert war, nur widersprüchliche Nachrichten über die Lage in Budapest geben konnten, bat ich die Frau, in der Frühe Erkundigungen darüber einzuholen, ob die Russen Budapest schon eingenommen hätten. Dann dachte ich noch mit Schadenfreude an meine Läuse, die in dieser Nacht ohne Mahlzeit bleiben werden und wenn es nach mir gehen sollte, am nächsten Morgen einen anderen Gastgeber haben sollten. Ich hatte nämlich die Absicht, die Joppe und die Tiroler Jacke gegen den Mantel meines Gastgebers einzutauschen. Mit diesem Gedanken drehte ich mich um und schlief sofort wieder ein.

Am Morgen erwachte ich mit einem ziemlichen Hunger. Er mußte sich mit zwei Scheiben Brot und etwas Marmelade sowie einer Tasse Tee begnügen. Anschließend brachte ich den Kleidertausch zur Sprache, der nach einigem Zögern dann auch angenommen wurde. Die Frau zeigte mir noch am Kragen der Tiroler Jacke, wo die Kugel durchgeschlagen war. Ich konnte mich glücklich schätzen, daß nicht ein Stückchen des Stoffes in die Wunde eingedrungen war. Daraufhin verließ mich das Ehepaar, um zunächst das Pferd zu füttern und dann nach Möglichkeit Erkundigungen über Budapest einzuholen. Da ich keinen Grund zum Aufstehen hatte, blieb ich liegen und dachte an den Kranken, der sich wieder zu essen geweigert hatte. Er lag im Bett mit dem Gesicht zur Wand gedreht. Ich fragte mich, was wohl mein Gastgeber machen wird, wenn dieser Kranke stirbt, was mir durchaus wahrscheinlich erschien. Die Erde war steinhart gefroren und der Mann sah mir nicht danach aus, als ob er genug Kräfte hätte, um unter diesen Umständen ein Grab zu schaufeln. Dann dachte ich an die erschreckende Armut meiner Wohltäter. Selbst verschuldet oder nicht, wahrscheinlich war sie immer mit ihnen und wird es wohl auch bleiben. Hier handelte es sich nicht um ein vorübergehendes Mißgeschick mit der Hoffnung, daß sich in ihrem Leben etwas zum Besseren ändern könnte. Da aber meines Erachtens nach ein Leben ohne Hoffnung kaum möglich ist, mußte es noch etwas Anderes geben, was ihnen die Kraft gab, einen zugrunde gerittenen Gaul zu füttern und ein Dasein zu führen, das weder Sinn noch Inhalt für sie haben kann.

Meine Gastgeber konnten an meinen Kleidern ersehen, daß ich bessere Tage gesehen hatte. Aber gleichzeitig wußten sie auch, daß ich jetzt nur ein Flüchtling mit sehr ungewissen Aussichten war. Dennoch teilten sie mit mir, was sie sehr wahrscheinlich schon am nächsten Tag bitter vermißt haben. Außerdem beherbergten sie jemanden, der, wenn er entdeckt worden wäre, ihnen wahrscheinlich erhebliche Unannehmlichkeiten bereitet hätte.

Als ob ich gerade mit diesem Gedanken etwas heraufbeschworen hätte, klopfte im selben Augenblick jemand an die Tür. Ohne eine Antwort abzuwarten, betraten zwei junge Burschen den Raum. Sie fragten nach dem Besitzer, den sie zu kennen schienen. Als sie sich dann noch an den Kranken gewendet hatten, von dem sie aber keine Antwort erhielten, schauten sie sich noch paar Mal im Zimmer um und sagten, daß sie später wiederkommen würden. Ohne sich zu verabschieden verließen sie das Haus. Da ich den beide Typen mißtraute, sah ich mich im Zimmer um, ob etwas herumlag, was ihren Verdacht hätte erregt haben können. Da weder die Tiroler Jacke, noch die Jagdjoppe zu sehen waren, nahm ich an, daß, mit der Ausnahme von mir selbst, die beiden nichts Auffallendes gesehen haben dürften.

Als ich aufgestanden war und mich über den Kranken beugte, um zu sehen, wie es ihm geht, äußerte er nur das eine Wort "Kommunisten", womit er nur das bestätigte, was ich mir schon gedacht hatte. Das bestärkte mich in meiner Absicht, noch am selbem Tag das Haus zu verlassen, ganz gleich in welche Richtung. Dann probierte ich den Mantel des Hausherrn an. Es war mir bewußt, daß dies unter normalen Umständen ein unverzeihlich schlechter Tausch gewesen wäre. Der Mantel reichte mir auch nur bis zu den Knien, die Ärmel endeten auf halbem Weg zwischen dem Ellenbogen und dem Handgelenk. Sollte der Mantel jemals ein Futter gehabt haben, so gehörte dies der Vergangenheit an. Beim Befühlen des Stoffes konnte ich nur hoffen, daß ich nicht viele Nächte in diesem Mantel verbringen müßte, da er eine solche Behandlung nicht lange aushalten würde. Dann war da noch ein Stückchen Fell, welches als Kragen gedacht war. Wenn man ihn hochklappte, reichte er nicht bis an die Ohren. Da sich von jetzt ab zwischen diesem Mantel und meiner Haut nur ein Hemd befinden würde, blieb mir nur die Hoffnung, daß ich bald ein Heim mit etwas

Wärme finde und die dazwischen liegenden Tage und Nächte nicht zu kalt sind.

Als der Hausherr am späten Nachmittag allein zurückkam, erzählte ich ihm über den Besuch und fügte gleich hinzu, daß ich die Absicht hätte, sein Haus noch am selben Tag zu verlassen, was er mit sichtbarer Erleichterung zur Kenntnis nahm. Als dann noch seine Frau mit der Nachricht erschien, daß Budapest in russischen Händen sei, hatte ich auch mein Ziel.

Was mich aber veranlaßte, erst in den Abendstunden aufzubrechen, läßt sich weder erklären noch entschuldigen. Auch wenn Budapest gefallen wäre, was sich aber als falsch herausstellte, hätte ich eine Polizeistunde für Zivilisten einkalkulieren müssen. Da ich mit einem 3- bis 4-stündigen Marsch rechnen mußte und um neun Uhr aufbrach, hätte ich erst gegen Mitternacht mein Ziel erreicht, also zu einer Stunde, in welcher man sogar in normalen Zeiten nur ungern Freunde empfängt.

Es war eine klare und stille Nacht, und mein Vorhaben wurde durch einen Vollmond beleuchtet. Als ich der Frau den versprochenen Brief an den Oberförster gab, griff sie in eine der Kisten, der sie einen langen wollenen Schal entnahm, den sie mir mit der kleineren Hälfte eines Brotes überreichte. Dann brachte mich der Hausherr zu einer Kreuzung, an der ich, wäre ich alleine gewesen, möglicherweise die falsche Richtung einschlagen hätte. Er zeigte aber auf eine hohe Eisenbahnböschung, der ich auf der anderen Seite folgen sollte, die mich dann nach Budapest führen würde. Nachdem ich mit einiger Mühe die recht steile Wand erklommen hatte, spürte ich, daß mit meinem Genick etwas nicht in Ordnung war. Jedes Mal wenn ich den Kopf beugte, verspürte ich Lähmungserscheinungen in den Armen und Beinen. Später in London erklärte mir ein Chirurg, der mir einen kleinen Splitter der Kugel entfernte, daß die Lähmungen mit der Verhärtung im Schußkanal zusammenhängen. Die Verhärtung drückt bei jeder Bewegung des Kopfes auf Nerven, die die Bewegungen von den Beinen und Armen steuern Sie würde jedoch mit der Zeit vom Körper absorbiert. Man könne in solchen Fällen meistens damit rechnen, meinte der Arzt, daß diese Erscheinungen von selbst auf-

hören. Bei mir führte es aber zu einer fast vollständigen und dauerhaften Lähmung des rechten Armes. Ihr folgte dann noch eine bleibende Teillähmung des linken Fußes.

Als ich auf der Bahnböschung stand, konnte ich dies alles natürlich noch nicht wissen. Ich überlegte mir nur, wie sehr mich diese Belästigung in meinem Vorhaben behindern könnte. Noch auf den Eisenbahnschienen stehend, sah ich einen roten Widerschein am Himmel, unter dem nur Budapest liegen konnte. Das gab mir die Richtung, der ich zu folgen hatte. Nachdem ich auf der anderen Seite der Böschung heruntergerutscht war, stand ich auf einem wohl recht viel benutzten Fußweg.

Ich war noch nicht sehr weit gegangen, als ich vor mir russische Stimmen hörte. In so einer Nacht wie damals konnte man sie bereits von einer beträchtlichen Entfernung aus wahrnehmen. Daraufhin bog ich in der Absicht, die offensichtlich vor mir befindlichen Russen zu umgehen, im rechten Winkel ab. Als ich meinte, weit genug gegangen zu sein und in Begriffe war, meine Richtung wieder zu ändern, rief jemand vor mir, den ich aber nicht sehen konnte: „STOI" (Halt) zu, dem gleich "RUKI WERCH" (Hände hoch) folgte. Der Aufforderung kam ich recht schnell nach, was vielleicht zu voreilig war. Nachdem die Stimme, dessen Inhaber weiterhin unsichtbar blieb, noch etwas rief, was ich aber nicht verstand, öffnete sich die Tür eines Hauses, das ich gleichfalls nicht bemerkt hatte. Im beleuchteten Türrahmen stand eine Gestalt, die eine Maschinenpistole in der Hand hielt und langsam auf mich zukam. Es war ein Soldat, der um mich herumging und mir durch einen Stoß in den Rücken zu verstehen gab, mich in die Richtung der erleuchteten Tür in Bewegung zu setzen. Als ich sie fast erreicht hatte, erhielt ich einen weiteren Stoß. Diesmal aber von einer Gestalt vor mir, die ein sehr langes Hemd mit einer Kapuze anhatte. Darauf betastete der hinter mir Stehende meine Kleider, wahrscheinlich auf der Suche nach einer Waffe. Dem folgte dann ein weiterer Stoß, der mich in ein Zimmer beförderte, das offensichtlich die Wachstube war, denn dort saßen Soldaten, von denen einige ihre weißen Tarnüberzüge anhatten. Der Soldat, der mich durchsucht hatte, verschwand in einem anliegenden Zimmer, aus dem beträchtliches Stimmengewirr zu hören war. Nach einiger Zeit erschien ein Offizier, der meine Taschen

nochmals durchsuchen ließ. Einer der Soldaten wollte mich des Wollschals berauben. Auf ein Wort des russischen Offiziers mußte er ihn mir wieder zurückgeben. Als mich der Offizier dann auf Russisch ansprach, ignorierte ich es, woraufhin er mich höhnisch ansah und mit den Worten "nemezki officir" (deutscher Offizier) im Nebenzimmer verschwand.

Da in der Wachstube einige Stühle frei waren, setzte ich mich hin und begann mein Brot zu essen. Einer der Soldaten zeigte ein gewisses Interesse für meine Hände, die ich auf den Tisch legen mußte, wo sie von allen Seiten genau betrachtet wurden. Nachdem der Soldat wohl auch zu der Erkenntnis gekommen war, daß ich ein deutscher Offizier sei, wurde ich bis zum Morgen auf meinem Stuhl in Ruhe gelassen.

Wahrscheinlich hatte ich durch meine prompte Reaktion auf das HALT und HÄNDE HOCH den Verdacht erweckt, russisch zu verstehen. Daher hielt ich es für besser, der starken Versuchung, meine Arme auf den Tisch zu legen, um meinem Kopf eine Stütze zu geben, zu widerstehen. Ich befürchtete dann einzuschlafen und mich zu verraten, wenn jemand mich plötzlich wieder auf Russisch ansprechen würde. Außerdem mußte ich mir überlegen, womit ich meine Anwesenheit in der Wachstube erklären konnte, ohne zu weit von der Wahrheit abzuweichen. Da ich in meinen Jugendjahren bittere Erfahrungen beim Lügen gemacht hatte, hielt ich es für sicherer, so nahe wie nur möglich bei der Wahrheit zu bleiben.

In meinem Fall glaubte ich, ohne oder fast ohne von der Wahrheit abzuweichen, beim Verhör, welches ja kommen mußte, aussagen zu können. Ich mußte ganz einfach sagen, daß ich im Nebel vor zwei Tagen (von dem jeder in der Gegend wissen mußte), von meinen Kameraden abgekommen sei, die von einigen russischen Soldaten vor den Deutschen in Sicherheit gebracht werden sollten. Jetzt befände ich mich auf der Suche nach ihnen.

Als es zu dämmern begann, wurde mir sogar erlaubt, mich zu waschen so gut dies ohne Seife und Handtuch möglich war. Dabei fiel mir auf, daß die Russen, die auch nichts hatten, womit sie sich abtrocknen konnten, naß wie sie waren ihre Kleider wieder anzogen. Dann gab es

einen Tee, aber nichts zu essen, was mich zwang, das letzte Stückchen Brot, welches ich noch hatte, zu verzehren.

Erst um die Mittagsstunde wurde ich in das Nebenzimmer gerufen. Dort saßen zwei Offiziere mit einem, der so aussah wie ein älterer ungarischer Bauer, an einem Tisch. Letzterer sprach mich gleich in schlechtem Ungarisch an, als ob er seine Instruktionen schon erhalten hätte. Nachdem ich ihm meine Geschichte erzählt hatte und er sie den beiden Russen weitergegeben hatte, fragte er mich, wieso ein Mensch so dumm sein kann, in Zeiten wie diese, in der Nacht herumzuirren. Ich gab ihm die entsprechende Antwort und blieb dabei bewußt in der ungarischen Sprache. Es lag mir daran, jeden Verdacht bei den Offizieren zu zerstreuen, daß ich deutscher Offizier sei. Darum fragte ich den Bauer, wo er russisch zu sprechen gelernt hätte. Daraufhin erzählte er mir, er sei im Ersten Weltkrieg in russische Gefangenschaft geraten, hätte eine Russin geheiratet und wäre erst nach mehreren Jahren mit seiner Frau nach Ungarn zurückgekehrt.

Als man mich in die Wachstube zurückschickte, erhielt ich einen Topf mit der mir schon bekannten Fleischsuppe. Bald danach wurde ich mit einer Wache auf einen Jeep gesetzt, der auf die Hauptstraße fuhr und dieser so lange folgte, bis wir zu einer von Russen bewachten Gruppe von Zivilisten kamen. Der wurde ich gegen Quittung übergeben. Ich war also wieder dort angelangt, wo ich mich vor zwei Tagen befunden hatte. Das Ziel war auch dasselbe - die Zuckerfabrik. Da wir sie am selben Tag nicht mehr erreichen konnten, verbrachten wir die Nacht in einem leeren Schafstall, der zum gräflich Wimpfen'schen Besitz gehörte. Es wurde für mich in meiner Kleidung eine sehr kalte Nacht.

Als wir in der Frühe aufbrachen, schlossen wir uns einer Menschenschlange an, die meiner Schätzung nach einen Kilometer oder noch länger war. Wir waren schon in Sicht der Zuckerfabrik, als ich plötzlich ein Flugzeug hörte, welches direkt auf uns zukam und sofort das Feuer auf unsere lange Kolonne eröffnete. Alles ging in die Gräben zu beiden Seiten der Straße in Deckung. Als wir uns wieder auf der Straße versammelten, konnten wir sehen, daß es einige von uns erwischt hatte. Das schien unsere Wächter sehr ärgerlich zu machen. Bei dem Anblick mußte ich an eine Geschichte denken, die man mir in meiner Jugend

erzählt hatte. Sie betraf politische Gefangene, die von den Russen nach Sibirien verschickt wurden und den Weg bis dahin zu Fuß zurücklegen mußten. Wenn einer dieser Unglücklichen starb oder entkommen konnte, wurde irgendeine Person aufgegriffen, da am Endziel die Anzahl der abgelieferten Gefangenen stimmen mußte.

Da buchstäblich Tausende vor uns auf etwas zu warten schienen, kamen wir von da ab nur langsam und nur mit vielen Stopps vorwärts. Als wir wieder einmal stehen bleiben mußten, befand ich mich gerade vor dem Eingang einer Gastwirtschaft. Da keiner unserer Wächter zu sehen war, ging ich in die Schenke, wo ich außer einigen Russen nur den Gastwirt antraf und ihn um ein Glas Wasser bat. Als er es mir brachte, erzählte ich ihm meine Erlebnisse. Ich fügte noch hinzu, daß ich jetzt neugierig geworden sei, was mich hinter der hohen Mauer der Zuckerfabrik erwarten würde. Zu diesem Eingeständnis meinte der Gastwirt, ein Blick hinter die Mauer sei der sicherste Weg zu den Kolchosen in der Ukraine oder in die Bergwerke des Urals. Wenn ich aber diese Absicht nicht hätte, so könne er mir nur raten, den Weg, welchen ich gekommen war, langsam und lahmend zurückzugehen. Ich dürfe dabei nicht von der Hauptstraße abweichen und nie die Nacht auf der Straße verbringen. Für den Fall, daß russische Soldaten mich anhalten, sollte ich ihnen andeuten, daß man mich wegen meiner Fußverletzung zurückgeschickt hätte.

Wenn ich heute noch jemandem etwas schuldig bin, so ist es in erster Linie diesem Gastwirt, den ich leider nicht wiedergesehen habe. Aller Wahrscheinlichkeit nach besteht auch kaum die Chance, daß ich ihn jemals wiedersehen werde. Dann schlug er mir noch vor, etwas zu warten, bis meine Kolonne mit den Wächtern, denen ich mit meiner Körperlänge aufgefallen sein muß, ein gutes Stück weitergezogen ist. Meinem Retter konnte ich bedauerlicherweise nicht mehr als die Hand drücken. Dann wagte ich mich lahmend auf die Straße, um meinen Rückweg anzutreten. Die ganze Zeit war ich darauf gefaßt, jeden Augenblick ein STOI zu hören. Als sich nichts dergleichen ereignete, beschleunigte ich meine Schritte, die mich bald zum Ende der wartenden Menschenschlange brachten. Als sie hinter mir außer Sicht war, brach ich von einer an der Straße wachsenden Akazie einen Stab,

entfernte mit einigen gefrorenen Erdklumpen die Dornen, und hatte somit ein weiteres Symbol meiner Lahmheit.

Auf meinem weiteren Weg traf ich noch viele kleinere und größere Gruppen, die alle wissen wollten, was ihnen bevorstand. Einer ihrer Wachen gab mir zu verstehen, daß er mich mit sich nehmen würde, wenn ich mich noch weiter mit seinen Schutzempfohlenen unterhalten würde. Daraufhin band ich mir den Wollschal um den Mund, was allen weiteren Fragen ein Ende bereitete.

Auf diese Weise schaffte ich es bis zum Abend bei meinen Wohltätern einzutreffen, die ich auf so unvorsichtige Weise drei Nächte vorher auf meinem Weg nach Budapest verlassen hatte. An der Begrüßung merkte ich gleich, daß in der Zwischenzeit etwas Unangenehmes vorgefallen war, was mit mir im Zusammenhang stand. Nachdem ich die Tür hinter mir geschlossen hatte, fragte mich die Frau, ob ich jemandem begegnet wäre, der mein Betreten ihres Hauses hätte beobachten können. Sie riet mir, sobald als möglich mich wieder auf den Weg zu machen. Der Grund hierzu war, daß man mich nicht nur von der kommunistischen Partei, sondern auch vom russischen Sicherheitsdienst suchte. Da ich aber physisch nicht mehr imstande war weiterzugehen, bat ich darum, mich nur für eine Nacht zu beherbergen, um dann am nächsten Morgen in aller Frühe zu verschwinden. Daraufhin verließ der Mann das Haus, um soweit möglich festzustellen, ob man meine Ankunft beobachtet hätte. Als ich mit der Frau allein war, meinte sie, ich sollte die Nacht beim kranken Pferd verbringen, wohin sie mir etwas zum Essen bringen würde. Dies könne sie nur, weil sie beide für das Aufräumen des Minenfeldes von den Russen etwas zu Essen bekämen. Da ich in meinem Zustand befürchtete, den Stall nicht zu finden, begleitete mich der Mann. Er war der Überzeugung, daß das Pferd bis zum Morgen sicherlich noch am Leben sein würde und ich daher mit einer warmen Nacht rechnen könnte. Nach einiger Zeit erschien denn auch das Ehepaar, die mir außer der schon bekannten Fleischsuppe und einem Stück Brot auch noch eine Decke mitbrachten. Die Frau versprach mir, bevor sie am Morgen zur Arbeit gehen würde, mir noch einen Tee zu bringen. Nachdem ich gegessen hatte, rollte ich mich in die Decke und legte mich neben das Pferd, in der Hoffnung, daß es sich während der Nacht

nicht auf mich wälzen würde. Obwohl ich nur von einer Seite gewärmt wurde, schlief ich doch sehr bald ein. Im Morgengrauen wachte ich wegen der Kälte auf. Das Pferd war in der Nacht gestorben.

Als ich durch das Schlagen meiner Arme um die Brust meine Blutzirkulation wieder herzustellen versuchte, merkte ich, daß mein rechter Arm nicht so recht mitmachen wollte. Da ich nicht wußte, ob dies nur eine vorübergehende Erscheinung war oder ob es sich vielleicht sogar verschlechtern würde, faßte ich den Entschluß, das nächste Metternich'sche Gut aufzusuchen. Ich hoffte, es in meinem Zustand in zwei Tagen zu erreichen.

Als die Frau mir den versprochenen Tee brachte, dem sie ein Stück Brot hinzugefügt hatte, zeigte ich auf das tote Pferd. Sie bemerkte nur, daß auch ihr Neffe in der Nacht gestorben sei, aber sie trotzdem zur Arbeit gehen müssen, da sie sonst am Abend nichts zu Essen haben würden. Gerne hätte ich ihr wegen ihres toten Neffen geholfen. Das war mir wegen meines geschwächten Gesundheitszustandes aber nicht möglich. Außerdem durfte ich mich nicht in der Nähe ihres Hauses sehen lassen.

Nach einigen Tagen haben sich die beiden auf den Weg nach Bayna gemacht. Da das Dorf und das Schloß in der Frontlinie lagen und es auch blieben, bis der letzte Widerstand der Deutschen in Buda zu einem Ende gekommen war, mußten sie unverrichteter Dinge zurückkehren. Später ergab sich mir aber die Möglichkeit, einem meiner Wohltäter, wenn auch in kleiner Münze, das zurückzuzahlen, was sie für mich getan hatten.

Trotz aller Widrigkeiten war mir wenigstens das Wetter wohlgesonnen geblieben. Es war gerade das Ende der Zeit der Hasenjagden. Da gab es oft eisige Winde, die diese Unternehmungen zu einem fragwürdigen Vergnügen machten. Und es war gerade dieser Wind, den ich wegen meiner Bekleidung am meisten zu fürchten hatte.

Nachdem ich das tote Pferd verlassen hatte, ging ich genau denselben Weg zurück den wir gekommen waren. Dann kreuzte ich die Budapest–Plattensee-Hauptstraße an derselben Stelle, an der es einige unangenehme Augenblicke gegeben hatte, als mich ein russischer

Soldat anhielt und ich ihm durch Zeichensprache zu verstehen gab, daß man mich von der Zuckerfabrik wegen meines schlechten Fußes zurückgeschickt hatte.

Als ich dann zum Dorf kam, in dem sich unsere Wächter betrunken hatten und anfingen, mit ihren Schützlingen die Schuhe auszutauschen, bog ich in eine der Straßen, die zu den Weinbergen hinaufführten. Ich hielt vor einem Haus in dem anscheinend keine Russen waren. Als ich dann eine ältere Frau im Garten erblickte, fragte ich sie, ob sie mir für eine Nacht ein Obdach geben würde. Nachdem sie sich diese Frage überlegt hatte, schaute sie mich an und fragte, ob ich vor paar Tagen mit einer Gruppe Zivilisten durchs Dorf gekommen sei. Ich war ihr möglicherweise durch meine Länge aufgefallen. Ich wußte nicht, welche Antwort in diesem Falle die richtige sein würde. Als die Frau mein Zögern sah, sagte sie, ihr Mann und ihr Schwiegersohn hätten sich damals meiner Gruppe angeschlossen. Ihr und ihrer Tochter seien aber später Zweifel gekommen, ob es nicht besser gewesen wäre, die beiden zu verstecken. Jetzt gab es für mich nur eine Antwort, und zwar, daß ich wegen meines Fußes zurückgeblieben war und jetzt auf dem Heimweg sei. Daraufhin wurde ich eingeladen, bei ihnen zu übernachten. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Als sie mir mein Zimmer gezeigt hatte, indem ein einladendes Bett stand, zog ich mich aus und legte mich sogleich unter das Federbett. Als es schon dunkel geworden war, wurde ich durch die Tür gefragt, ob es mir lieber wäre, das Abendbrot im Bett einzunehmen, oder mit ihnen in der Küche zu essen. Als ich mich für Ersteres entschieden hatte, erschien bald darauf die alte Bäuerin mit einem richtigen ungarischen Essen, reichlich mit Paprika gewürzt. Als ich sie wegen der Ruhe im Dorf fragte, meinte sie, daß die ersten Tage der russischen Besatzung sehr unangenehm gewesen seien. Seit zwei Tagen hätten andere Truppen das Dorf übernommen, deren Kommandant mit seinen Soldaten sehr streng zu sein scheint.

Ich bin wieder in Bayna

Nachdem ich noch eine weitere Nacht bei diesen lieben Leuten verbracht hatte, wobei ich sie immer über das Schicksal ihrer Männer zu beruhigen versuchte, machte ich mich mit gestärkten Kräften auf, um die letzte Strecke bis zu dem mir selbst gesteckten Ziel hinter mich zu bringen. Was mich aber dann beim Eintreffen dort erwartete, schien wenig Gutes zu versprechen. Der Wirtschaftshof war mit Soldaten so überfüllt, daß ich nur mit Schwierigkeiten die Verwalterwohnung erreichte, wo mir eine Wache den Zutritt verweigerte. Als ich Aufsehen zu erregen begann, was meine allerletzte Absicht war, und mir zu überlegen begann, dorthin zurückzukehren, von wo ich gekommen war, erschien hinter der Wache der Verwalter. Er gab den Soldaten zu verstehen, daß ich ein alter Bekannter sei. Daraufhin wurde mir erlaubt einzutreten.

Als ich das eine Zimmer betrat, das die Russen dem Verwalter überlassen hatten, traf ich dort seine Schwiegereltern. Den Rest des Hauses hatte er dem Stab einer schweren Artillerie-Abteilung übergeben müssen. Die Geschütze, ich glaube es waren vier, mit ihren Raupenschleppern waren vom Fenster aus zu sehen. Das Zimmer war nicht sehr groß. In eine Ecke kam eine Matratze für mich, auf der ich bis zum endgültigen Fall von Buda meine Nächte verbrachte. Wenn ich auch ein zusätzlicher Mund war, der gefüttert werden mußte, glaube ich dennoch, daß ich mich sehr bald etwas nützlich machen konnte. Ich gewann nämlich einen gewissen Einfluß auf den Schwiegervater, der von Zeit zu Zeit sehr schwierig werden konnte. Das war besonders dann, wenn ein Russe ohne böse Absichten das Zimmer betrat. Der wurde sofort von ihm beschimpft. Außerdem hatte der Verwalter jetzt in mir eine Hilfe beim Sägen von Brennholz, von dem der Stab unglaubliche Mengen verbrauchte. Von dieser Arbeit hing auch unsere Beköstigung ab, da der Verwalter selbst so gut wie keine eigenen Lebensmittel hatte. Ich selbst wurde fast die Ursache für die Verstopfung dieser Quelle für unseren Lebensunterhalt. Ich bemerkte, daß auf der neben unserem Haus stehenden Feldküche ganz deutlich der Name Krupp zu lesen war. Um dem Koch, der ein recht mürrischer Geselle war, zu schmeicheln, versuchte ich ihm zu dieser Eroberung zu gratulieren. Das wurde aber von ihm mißverstanden. „Ruski, ruski“

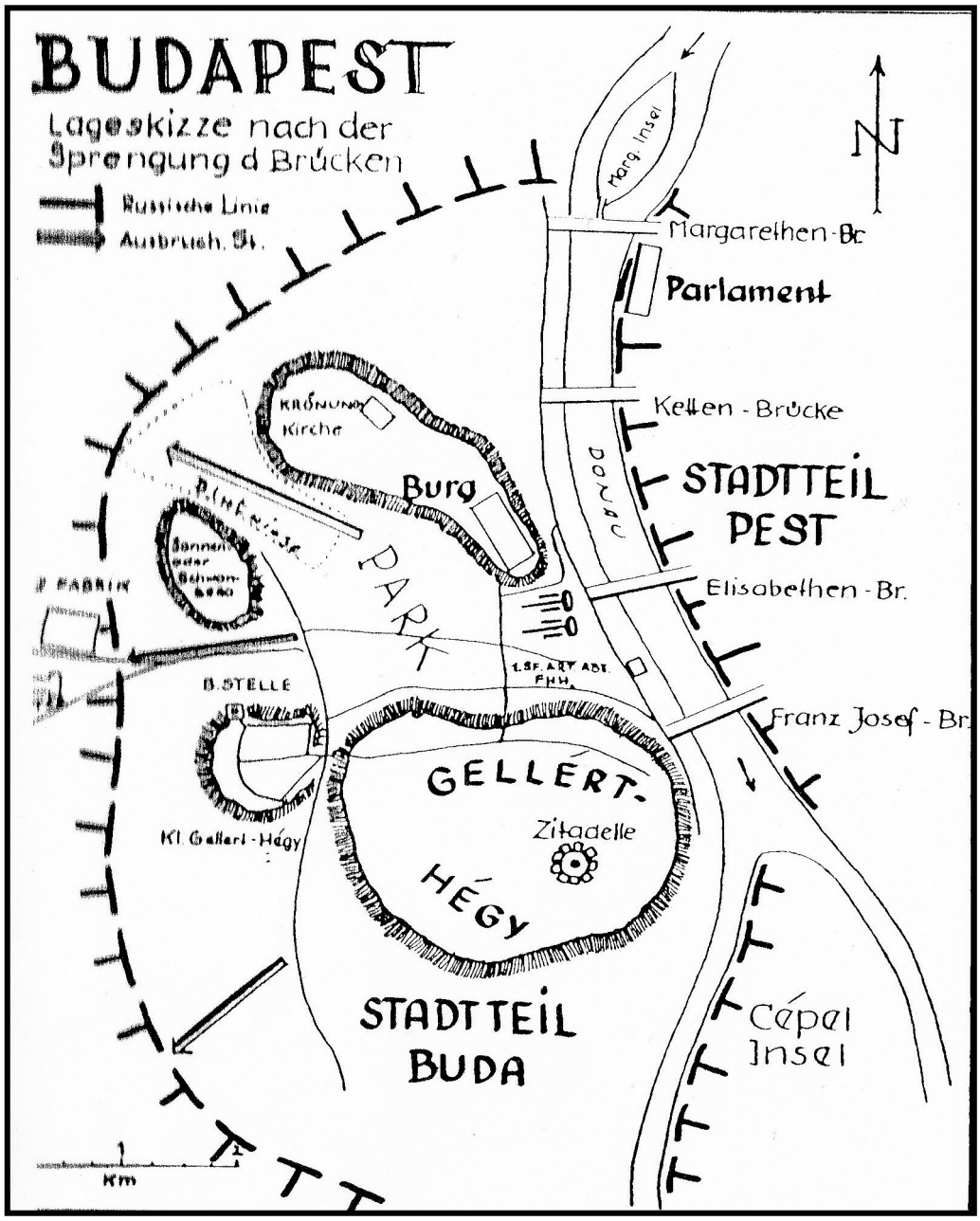
brüllend (er meinte damit, daß diese Feldküche ein russisches Produkt sei), ergriff er ein Holzstück mit dem er auf meinen Kopf zielte. Als er diesen verfehlte und nach einem neuen Holzscheit griff, wurde er von seinen Kameraden am zweiten Wurf gehindert. Die hatten glücklicherweise meine Zeichensprache vollkommen richtig verstanden. Das Ergebnis dieses Mißverständnisses war aber eine gekürzte Ration für die nächsten Tage.

Der Verwalter und ich waren auch für die Beheizung der Räume die vom Stab benutzt wurden verantwortlich. Da ein Teil der Offiziere Nachtdienst hatte, bedeutete dies, daß abwechselnd einer von uns die Öfen auch bei Nacht bedienen mußte. Die vier schweren Geschütze der Batterie wurden jeden Tag nur einmal abgefeuert. Die Offiziere hatten daher sehr viel freie Zeit, die sie im wesentlichen mit Wodkatrinken verbrachten. Ein Teil von ihnen war immer betrunken.

Im ehemaligen Eßzimmer stand ein sehr langer, zusammenlegbarer Tisch, auf dem einige Wodkaflaschen mit Gläsern standen, dem immer fleißig zugesprochen wurde. In der Ecke befand sich ein Tisch mit einem Telefon, an dem Tag und Nacht einer der Offiziere mit Kopfhörern saß. Alle paar Tage erhielt er den Befehl, die Wodkaflaschen und die Gläser vom Tisch abzuräumen. Dann wurden Karten und Diagramme darauf ausgelegt, an denen oft stundenlang gearbeitet wurde. Es handelte sich wahrscheinlich um Planungen für Zieländerungen. An diesen Besprechungen nahmen auch die teil, die noch vor wenigen Minuten so betrunken gewesen waren, daß sie kaum stehen konnten.

Als wir uns noch kaum an die neue Situation gewöhnt hatten, änderte sich in nur wenigen Stunden unsere Lage vollkommen. Es begann damit, daß die Schlepper mit ihren schweren Geschützen verschwanden und ihre bisherigen Stellungen durch leichte Feldartillerie besetzt wurden. Den schweren Geschützen folgte dann auch der Stab mit seiner Mannschaft und den Feldküchen. Bald darauf erschienen Kosaken, die ich leicht an ihren roten "Lampassen" (breite Bandstreifen an der Hose) als Donkosaken erkannte. Sie stellten ein Telefon auf die Balustrade der vor dem Haus befindlichen Veranda. Von dem aus wurden dann Telefondrähte in alle Richtungen verlegt.

Als wir dann in der Ferne ein immer näher kommendes Maschinengewehrfeuer hörten, das bald mit den Feldkanonen beantwortet wurde, wußten wir, daß ein deutscher Angriff im Gange war. Was wir allerdings nicht wissen konnten, war, daß die in Buda eingeschlossenen Deutschen einen Ausbruchversuch gemacht hatten und hier ein Entlastungsangriff, der von außen eine Bresche freikämpfen sollte, verhindert wurde.



Karte 5

Ein sehr pockennarbiger Kosakengeneral mit seinem Stab war inzwischen auch noch eingetroffen, der mit Hilfe des Telefons die Kampfhandlungen zu leiten schien. Seiner brüllenden Stimme konnte man entnehmen, daß die Lage kritisch war. Dabei schleuderte er sogar einmal seine Pelzmütze auf den Boden. Nach ungefähr zwei Stunden begann das Feuern der Feldgeschütze abzunehmen, auch war kein Maschinengewehrfeuer mehr zu hören. Daraus konnten wir schließen, daß die Russen den Angriff zurückgeschlagen hatten. Der Kosakengeneral und sein Stab waren bereits vorher abgefahren. Als dann noch die Telefondrähte aufgerollt worden waren und mit dem Apparat in einem Jeep verschwanden, waren wir endlich alleine. Dann begannen die unangenehmsten Tage, die ich dort verbracht habe.

(Ein Zitat zum Ausbruchversuch aus „Im Todessturm von Budapest 1945“ von Werner Jester: „Draußen in der Dunkelheit des 11. Februar 1945 fauchte gierig das feuer- und todspeiende Kriegsungeheuer. Meter um Meter kroch es voran, immer die Pranken zum Schlagen bereit. Irgendwo lag einer im blitzenden Gefecht. Er beobachtete den sinnlosen Ausbruch, der viel zu spät versucht wurde. Nein! Dachte er, mitrennen bedeutet sicheren Tod! Und in der Burg? Du wirst [als Arzt] dort doch gebraucht! Hämmerte es in seinem Hirn, es gibt nichts anderes für dich: zurück!“ - Soweit das Zitat. Mehr über die Tausende verwundeter deutscher Soldaten in den Katakomben unter der Burg von Budapest siehe Anlage 6; K.L.)

Der Gutshof von Bayna lag an keiner Hauptstraße. Aber dennoch kamen und gingen ständig Soldaten, die alle etwas haben wollten. Da wir keine feste Besatzung mehr hatten, konnten diese in der Hauptsache zu Nachschubeinheiten gehörenden Soldaten so ziemlich tun und lassen, was sie wollten. Am unangenehmsten unter ihnen waren die Fahrer der Panjewagen. Meistens waren es Jugendliche, oft nicht viel größer als ihre Gewehre.

Eine weitere Unannehmlichkeit war, daß sich unter den Arbeitern viele junge Kommunisten befanden. Sie kannten mich und wußten auch, daß ich der Vorgesetzte des Verwalters bin. Zwischen der Herrschaft Metternich und den Arbeitern bestand juristisch noch immer ein Arbeitsverhältnis, das sie zu gewissen Forderungen berechtigte. Nur die Herrschaft konnte diese jetzt nicht mehr erfüllen. Allen Arbeitern

war dies auch bewußt. Ausschließlich die unter ihnen befindlichen Kommunisten nutzten die Lage aus und kamen täglich mit ihren diesbezüglichen Klagen zu mir.

Mein Weg nach Budapest

Da sich die Kommunisten damals schon zu organisieren begannen und nur zu gerne Hilfspolizei für die Russen spielten, fing ich an, mir zu überlegen, ob die Zeit nicht gekommen sei, einen Ortswechsel vorzunehmen. Budapest, mein eigentliches Ziel, war jetzt endgültig in russischen Händen (*seit dem 13. Februar 1945, K.L.*). Es bestand also kein Grund mehr, dem Verwalter weiterhin als ein zusätzlicher Esser zur Last zu fallen.

Da sich die Lähmung meines rechten Armes jetzt auch auf meinen linken Fuß zu erstrecken begann, wäre es für mich schwierig gewesen, Budapest zu Fuß zu erreichen. Daher war mir die Nachricht, daß die Züge bald wieder ihren Dienst aufnehmen würden, sehr willkommen. Dies bedeutete für mich, daß ich nur bis zum angrenzenden Metternich'schen Gut gehen müßte. Das war nämlich gleichzeitig auch eine Station der Bahnverbindung Budapest - Wien.

Als ich in den Morgenstunden zur Station kam, hatte ich das Glück, den ersten abgehenden Zug noch zu erreichen, der in paar Stunden abfahren sollte. Ich hatte sogar, wie sich bald herausstellte, doppeltes Glück, denn es war nicht nur der erste Zug, sondern zugleich auch für lange Zeit der letzte Zug, der mit Zivilisten nach Budapest fuhr. Dieser Zug schaffte es nicht ganz bis zur Endstation. Aber er brachte uns doch bis zu einer der Vorstädte. Von dort rechnete ich mit einem zweistündigen Fußmarsch bis zum Burgberg. Die Kriegsschäden an der Station, an der wir den Zug zu verlassen hatten, waren erheblich. Je weiter ich marschierte, umso stärker entwickelte sich bei mir ein Gefühl, das ein Schiffskapitän wahrscheinlich hat, wenn er sich dem Zentrum eines Tornados nähert.

Die Stadt Budapest wird durch die Donau in zwei Teile getrennt. Am linken Ufer liegt die Altstadt Buda. Der Burgberg befindet sich nur eine

Straße weiter oberhalb vom Donauufer. An manchen Stellen ist er so steil, daß man das Parterre eines mehrstöckigen Hauses betreten kann, um es dann im obersten Stockwerk auf der darüberliegenden Straße wieder zu verlassen. Der Hang gegenüber, der stellenweise ebenso steil ist, beginnt zu einem Teil an der Blutwiese "Vermezo". Wie der Name schon sagt, war es in früheren Zeiten der Exekutionsplatz für Verbrecher und sonstige, der jeweiligen Regierung feindliche Elemente.

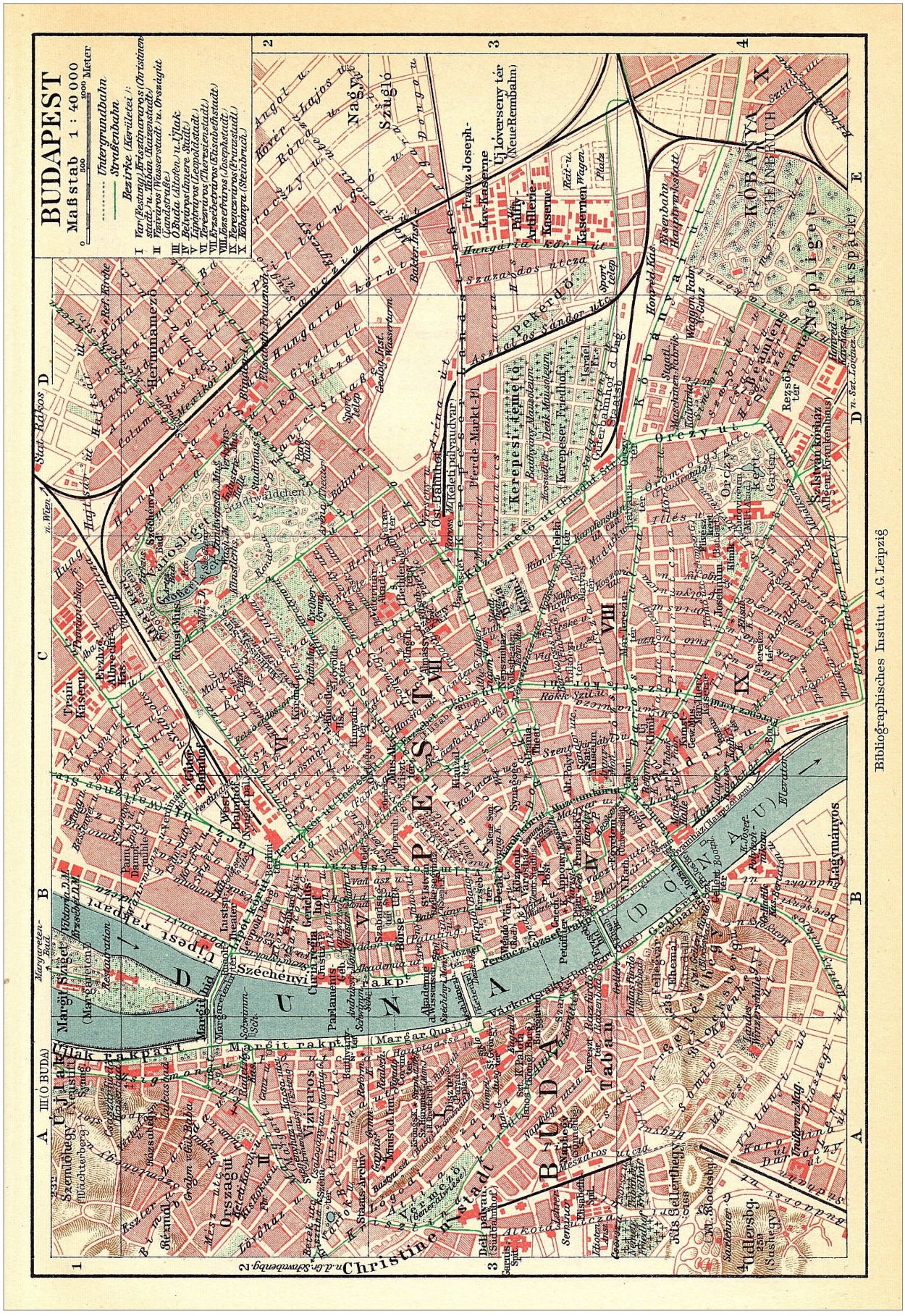
An einem Ende dieses oval geformten Berges stand das königliche Schloß. Als Gegenstück dazu befanden sich am anderen Ende die Staatsarchive mit dem Wiener Tor "Becsi Kapu“. Dazwischen, etwas näher zum Schloß, standen die Kasernen der Schloßwache. Die dann noch verbleibende Lücke wurde durch das Ministerpäsidium geschlossen. Von da ab begannen auf beiden Seiten die Palais, die dem ungarischen Adel gehörten. Diese endeten an der sogenannten Fischerbastei, von der man nicht nur einen Blick auf die Donau mit ihren fünf Brücken hatte, sondern auch weit über die Pester Seite schauen konnte. Nicht weit davon befanden sich die Matthiaskirche und die ehemalige britische Gesandtschaft. Dieser gegenüber war das Finanzministerium, das nur schlecht in die Umgebung paßte. Es lag zwischen zwei Gassen, die auf beiden Seiten mit Häusern bebaut waren, die zum größten Teil der ungarischen Aristokratie gehörten. Sie führten auf den Platz vor den Staatsarchiven. Auf der anderen Seite, die zur Blutwiese herunter schaute, zog sich eine Promenade entlang, von der man die Budaer Berge sehen konnte. In einem weiten Bogen umgaben sie den Burgberg, an dessen einem Ende die im letzten Jahrhundert gebaute Festung lag.

Die am meisten benutzte Auffahrt zum Burgberg begann am Brückenkopf der Kettenbrücke. Es ist die älteste Brücke dieser Art in Europa. Mark Twain soll von ihr gesagt haben, dies sei die verrückteste Brücke, die er jemals gesehen habe, da sie gegen einen Berg endete, durch den ein langer Tunnel gebohrt werden mußte, der auf der anderen Seite nicht weit von der Blutwiese seinen Ausgang hat. Bevor man aber, von der Brücke kommend, die Tunnelöffnung erreicht, biegt eine Straße nach rechts ab, die in einer scharfen und recht steilen Kurve zum Burgberg hinaufführt. Die zweite Auffahrt zur Burg begann an der Blutwiese, die kurvenreich oben so ziemlich gegenüber der von der

Kettenbrücke kommenden Straße einmündet. Diese hat sehr hohe, leicht nach innen geneigte und aus Ziegeln gebaute Stützmauern. Die dritte Auffahrt und nicht so steil, begann am Heumarkt (Szenate) und endete am Wiener Tor. Wer ein gutes Herz und gute Lungen hat, kann auch die verschiedenen Steinstufen benutzen, die zum Burgberg hinaufführen.

Ich nahm meinen Weg zum Burgberg von der Blutwiese aus. Dort konnte ich zunächst nicht glauben, was ich erblickte. Beim Näherkommen sah ich, daß deutsche Gleitflugzeuge die ganze Wiese bedeckten. Viele von ihnen lagen auf schon früher gelandeten Flugzeugen. Dies war die einzige Fläche in der Umgebung des Burgberges, auf der diese Art Flugzeuge landen konnten. Das bedeutete also, daß die Deutschen nicht nur 2 ½ Monate den Burgberg gegen die Russen gehalten hatten, sondern auch für eine beträchtliche Zeit im Besitz dieser Wiese gewesen waren.

Als ich den Aufstieg zur Burg begann, hatte ich mich vom Anfang bis zum Ende durch die dort aufgestauten Fahrzeuge jeder Art und Beschreibung durchzuzwängen. An einer Stelle war ein Teil der Stützmauer so abgerutscht, daß ich mir einen Umweg suchen mußte. Als ich an dem stehengebliebenen Teil der Mauer hinaufschaute, sah es so aus, als ob dort jemand rote Farbe auf die rostbraunen Ziegel gegossen hätte. Dies war die Stelle, an der die Deutschen die in die Burg eingedrungenen Russen heruntergeworfen hatten. Dabei mußte ich an die Verteidiger von Askalon denken, bei der sich die Kreuzzügler der gleichen Methode bedient hatten, nur daß dieses Ereignis fünfhundert Jahre zurücklag.
<u>Vermerk von K.L.:</u> Dies historische Ereignis war wohl etwas anders: Die hier gemeinte Verteidigung von Askalon bei Jerusalem durch die ägyptischen Fatimiden während der gemeinsamen Belagerung durch das Königreich Jerusalem, den Templerorden und den Johanniterorden fand in der Zeit vom 15. Januar bis zum 19. August 1153 statt. Den Templern gelang es, eine Bresche in die Stadtmauer zu schlagen, wurden aber wieder zurückgedrängt. Die Belagerer hängten die erschlagenen Templer an die Stadtmauer. Letztendlich wurde die Stadt dennoch von den Belagerern erobert.


BUDAPEST
Maßstab 1 : 40 000
Meter
Untergrundbahn
Straßenbahn
Bezirke (Kerületei):
I Var (Festung), Krisetinavaros (Christinenstadt) u. Tabán (Raizenstadt)
II Vizivaros (Wasserstadt) u. Országút (Landstraße)
III O-Buda (Alt-Ofen) u. Újlak
IV Belvaros (innere Stadt)
V Lipótvaros (Leopoldstadt)
VI Terezvaros (Theresienstadt)
VII Erzsebetvaros (Elisabethstadt)
VIII Josefvaros (Josefstadt)
IX Ferenczvaros (Franzstadt)
X Kőbánya (Steinbruch)
Bibliographisches Institut A.G. Leipzig

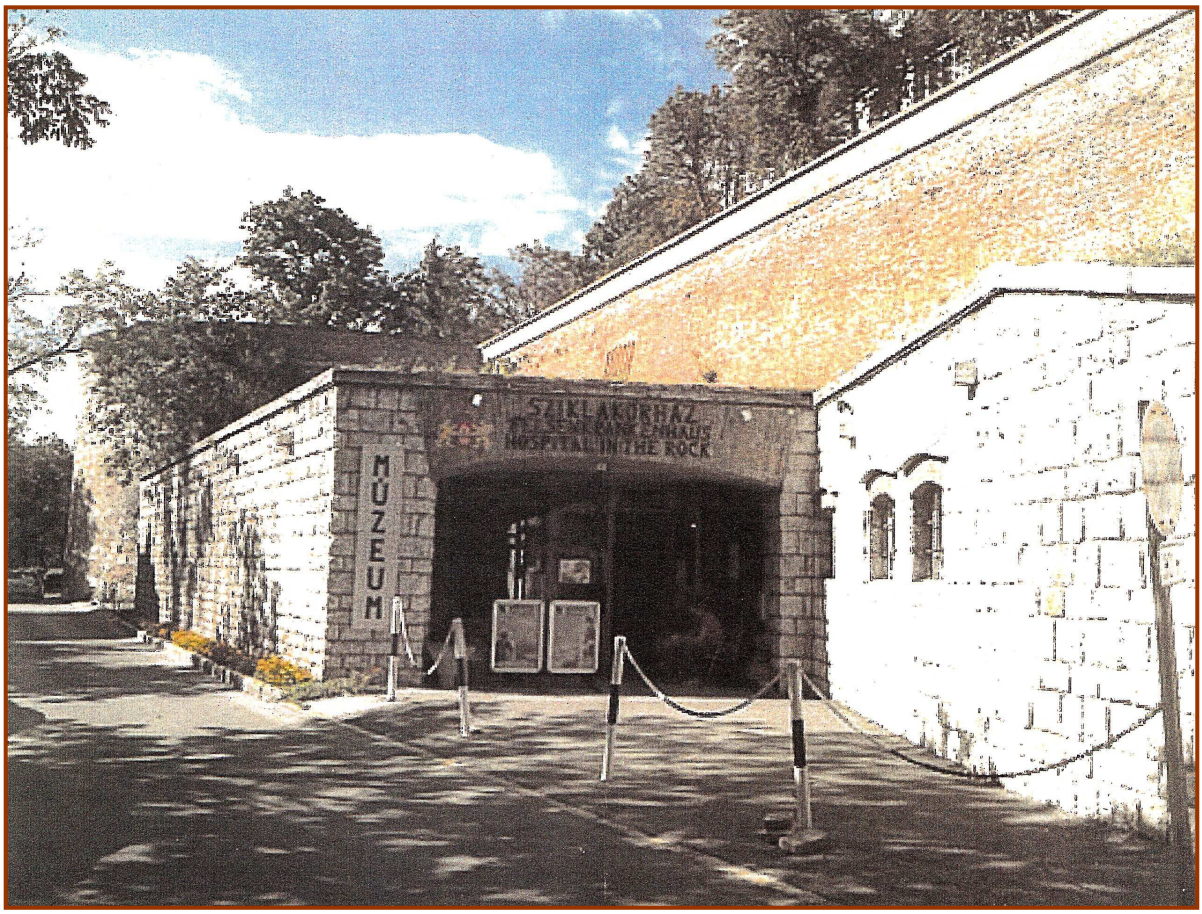
Karte 6

Endlich oben angelangt, mußte ich mich erst orientieren, wo ich eigentlich war, da die zur Blutwiese liegende Bebauung so gut wie nicht mehr existierte. Und dies war gerade die Seite, an der das Haus der Prinzessin Metternich etwas weiter in der Richtung zum Staatsarchiv lag. Als ich endlich dort ankam, wo ich glaubte, daß ihr Haus gestanden hatte, konnte ich nur einen Berg zerschlagener Ziegel sehen. Meine einzige Orientierung war das kleine Denkmal eines Husaren, der seinen Säbel in der Hand hielt, als ob er die Schärfe der Klinge prüfen wollte. Wenn es auch vielleicht kein großes Kunstwerk war, so hatte ich diesen kleinen Husaren irgendwie liebgewonnen. Der Husar selbst war unbeschädigt geblieben, nur fehlte fast die Hälfte des Sockels auf dem er stand.

Nachdem ich um meinen Husaren herum gegangen war, wobei ich feststellte, daß er doch dort, wo sich der Nabel befindet, ein kleines Loch bekommen hatte, ging ich zur Donauseite, wo die Gebäude viel weniger gelitten hatten. Dort klopfte ich an das Tor des fürstlich Esterhazy'schen Palais. Der Fürst selbst machte mir die Tür auf. Auf meine Frage nach dem Verbleib der Prinzessin Metternich sagte er mir, daß die Prinzessin im Felsenlazarett sei. Durch die offene Tür konnte ich auf der fürstlichen Terrasse den ausgebrannten schweizer Autobus sehen. Auf meine Frage, wieso er sich dort befindet, erhielt ich zur Antwort, daß ein Teil der Beamten der schweizer Gesandtschaft in einem Keller des fürstlichen Palais lebten. Da ich irgendwo übernachten mußte, sagte ich, daß ich zunächst die Prinzessin aufsuchen wolle und dann wahrscheinlich zurückkommen würde.

Das Felsenlazarett

Vom Felsenlazarett hatte man schon lange gemunkelt, wobei böse Zungen der Meinung waren, daß sich die Mitglieder der Regierung dort eine Zufluchtsstätte bauen würden für den Fall, daß der Krieg nicht so ausgeht, wie man es sich damals dachte. Alles, was ich über diese Anlage wußte war, daß der Eingang irgendwo auf halber Höhe über der Blutwiese lag. Das Hospital war auch durch viele andere unterirdische Tunnels zu erreichen, die den Burgberg durchzogen.



54. Der Haupteingang zum Felsenlazarett im Jahr 2011



55. In diesen Felsengängen lagen 1945 bis zu 2000 deutsche verwundete Soldaten Seite an Seite auf dem Fußboden.

Als ich eine der Steintreppen bzw. was von dieser noch übrig geblieben war, herunterzuklettern begann, erblickte ich zu meiner Rechten etwas, was wie ein Haufen Schnee aussah. Da das um diese Jahreszeit nicht möglich war und ich Menschen in diesen Haufen verschwinden und herauskommen sah, ging ich dorthin. Beim Näherkommen erkannte ich zwei große Haufen nicht sehr reiner Bandagen, zwischen denen der Eingang zum Felsenlazarett lag.

Nachdem ich durch diese wenig anziehenden Haufen den Eingang erreicht hatte, kam ich zu einem bunkerartigen Raum, in dem ein alter Freund von mir saß, der mich nicht gleich erkannte. Als er merkte, wen er vor sich hat, sagte er mehr zu sich selbst als zu mir "mein Gott, wie siehst Du aus". Dieses sagte er auf Deutsch, obwohl wir meistens ungarisch miteinander gesprochen hatten. Dies war seit Monaten das erste Mal, daß mich jemand auf mein Äußeres hingewiesen hatte. Ohne Hut, mit recht langen Haaren, einem zerschlissenen Mantel, den ein Bindfaden in der Mitte zusammenhielt, zerfransten Hosen und vollkommen zur Seite getretenen Schuhen, waren die Bandagen wohl der richtige Hintergrund für meine Erscheinung. Erst da kam mir zum Bewußtsein, daß ich mich in diesem Aufzug in wenigen Minuten der Prinzessin Metternich gegenüber befinden würde. Dies war, wenn auch peinlich, jedoch unvermeidbar. Obwohl kaum jemand solch ein straßenräuberisches Aussehen hatte wie ich, wäre damals keiner meiner Bekannten in der Lage gewesen, mir auch nur mit einem Kleidungsstück auszuhelfen.

Wie mein Freund mir sagte, teilte die Prinzessin einen kleinen Raum mit der früheren Oberin des ungarischen Roten Kreuzes, Frl. v. Ibranyi, die im selben Haus gewohnt hat, in dem auch die Prinzessin früher ein paar Zimmer hatte. Da die beiden Damen im letzten Raum des Lazaretts wohnten, konnte ich mir die ganze Anlage ansehen, die mit einem Hospital in sehr verkleinertem Ausmaß Ähnlichkeit hatte. Da das Lazarett seine eigene Beleuchtungsanlage hatte, waren alle Gänge, Krankenzimmer und der Operationssaal gut beleuchtet. Als ich an der letzten Tür angekommen war und zögernd anklopfte, öffnete sich die Tür und die Prinzessin stand vor mir. Es war eine bewegte Begrüßung und es wurde keine Andeutung über mein Äußeres gemacht, wie es sich mein Freund am Eingang nicht hatte nehmen lassen. Obwohl die

Prinzessin wahrscheinlich nicht mehr Kleider hatte, als sie anhatte, machte sie auf mich genau denselben gepflegten Eindruck, wie ich es bei ihr immer gekannt hatte. Nachdem ich dann noch Frl. v. Ibranyi begrüßt hatte, die sich gleich auf die Suche nach einem Assistenten machte, der meine Halsbandage wechseln sollte, tauschten wir unsere Erfahrungen aus. Wie ich schon angenommen hatte, waren die beiden im Keller gewesen, als das Haus über ihnen zusammenstürzte, und waren dann durch die unterirdischen Gänge zum Felsenlazarett gelangt.

Ich glaube, daß es dem Einfluß von Frl. v. Ibranyi zu verdanken war, daß beide Damen dann im Felsenlazarett untergekommen waren. Mit die erste und dringendste Aufgabe war jetzt, für die Prinzessin eine andere Unterkunft zu finden. Nachdem was ich in Buda gesehen hatte, stand keine leichte Aufgabe vor mir. Obwohl ich nicht wissen konnte, was der Prinzessin in Bayna geschehen worden wäre, war ich jetzt dennoch froh, ihr geraten zu haben, nach Budapest überzusiedeln.

Da ich mir selbst noch ein Nachtquartier suchen mußte, verabschiedete ich mich von den Damen und machte mich auf den Weg zum fürstlich Esterhazy'schen Palais mit der Absicht, im Keller der Schweizer unterzukommen. Die schweizer Gesandtschaft hatte für die ihr gelieferten Produkte von der Herrschaft Metternich noch nichts gezahlt. Daraus entnahm ich mir ein gewisses Recht, dort untergebracht zu werden. Dies wurde denn auch vom Buchhalter der schweizer Gesandtschaft anerkannt. Er wußte von dieser Schuld und bot mir auch gleich einen Platz in seinem Keller an. Von ihm erfuhr ich dann auch, daß die schweizer Regierung nicht nur den Gesandten abberufen hatte, sondern auch den Gesandtschaftsrat. Es war nur ein junger Attaché nachgeblieben. Den hatten aber die Russen mitgenommen und über dessen Verbleib wußte man nichts. Demnach war die schweizer Gesandtschaft "ohne Kopf". Diese Lücke wurde durch ein Triumvirat ersetzt, dem auch der Buchhalter angehörte.

Als der Buchhalter mich in den Keller begleitete und mich den Insassen vorstellte, wurde ich mir sofort der feindlichen Atmosphäre bewußt, die unter den Insassen herrschte. Der Ungar hätte das als Paprikastimmung bezeichnet. Fast drei Monate hatten ungefähr 16 Personen,

die sich kaum gekannt hatten, unter einem Tonnengewölbe verbracht, mit der bitteren Aussicht, dort noch längere Zeit verbringen zu müssen. Als ein Neuer war ich sofort aller Freund, dem man nur Schlechtes über die anderen Leidensgefährten zu berichten wußte. Alle Insassen waren entweder Schweizer oder Ehepartner eines Schweizers. Wenn sie auch nur Nachteiliges über die anderen zu berichten hatten, waren sie sich alle im Haß gegen eine ältere Dame einig. Und diese wurde meine Nachbarin.

Die einzigen Ausnahmen waren ein tschechischer Textilfabrikant und dessen Frau, die angeblich eine Schweizerin war. Auch wenn sich später herausstellte, daß sie weder eine Schweizerin noch die Frau des Tschechen war, wurde sie mir später bei meinen Bemühungen, Ungarn zu verlassen, sehr behilflich.

Bevor ich alle diese Einzelheiten gedanklich aufnehmen konnte, erschien der schweizer Buchhalter mit einer dünnen Matratze und einer noch dünneren Decke, mit denen ich mich in einer Ecke des Kellers einrichtete. Ich hatte auf diese Weise nur einen Nachbarn, der allerdings die Dame war, die sich der allgemeinen Unbeliebtheit erfreute. Diese tiefe Abneigung kam daher, daß sie angeblich auf unermeßlichen Schätzen schlief. Also war nur der Neid der Grund dafür. Die Dame schlief nämlich auf einer Matratze, unter der sich Kisten mit großen Schlössern befanden. Meine zunehmende persönliche Abneigung gegen sie lag mehr in ihrem Benehmen während der Nacht. Ihr lautes Schluchzen, Grunzen, Jammern und einem ständigen Herumwälzen ließen weder mir noch meinen Läusen einen Moment der Ruhe.

Eine leitende Persönlichkeit hatte dieser Keller nicht. Jeder konnte so ziemlich das machen, was er wollte. Die einzige Ausnahme war, daß jeden Tag fünf Kellerinsassen je fünf Eimer mit Wasser aus einer Quelle, die unter dem Palais lag, heraufschleppen mußten, um unseren Wasserbehälter zu füllen. Da ich am Anfang wegen meines physischen Gesundheitszustands diese Arbeit nicht verrichten konnte, war es Grund genug für eine Animosität der Gemeinschaft gegen mich, die mich dann später auch aus dem Keller vertrieb.

Mein Leben in den Ruinen von Budapest

Der Beginn einer Freundschaft

Am nächsten Morgen machte ich mich auf die Suche nach dem Buchhalter, der nicht Insasse unseres Kellers war und sich angeblich in der englischen Gesandtschaft befand, deren Interessen die Schweizer während der Dauer des Krieges vertraten. Diese Gesandtschaft war nur wenige Hundert Schritte vom Esterhazy'schen Palais entfernt und lag auch auf der Seite mit der Aussicht auf die Donau. Dort angekommen fand ich das Tor in einen kleinen Hof unverschlossen.

Von der Straße gesehen hätte man glauben können, daß dieses Haus eines der am wenigsten beschädigten Gebäuden des Burgbergs war. Als ich aber im Hof stand, konnte ich die Donau sehen, da die ganze ehemalige Bebauung der gegenüberliegenden Seite fehlte. Da sich niemand im Hof befand, aber Klavierspiel vom ersten Stockwerk zu hören war, erklomm ich die stark beschädigte Treppe. Sie führte mich in ein Zimmer, in dem ein großes Piano stand, an dem ein Herr saß, auf den die Strahlen der Sonne durch eine nicht vorhandene Außenwand fielen. Als er meine Anwesenheit bemerkte, schloß er das Klavier, stand auf und kam auf mich zu. Er war der Leiter des British Counsel in Prag. Deren Arbeit bestand darin, Ausländern die englische Gedankenwelt näher zu bringen. Seine Frau war eine Nichte des Präsidenten Masaryk (*Tomáš Garrigue Masaryk, * 1850, † 1937, Philosoph, erster Staatspräsident der Tschechoslowakei 1918-1935; K.L.*). Er war nach Budapest gekommen als die Deutschen Prag besetzten. Sie wurden meine besten Freunde in diesen schwierigen Zeiten, bis sie, für mich viel zu bald, nach Prag zurückkehren mußten.

Obwohl sie auch nur Gäste in dieser Ruine waren, waren sie gleichzeitig auch deren Hausherr und Hausfrau. Viele zumeist ältliche englische Gouvernanten verdankten ihnen ihr Leben. Das Ehepaar hatte für sie in der Garage eine Küche eingerichtet, wo täglich eine warme Mahlzeit zubereitet wurde, was unter den damaligen Verhältnissen keine geringe Leistung war. Da es in der Gesandtschaft nur noch

einen bewohnbaren Raum gab, konnte ich meinen Platz im Keller nicht aufgeben, aber nahm bald alle meine Mahlzeiten dort ein.

Ich besorge Kartoffeln

Eines Tages, als ich in der englischen Gesandtschaft war, sagte mir die Hausfrau, daß sie aus Mangel an Lebensmitteln sehr bald ihre Küche wird schließen müssen. Was am meisten fehlte, war etwas den Magen Füllendes wie Kartoffeln. Fett- und Fleischkonserven waren noch vorhanden. Daraufhin ging ich zu einem der Schweizer, um mit ihm dieses Problem zu besprechen. Er war der Meinung, daß, wenn überhaupt, Lebensmittelzuweisungen nur vom Oberbürgermeister der Stadt Budapest zu erhalten sind. Das war der sehr einflußreiche und gefürchtete Kommunist mit dem Namen Vas, was auf Deutsch Eisen bedeutet. Nachdem mir der Schweizer ein Schreiben an den OB gegeben hatte, bot er mir an, mich zur amerikanischen Gesandtschaft, deren Interessen sie gleichfalls vertraten, in seinem Auto mitzunehmen. Ich sagte mit Dank zu. Die Gesandtschaft der Amerikaner lag nämlich in Pest nicht weit vom Amt des Oberbürgermeisters entfernt. Außerdem mußte man die russische Notbrücke benutzen, an der mich die Wachen, wohl wegen meiner Länge, schon einige Male angehalten hatten. Als wir zur Brücke kamen, die zur Zeit für Zivilisten freigegeben war, fiel mir wieder auf, wie sehr die Russen das Rote Kreuz respektierten, welches gleichzeitig ja auch das Wappen der Schweizer Bundesrepublik ist (*hier irrt sich Baron Hahn. Die Farben sind genau umgekehrt, nämlich weißes Kreuz auf rotem Untergrund; K.L.)*. Als die Brückenwache das Auto mit der Rotekreuzfahne erblickte, hielt sie sofort allen anderen Verkehr auf und gab uns Vorfahrt. Vor der amerikanischen Gesandtschaft sagte mir der Schweizer, daß er mich wieder mit zurücknehmen würde, wenn ich in drei Stunden wieder dort stehen würde.

Beim Oberbürgermeister ging es schneller als man es von solchen Ämtern gewohnt ist. Als ich dem Allmächtigen den Brief gegeben hatte, den er, ohne meinen Gruß zu erwidern, durchlas, murmelte er etwas, griff nach einem Formular, füllte es aus, drückte einen Stempel auf seine Unterschrift und ich war entlassen. Das Schreiben erlaubte den Schweizern, am nächsten Tag zehn Sack Kartoffeln vom West-

bahnhof abzuholen. So war ich bald wieder in der amerikanischen Gesandtschaft, um dem Schweizer den guten Ausgang meiner Mission mitzuteilen. Nun hing der Erfolg dieses Unternehmens ausschließlich davon ab, eine Transportmöglichkeit zu finden, um die Kartoffeln vom Westbahnhof, der auf der Pester Seite lag, zur englischen Gesandtschaft in Buda zu bringen. Als ich auf dieses Problem hinwies, sagte mir der Schweizer zu meiner großen Erleichterung, daß ich nur pünktlich am Bahnhof sein solle und ihm die Transportfrage überlassen könne. Da ich also am kommenden Tag die Kartoffel abzuholen hatte, blieb ich gleich in der amerikanischen Gesandtschaft, wo ich eine sehr geruhsame Nacht auf einigen zusammengefalteten Teppichen verbrachte.

Als ich am nächsten Morgen den mir zugesagten Transport am Westbahnhof nicht vorfand, befürchtete ich schon, daß es nicht einmal den Schweizern gelungen sei, etwas aufzutreiben, was sonst eigentlich gewöhnlich Sterblichen nicht möglich ist. Nachdem ich über eine Stunde gewartet hatte, erschien ein Gespann, bestehend aus einem kleinen Pferd und einem großen Maulesel. Sie gehörten zwei verschiedenen Besitzern, von denen einer ein Holzbein hatte. Da ich schon festgestellt hatte, wo der von einem Polizisten bewachte Waggon mit unseren Kartoffeln stand und ich meinen Ausweis vorgezeigt hatte, konnte mit dem Umladen der zehn Säcke sofort begonnen werden.

Wenn auch verspätet, so war dennoch bisher alles programmgemäß verlaufen. Das änderte sich aber sehr bald, als wir das Gebiet des Güterbahnhofs verließen. Zuerst waren es nur wenig Passanten, die mich nach der Herkunft der Kartoffeln fragten. Bald aber schlossen sich weitere an, die uns zu verfolgen begannen. Als ich dem Einbeinigen, der auf den Säcken saß, zu verstehen gab, das Tempo zu beschleunigen, reichte er mir die Peitsche und sagte, ich sollte mit dem Stiel den Bauch des Maulesels bearbeiten. Dies sei die einzige Sprache, die er verstünde. Wir kamen dann auch schneller vorwärts, bis der ständig ausschlagende Maulesel mit einem Bein auf der äußeren, also der falschen Seite des Stranges seines Geschirrs landete. Da ein Anhalten den Verlust der Kartoffeln bedeutet hätte, setzte ich die Bearbeitung seiner Bauchseite fort, bis er durch weiteres Ausschlagen seine vier Beine wieder zwischen die Stränge bekam. Um eine Wiederholung zu

vermeiden, wurde mir geraten, mich mit der Peitsche auf die langen Ohren dieses Vierbeiners zu konzentrieren. Das wäre von Anfang an das Richtige gewesen, da sich das Tempo von jetzt an so beschleunigte, daß der Pferdebesitzer und ich dem Wagen nur im Laufschritt kaum folgen konnten. Beim Zurückschauen konnte ich feststellen, daß unsere Verfolger das Rennen aufgegeben hatten. Da ich wußte, daß wir den schwereren Teil des Weges noch vor uns hatten, sagte ich dem Einbeinigen, er möge das Tempo verringern. Aber kaum waren unsere Zugtiere in Schritt gefallen, erschienen schon wieder Menschen, die wissen wollten, woher wir die Kartoffeln hätten.

Als ich mich gerade wieder dem Maulesel zuwenden wollte, sah ich, daß es bis zur Brücke nicht mehr weit war. Da sich auf ihr Lastautos befanden, mußten wir, dort angekommen, anhalten. Da wir das einzige Pferdefuhrwerk waren, sagte ich dem Einbeinigen so nahe wie möglich an die Brückenwache heranzufahren. Ich hoffte, daß die uns Folgenden sich nicht trauen würden, sich in Gegenwart der Soldaten der Kartoffeln zu bemächtigen. Sobald die Brücke wieder frei war, zeigte ich der Wache meine Papiere, woraufhin wir unseren Weg fortsetzen konnten. Solange wir uns auf der Brücke befanden, waren die Kartoffeln in Sicherheit. Was aber nachher passierte, war allerdings nicht so rosig.

Diese Notbrücke führte zuerst auf die Margareten-Insel, die ziemlich in der Mitte der Donau liegt, um dann in einem Winkel das Budaer Ufer zu erreichen. Da es auf der Insel eine Abfahrt von der Brücke gab, war es meine Absicht, auf der Insel zu bleiben, bis ich von irgendwo einen Schutz für die Kartoffeln gefunden hätte. Das wollten uns aber die russischen Soldaten nicht erlauben, da gerade dort, wo man auf die Insel abbiegen konnte, eine Flakbatterie stand.

Selbst wenn wir es bis zum sogenannten Heumarkt schaffen würden, war ich mir im Klaren darüber, daß wir die steile Auffahrt zum Wiener Tor mit unseren Kräften nicht hinter uns bringen würden. Die Entfernung vom Brückenende zum Heumarkt war ungefähr die gleiche, die wir schon hinter uns gebracht hatten.

Als wir am Ende der Brücke angelangt waren, wiederholte sich genau dasselbe, was wir auf der anderen Seite der Donau schon erlebt hatten. Zuerst Fragesteller, denen sich andere anschlossen, die uns dann zu verfolgen begannen. Das veranlaßte mich wieder, die Ohren des Maulesels mit der Peitsche zu bearbeiten. Der andere Pferdebesitzer versuchte es jetzt mit einem Stock, den er irgendwo gefunden hatte, an seinem Pferd nachzumachen. Währenddessen saß der Holzbeinige oben drauf und brüllte aus vollem Hals. Als wir uns völlig erschöpft dem Heumarkt näherten, hatten wir erneut Fragende um uns. Unter diesen suchte ich ungefähr zehn Männer aus, denen ich einen halben Sack Kartoffeln versprach, wenn sie uns mit dem Wagen bis zum Wiener Tor helfen würden. Auf diese Weise erreichten wir auch unser Ziel. Dort umringten mich um die zwanzig Leute und verlangten ihren Anteil an Kartoffeln. Da sich die Menge um uns ständig vergrößerte, rief ich dem Einbeinigen zu, einen Sack vom Wagen zu rollen. Als dieser platzend zu Boden fiel und sich die Menge darauf stürzte, schlugen wir wiederum auf die Vierbeiner ein und erreichten in kurzer Zeit die Gesandtschaft, dessen Tor allerdings verschlossen war. Nachdem wir genug Lärm gemacht hatten, um die Aufmerksamkeit der ganzen Nachbarschaft auf uns zu lenken, versuchte jemand das Tor von innen aufzumachen, was ihm aber nicht gelingen wollte. Das war damals durchaus keine Ausnahme. Alle Tore, die unversehrt geblieben waren oder die man bereits repariert hatte, konnten nur mit Schwierigkeit geschlossen oder geöffnet werden, was wohl die Folge der vielen Erschütterungen durch Bombenexplosionen war. Als das Tor sich dann doch öffnete, mußte ich an den Mann in einem Schlitten denken, der von Wölfen verfolgt wurde. Er entkam ihnen nur dadurch, indem er von Zeit zu Zeit einen der Wölfe erschoß, woraufhin sich das ganze Rudel auf diesen stürzte, um ihn zu zerreißen. Alles dies wäre uns nicht passiert, wenn ich daran gedacht hätte, etwas mitzubringen, um die Kartoffelsäcke abzudecken.

Als es aber zum Abendessen frische Kartoffelpuffer gab, waren alle Ängste dieses mit Aufregungen erfüllten Tages vergessen. Auch gaben sie mir den Mut, die Hausfrau um die Erlaubnis zu bitten, am nächsten Tag auf der Terrasse der englischen Gesandtschaft meine Kleider zu entlausen. Ich hatte nämlich in der Ecke der Garage einen Kupferkessel

entdeckt, der mir für diesen Zweck als besonders geeignet erschien. Diese Genehmigung wurde mir dann auch ohne weiteres erteilt.

Für mich neue Kleider, für die Prinzessin ein neues Zuhause

Dank meiner Nachbarin verbrachte ich eine weitere fast schlaflose Nacht im fürstlich Esterhazy'schen Palais. Als ich am nächsten Morgen im Begriff war, zur englischen Gesandtschaft zu gehen, um nach dem Frühstück mit meinen Läusen abzurechnen, erschienen zwei Herren, die mich dringend sprechen wollten.

Hier muß ich einschalten, daß ich gleich nach meiner Ankunft in Budapest allen Bekannten gesagt hatte, daß ich für die Prinzessin Metternich ein unbeschädigtes und möbliertes Haus oder eine Wohnung suche, was im damaligen Budapest kaum zu finden war. Und hier standen nun zwei vor mir, die mir das anboten, was gerade das Richtige zu sein schien. Einer der beiden Herren hatte einen einbandagierten Kopf, aus dem mich zwei ängstliche Augen anschauten. Sein Begleiter nannte mir den Namen des Vermummten, der ein Schweizer war, und den ich flüchtig kannte. Er erzählte mir, daß ein Russe seinem Freund durch den Mund geschossen hätte und er gekommen sei, um mir sein Haus mit Inhalt gegen meine Lagerstätte im Keller anzubieten, und zwar sofort, da er nicht die Absicht hat, auch nur noch eine Nacht in seiner Villa zu verbringen.

Sein Haus kannte ich von innen noch nicht, war aber an ihm oft vorbeigekommen, da seine Nachbarn gute Freunde von mir waren. Da ein Umzug schon allein wegen der Transportschwierigkeiten früher als in zwei oder drei Tagen überhaupt nicht machbar war, sagte ich dem Schweizer, daß er noch zwei Nächte in seinem Haus bleiben muß. Davon wollte er aber nichts wissen. Ich hatte aber noch einen anderen Grund darauf zu bestehen. ich wußte, daß, wenn er seine Villa bevor die Prinzessin einzieht, räumen würde, diese sofort von der kommunistischen Organisation für jemand anderen beschlagnahmt würde. Da es im Keller keinen freien Platz mehr gab, war mein Schlafplatz zur Trumpfkarte geworden, die ich in meinen Händen hielt. So konnte ich auf meinem Wunsch bestehen bleiben, auf den er dann schließlich auch einging. Daraufhin ging ich zur Prinzessin, um ihr

über das Vorgefallene zu berichten, und begann dann mit den Vorbereitungen für den Umzug.
Dadurch traf ich erst am frühen Nachmittag in der englischen Gesandtschaft ein, um dort mit meinen Entlausungsmaßnahmen anzufangen. Es gibt nur eine Möglichkeit mit Kleiderläusen fertig zu werden. Sie besteht darin, die Unterwäsche zu kochen und die Kleider mit einem sehr heißen Eisen auszubügeln. Zuerst schleppte ich also den Kupferkessel, den ich in der Garage gesehen hatte, auf die Terrasse und stellte ihn auf drei Ziegel. Der schwierigste Teil meines Vorhabens war, den Kessel mit Wasser zu füllen, da er für mein Vorhaben eigentlich zu groß war und ich daher mehr Wasser heranbringen mußte, als es bei einem kleineren Behälter nötig gewesen wäre. Außerdem mußte ich das Wasser einer Zisterne entnehmen, die unter der Gesandtschaft lag und nur über in den Stein gehauene Stufen zu erreichen war. Feuer zu machen war hingegen eine Kleinigkeit, da genügend Brennmaterial herumlag. Allein die zerbrochenen und zumeist vergoldeten Stühle mit ihren Damastbezügen hätten genügt, um sehr viel mehr Läuse zu vernichten, als ich hatte. Als die Stuhlbeine lustig brannten, es aber auf der Terrasse sehr zugig war, schützte ich das Feuer mit einem halben Klavierdeckel und machte mich auf die Suche nach dem Hausherrn. Von ihm, der etwas kleiner war wie ich, erhielt ich einen Kamelhaarschlafrock und ein Paar in den Hacken heruntergetretene Pantoffeln, in die ich meine Füße hineinstecken konnte. Da ich keinen Deckel für den Kupferkübel finden konnte, verbrauchte ich sehr viel Möbelstücke, bis das Wasser so warm war, daß ich mich waschen konnte. Als dies so weit war, ich aber nichts finden konnte, um mich vor neugierigen Augen zu schützen, tat ich so, als ob ich in der Gesandtschaft alleine wäre. Ich zog mich aus und säuberte mich so gut, wie es unter diesen Umständen möglich war. Dann zog ich den ausgeliehenen Schlafrock an, steckte meine Füße in die Pantoffeln, schmiß meine Wäsche in das Wasser, legte noch einige Stuhlbeine aufs Feuer und hatte jetzt die Zeit, um das sich vor mir ausbreitende Panorama zu bewundern.

Von den fünf Brücken, die Buda mit Pest verbinden, konnte ich nur drei sehen, oder, richtiger gesagt, was von diesen übrig geblieben war. Direkt unter mir standen die Überreste der zwei Pfeiler, welche die erste Kettenbrücke Europas getragen hatten.

Soweit ich von der Terrasse aus sehen konnte, waren die Gebäude am anderen Ufer der Donau weniger beschädigt. Als aber die Sonne sich hinter dem großen Parlamentsgebäude mit seiner Kuppel zu verstecken begann, schienen die Sonnenstrahlen durch das große Dach, als ob es ein Sieb wäre. Das zeigte, daß die Häuser am anderen Ufer doch mehr gelitten hatten, als ich zunächst angenommen hatte.

Es läßt sich nur schwer erklären, warum mich bei der allgegenwärtigen Verwüstung, die mich umgab, ein Glücksgefühl überkam, wie ich es wohl seit den letzten Tagen in meinem Kinderparadies Amboten nicht mehr gekannt hatte. Außer den wenigen Kleidungsstücken, die ich als mein Eigentum betrachten konnte, war da nichts mehr, um was ich mir Sorgen zu machen hatte. Ich glaube, daß ich seit meiner Kindheit nichts anderes gehört hatte, als von Schätzen, die in Flammen aufgegangen waren, die vergraben werden mußten oder die ein Feind oder sogar ein Freund geraubt hatte. Wenn es am Anfang nur das Gehörte war, so kam die Zeit, als ich für mich selbst und für andere Menschen Verantwortung übernommen hatte, der ich entweder aus eigenen Mängeln oder Umständen, über die ich keine Gewalt hatte, nicht gerecht werden konnte. Wenn ich auch wußte, daß der kommende Tag mir neue Entscheidungen abverlangen wird, die mich unwiderstehlich in das Netz der Verantwortung hineinziehen werden, war dieses Glücksgefühl dennoch für den Augenblick berechtigt. Ich wußte auch, daß es keinen bitteren Nachgeschmack hinterlassen wird, was sich nur selten bei derartigen Gefühlen sagen läßt.

Als es auf der Terrasse recht kühl zu werden begann und das Wasser im Kessel noch immer nicht kochen wollte, gab ich dem Feuer noch mehr Nahrung. Den Kessel deckte ich mit dem halben Klavierdeckel zu, begab mich in die Garage und nahm mich meines Mantels und meiner Hose an. Dort aber fand ich die Hausfrau damit beschäftigt, die Nähte des Mantels, wo die Brutstätten der Läuse sind, mit einem heißen Eisen sehr vorsichtig auszubügeln. Meine Hose lag schon fertig auf dem Stuhl. Als ich mich für diesen Samariterdienst bedankt hatte, besprachen wir die Chancen, die mein Mantel noch haben könnte, wenn ich ihn weiterhin tragen würde. Er war so zerschlissen und morsch, daß, wenn man etwas gehabt hatte, um es in die Taschen zu

tun, dieses Etwas wahrscheinlich durchgefallen wäre. Der Ungar hat hierfür eine sehr zutreffende Bemerkung: "Nur das Gebet hält es zusammen".
Als ich mich gerade an einen der Tische gesetzt hatte, sah ich auf der gegenüberliegenden Wand den Widerschein eines Feuers. Böses ahnend stürzte ich heraus, nur um festzustellen, daß der halbe Klavierflügel Feuer gefangen hatte. Da nichts zum Löschen zur Hand war, versuchte ich mit einem Stuhlbein den Deckel vom Kessel herunterzuschieben, wobei ich ihn umwarf. Das herausströmende Wasser löschte einen Teil des Feuers, aber nicht genug, um meine Wäsche zu retten. So hatte ich nur noch zwei Kleidungsstücke, den Mantel und die Hose sowie ein Paar Schuhe, die ich dann auch gleich anzog.

Die Gesandtschaft gab am Abend keine Mahlzeiten aus. Daher saßen nur der Hausherr, seine Frau und ich am Eßtisch. Meine Gastgeber waren recht schweigsam. Sie konnten ja nichts über meine Stimmung wissen, die ich ihnen auch vorenthielt, da ich nicht annehmen konnte, daß sie diese verstehen würden.

Da die Gesandtschaft nur noch ein bewohnbares Zimmer hatte, mußte ich zu meinem verhaßten Keller zurückkehren, wo ich wahrscheinlich wieder eine schlaflose Nacht verbringen würde. Nachdem die Hausfrau noch den Versuch machte, wenigstens einen Knopf an meinen Mantel anzunähen, was aber nicht gelingen wollte, wünschte ich ihnen eine gute Nacht und zog mich in meinem Keller zurück.

Der nächste Tag war ein Sonntag. In der Matthias Kirche, die neben der Gesandtschaft lag, sollte die erste Messe nach der Belagerung der Burg gelesen werden. Ich entschloß mich, an ihr teilzunehmen. Ich hoffte dort Bekannte zu treffen, die ich nach meiner Rückkehr nach Budapest noch nicht wieder gesehen hatte. Nachdem ich durch eine leichte Senkung der Hose sicher gemacht hatte, daß meine Strumpflosigkeit nicht zu sehen war, machte ich mich auf den Weg zur Kirche, wo ich zunächst im Torbogen stehen blieb.

Der Kirche fehlten ein Teil des Giebels und das halbe Dach, und kein Glas war mehr in den Fenstern. Dennoch war sie als Gebäude viel

weniger beschädigt als die um sie liegenden Häuser. Alle, die schon vor mir erschienen waren, saßen aus irgendeinem Grund nicht in den Bänken, sondern standen im Mittelgang. Jeder hielt entweder einen Besen, eine Schaufel oder einen ähnlichen Gegenstand in der Hand. Damit wollten sie eine proletarische Herkunft andeuten, was aber nicht sehr überzeugend wirkte. Dies sollte sie auch dagegen schützen, von russischen Soldaten aufgegriffen zu werden, die ständig auf der Suche nach Nichtstuern waren, die sie dann für Aufräumungsarbeiten mitnahmen.

Gerade als die Messe beginnen sollte, bemerkte ich eine Bewegung an meiner Seite, die dadurch verursacht wurde, daß eine mir unbekannte Dame den Versuch machte, mir ein grünes Halstuch unter den Bindfaden zu schieben, der meinen Mantel zusammenhielt. Gleichzeitig bemerkte ich, daß immer mehr Leute sich nach uns umdrehten und manche Herren in ihre Taschen griffen, was so aussah, als ob sie nach Kleingeld suchten. Das veranlaßte mich, der Dame die mir das Halstuch gegeben hatte, die Hand zu küssen und die Kirche schleunigst zu verlassen. Da ich nicht zu meinem Keller zurückkehren wollte, ging ich zur englischen Gesandtschaft, setzte mich an einen Tisch in der Garage, von wo aus ich den Hausherrn oben Klavier spielen hören konnte.

Bald darauf gesellte sich die Hausfrau zu mir, der ich mein Erlebnis in der Kirche erzählte. Daraufhin stand sie ohne ein Wort zu sagen auf und ging zu ihrem Mann hinauf, woraufhin das Klavierspiel aufhörte. Als ich mir zu überlegen begann, wie ich am besten den Sonntag verbringen könnte, begann oben wieder das Klavierspiel. Die Hausfrau kam zu meinem Tisch und forderte mich auf, ihr zu folgen. Im Schlafzimmer zeigte sie auf einen Stuhl, auf dem Kleider und Wäsche lagen, die sie mich bat anzunehmen, als ob sie von einem Bruder und einer Schwester kämen. Ehe ich die Zeit hatte, ihr zu danken, stellte sie noch schnell einen Spiegel auf den Tisch und verließ das Zimmer. Wenn ich im Allgemeinen zu Geschenken nur zu gerne „nein“ sage, war es mir in diesem Fall nicht möglich. Als ich mich mit einem erheblichen Kloß im Hals umgezogen hatte, stellte ich fest, daß die Hose sogar paßte, wenn der Umschlag heruntergeklappt wurde. Und dies Geschenk kam von Freunden, die die Russen ebenso ausgeplündert hatten wie alle anderen. Als ich dann in den Spiegel schaute,

starrte mich trotz meiner neuen Kleider ein El Greco Model an, die dieser große Künstler des Verzerrens so meisterhaft zu malen verstand (*El Greco = der Grieche; * auf Kreta um 1541, † Toledo 1614; K.L.*). Ich stellte schnell den Spiegel wieder auf den Tisch und verließ das Zimmer.

Die Prinzessin Metternich mußte mit ihrer Zofe am Montag umsiedeln. Da ich aber meinen getroffenen Transportabmachungen nicht so recht traute, waren es wieder die Schweizer, die uns gegen eine spätere Abrechnung das Gefährt mit dem ich die Kartoffeln geholt hatte, zur Verfügung stellten. Am Sonntag Nachmittag machte ich mich auf den Weg, um mir die Villa des in den Mund geschossenen Schweizers anzusehen. Das war ein Fußmarsch von fast vier Stunden, da das Haus in den Budaer Bergen lag, von denen die Stadtgrenze ungefähr nur noch ein Kilometer entfernt lag.

Dort angekommen stellte ich fest, daß die Prinzessin kaum ein besser geeignetes Haus finden würde. Der Besitzer wollte sogar nicht nur alle Möbel, sondern auch die Küchenutensilien, sowie Teller, Gabeln und Messer und etwas Wäsche zurücklassen. Alle mit der Übernahme des Hauses im Zusammenhang stehenden Einzelheiten brachte ich zu Papier, das wir beide dann unterschrieben. Das alles gab es für eine Schlafstelle in einem Keller, den ich sowieso verlassen wollte, da sich die Stimmung gegen mich seit meiner Kartoffelexpedition noch weiter verschlechtert hatte. Die Insassen des Kellers glaubten nämlich, daß ich für sie dasselbe tun könnte, was ich für die englische Gesandtschaft getan hatte. Was sie allerdings nicht wußten, war, daß zwischen der Prinzessin Metternich und der schweizer Gesandtschaft eine Abrechnung noch offen war, die mir ein Recht auf einen Platz im Keller gab.

Als ich es während meiner letzten Nacht im Keller auf meiner Matratze nicht mehr aushalten konnte, tastete ich mich in meine neuen Kleider, was nach der bisherigen "Drei-Kleider-Periode" eine längere Prozedur war. Nachdem ich das Tor des Esterhazy'schen Palais hinter mir zugezogen hatte, merkte ich erst, daß es noch Nacht war. Nur eine leichte Helligkeit am Horizont zeigte an, wo die Sonne zu erwarten war. Da ich von einer Lücke in der Umfassungsmauer der englischen Gesandtschaft wußte, durch die man ohne den Toreingang zu benutzen, die Terrasse erreichen konnte, beschloß ich, mich auf den Weg zu

diesem einzigartigen Aussichtspunkt zu machen. Als ich mich über Schutthaufen stolpernd der Terrasse näherte, war ich nicht wenig erstaunt, zu dieser frühen Stunde den Hausherrn zu erblicken. Er saß dort auf dem Kupferkessel und schien auch auf den Sonnenaufgang zu warten. Trotz der ungewöhnlichen Stunde und des ungewöhnlichen Weges, auf dem ich mir den Zugang verschafft hatte, begrüßte mich der Hausherr mit einer Natürlichkeit, die in solcher Situation wohl nur einem Engländer vorbehalten ist.

Ich nahm neben ihm auf einem Stück der umgestürzten Balustrade Platz. Er zeigte auf das am anderen Ufer liegende Parlamentsgebäude, dessen Umrisse mit der großen Kuppel gegen den sich schnell aufhellenden Himmel gut zu sehen war und meinte, ich sollte das Spektakel nicht verpassen, wenn die Sonne hinter diesem Gebäude aufsteigt.



56. Parlamentsgebäude in Budapest
Photo Ivanhoe, Ungarn, 2009

Was ich von unserem Platz aus sehen konnte wenn man die unmittelbare Umgebung nicht beachtete, sah richtig friedlich aus. Dieser Eindruck wurde durch den leichten Nebel auf der Donau noch verstärkt. Er verbarg nämlich die Überreste der fünf Brücken, die Buda mit Pest verbinden, von denen man drei von der Terrasse aus hätte sehen können. Was ich aber bei näherem Hinschauen von ihnen entdecken konnte, waren die vier Pfeilerstümpfe, die etwas weiter zu meiner Rechten aus dem Nebel ragten, zwischen denen noch vor drei Monaten die Kettenbrücke gehangen hatte. Soweit ich es erkennen konnte, erschien die Häuserreihe am anderen Ufer nur wenig, wenn überhaupt, beschädigt zu sein. Dies sollte sich aber bald als eine Täuschung erweisen. Was noch vor kurzem nur in Umrissen zu sehen war, leuchtete plötzlich auf, als der Sonnenball langsam hinter dem Parlament aufzusteigen begann. Es sah aus, als ob eine magische Hand Hunderte von Kerzen im Gebäude angezündet hätte. Als aber die Sonne bis hinter die Kuppel geklommen war, erschien sie wie ein enormes Sieb, durch welches die Strahlen meine Augen blendeten. Mit dem weiteren Aufstieg der Sonne verloschen dann die Lichter eines nach dem anderen, bis ich das Parlament in seiner mir so gut bekannten Form wieder vor mir hatte. Erst als Töne des Klaviers zu mir herunterdrangen, merkte ich, daß der Hausherr mich verlassen hatte.

Da dies der Umzugstag der Prinzessin Metternich war und ich in einer Stunde am Eingang des Felsenlazaretts sein mußte, frühstückte ich noch schnell in der Gesandtschaft. Dann brachte ich die Prinzessin mit ihrer Zofe in ihre neue Häuslichkeit. Sie hat sie erst nach über zwei Jahren wieder verlassen, als sie zu ihrem Großneffen und Adoptivsohn Franz Albrecht Metternich-Sándor, Herzog von Ratibor und Corvey, nach Schloß Corvey in Westfalen übersiedelte.

Mit der Erlaubnis der Schweizer zog ich in die amerikanische Gesandtschaft, wo ich in einem leeren Zimmer auf einem Haufen zusammengefalteter Teppiche einige Wochen verbrachte.

In letzter Zeit hatte mich sehr gestört, daß jede, auch die kleinste Wunde sofort zu eitern begann. Das hatte zweimal zu Operationen im Felsenlazarett geführt. Dieser Zustand, der wahrscheinlich mit meinem langen Kellerleben zusammenhing, verbesserte sich von jetzt ab sehr

schnell. Die bessere Kost, die nicht mehr nur aus stärkereichen Nährstoffen bestand, mag auch dazu beigetragen haben.

Bevor ich das fürstlich Esterhazy'sche Palais endgültig verließ, wollte ich wenigstens einmal meinen Verpflichtungen als Kellerbewohner nachkommen und meine Quote von fünf Eimern Wasser aus der Tiefe heraufbringen. Beim Heruntergehen der vielen Stufen zur Quelle kam ich an zwei übereinander liegenden Galerien vorbei, von denen je drei oder vier Tunnel in der Dunkelheit verschwanden. Glühwurmartige Lichter zeigten jedoch an, daß dort noch immer Menschen lebten. Da die Feindseligkeiten schon längst beendet waren, ließ sich die Anwesenheit von Menschen in diesen Katakomben nur dadurch erklären, daß sie noch immer kein Heim gefunden hatten, wohin sie hätten gehen können.

Man wußte, daß diese unterirdischen Gänge aus der Zeit der Türkenherrschaft stammten, als sie Ungarn von der Mitte des 16. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts besetzt hielten. Es gibt aber meines Wissens keine Erklärung für die spätere Ausdehnung dieser Anlage, die jetzt den ganzen Burgberg durchzog.

Das Paradoxe aber bestand darin, daß heute viele Tausende ihr Leben ihren ehemaligen Erzfeinden zu verdanken hatten. Je mehr Bomben und sonstige Geschosse auf den Burgberg herunter regneten, desto tiefer verkrochen sich die Menschen in die Eingeweide dieses Labyrinths. Viele Überlebende des Zweiten Weltkrieges werden mit dem Geruch von verschütteten Leichen bekannt geworden sein, den es aber auf dem Burgberg nicht gab.

Die Quelle lag für den Wasserträger tief genug, obwohl sie noch lange nicht auf der gleichen Ebene mit der Donau war. Das Wasser war eiskaltund absolut klar. Es konnte daher nur von den höher gelegenen Budaer Bergen kommen. Die Quelle selbst lag unten in einem kleinen Dom, in dem ich gerade noch aufrecht stehen konnte. Die Stelle, wo das Wasser aus dem Boden hervorsprudelte, war mit einem Steinkreuz eingefaßt. Das überlaufende Wasser verlor sich im Gestein irgendwohin. Das Ganze wurde durch eine Lampe beleuchtet, die mich an die Dachsfettzeiten in Amboten erinnerte.

Ich siedel in die amerikanische Botschaft um

Als ich meiner Pflicht genüge getan hatte, brachte mich einer der schweizer Herren zur amerikanischen Gesandtschaft nach Pest. An der Brücke hatten wir diesmal länger zu warten, da gerade Panzer nach Buda übersetzten. Der Schweizer meinte, daß es T 34 seien, die schwersten Panzer, die es damals gab. Im Vergleich mit dem Tiger der Deutschen Wehrmacht hatten sie in ihrer Ungeschlachtheit etwas Monsterhaftes.



57. Russischer Panzer T 34, Modell 1944



58. Tiger Panzer Modell 1944 der Deutschen Wehrmacht

Jetzt begann für mich ohne die Straßenbahn oder sonstige Transportmittel nutzen zu können die Zeit der Fußmärsche. Ich hätte sie kaum machen können, wenn ich nicht meinen alten Schuhmacher gefunden hätte, der meine Schuhe besohlte. Wenn die Schweizer jetzt auch einen regelmäßigen Küchendienst in der amerikanischen Gesandtschaft hatten, ging ich dennoch fast jeden zweiten Tag zur englischen Gesandtschaft. Von dort aus besuchte ich die Prinzessin Metternich. Um diese Märsche erträglicher zu machen, mietete ich mir bald ein Zimmer in der Wohnung eines Bekannten in einer Villa, die in der Nähe des Hauses der Prinzessin lag. So ersparte ich mir einen täglichen langen Rundmarsch. Es war die Zeit, als ich meine zweite Frau kennenlernte (*Jean Duncan, * Plymouth 1912, † Harare, Zimbabwe, 2006; K.L.*). Sie hatte früher bei der englischen Gesandtschaft gearbeitet und

wohnte bei Freunden, die ein Haus in der Nähe der Prinzessin hatten. Auch sie mußte sehr oft in die Stadt gehen. So verkürzten wir uns die Zeit, indem wir den Weg gemeinsam machten.



59. Baron André v. Hahn in Rhodesien mit seiner zweiten Ehefrau Jean, geb. Duncan, und dem ungarischen Baron Elemér Márffy

Da weder die Prinzessin noch ich zu der Zeit Geld hatten, traf ich mit den Schweizern ein Übereinkommen, daß sie uns weiterhin Geld vorschießen, bis wir in der Lage sind, eines Tages eine endgültige Abrechnung aufzustellen. Das blieb aber ein Tag, der niemals kommen sollte.

Der Kuhstall

Erste Überlegungen und Verhandlungen

Zwischendurch hatte ich mehrere Besprechungen mit einem tschechischen Textilmann, dessen Absicht es war, sobald es die Zeiten erlauben würden, eine Milchwirtschaft in Budapest oder in dessen Nähe einzurichten. Er wollte seine Familie und seine in Budapest lebenden Angestellten auf diese Weise mit frischer Milch versorgen. Die Leitung dieses Betriebs wollte er mir anvertrauen. Die Kühe meinte er aus Sopron (*deutsch: Ödenburg, eine Stadt im Westen von Ungarn, K.L.*) besorgen zu können, wo er eine seiner Fabriken hatte. Er war sich allerdings der großen Schwierigkeiten, ein solches Unternehmen in der nahen Zukunft auf die Beine zu stellen, kaum bewußt. Abgesehen davon, daß ich an die Kühe in Ödenburg nicht so recht glaubte, mußte zuerst an die Sicherheit eines solchen Unterfangens gedacht werden. Wäre es auch gelungen, einige Kühe nach Budapest zu bringen, mußte, da es sich um eine Abmelkwirtschaft handeln würde, für einen regelmäßigen Nachschub von frisch zu melkenden Kühen gesorgt werden. Von der naturbedingten Eigenschaft, daß eine Kuh auf die Dauer nur dann Milch geben kann, wenn sie in gewissen Abständen ein Kalb bekommt, wollte der Tscheche nichts wissen. Er glaubte, daß von einer Kuh von einem gewissen Alter ab, ein gleichbleibender Milchstrom zu erwarten ist. Diese hartnäckige Auffassung konnte ich nur durch einen Hinweis auf seine Frau und deren Kinder ins Schwanken bringen. Sobald wir aber zu den ihm mehr vertrauten Problemen kamen, einigten wir uns sehr schnell dahingehend, daß das Projekt bis zu einem gewissen Betrag von ihm zu finanzieren sei. Ich dagegen hätte das Recht aber nicht die Pflicht, ihm seine Auslagen teilweise oder im Ganzen mit Milchlieferungen oder Barzahlungen zurückzuerstatten.

Zu der Zeit war die Rentabilität eines solchen Unternehmens auch nicht annähernd zu berechnen. Da ich jedoch in diesem Projekt nur mit meinem Können beteiligt sein würde, waren meine Bedenken nur, ob ich meine Zeit nicht mit etwas Vielversprechenderem verbringen könnte.

Ich soll erpreßt werden

Dieser Ungewißheit wurde durch den Besuch eines Polizeileutnants ein schnelles Ende bereitet. Der fragte mich ohne lange Einleitungen im Auftrag seines Amtes nach dem Zweck meiner vielen Reisen nach Deutschland während des Krieges. Dabei ließ er gleichzeitig durchblicken, daß diese, wie er es nannte Ungelegenheit, wohl mit ein paar Ladungen Holz aus dem Weg zu schaffen wäre.

Hier war also mein Erpresser, den ich schon gleich in ihm vermutet hatte, wenn es ihm gelingen sollte, mich in seine Hände zu bekommen. Wer etwas über die Methoden der Polizei wußte, hatte allen Grund sich dieser nicht auszusetzen, da ihm auch die glaubhaftesten Erklärungen nichts geholfen hätten. Vorgebend von diesen Reisen nichts zu wissen, machte ich mich doch noch am selben Tag auf den Weg zur amerikanischen Kontrollkommission.

Seit dem Eintreffen der Amerikaner suchten die Mitglieder der Mission nach unbeschädigten und möblierten Häusern, die damals wie Nadeln in einem Heuhaufen waren. Einige entsprechende Villen hatte ich für sie gefunden. Jetzt erschien ich mit dem Angebot, ihre Familien mit frischer Milch zu versorgen, wozu ich allerdings für die geplante Milchwirtschaft einen Schutzbrief benötigen würde.

Besonders von den ungarischen Amerikanern, die noch kurz vor dem Krieg ausgewandert waren und jetzt in amerikanischen Uniformen wieder in ihrer alten Heimat erschienen waren, wurde dieser Vorschlag mit Begeisterung begrüßt. Ich hätte den Schutzbrief wahrscheinlich gleich bekommen, wenn dieser nicht von den Russen gegengezeichnet werden mußte. So verbrachte ich vorsichtshalber zwei Tage á la Danzig in Pest.

Die erste Milchlieferung hatte ich für in vier Wochen in Aussicht gestellt. Ich wußte jedoch, daß, wenn überhaupt, dieser Termin kaum einzuhalten war, glaubte aber später einen Aufschub von einem weiteren Monat durchzubekommen. Mit diesem Ergebnis ging ich zum Tschechen, um ihm über die neue Wendung in der Kuhstallaffäre zu berichten. Der war von der Notwendigkeit meiner getroffenen Maß-

nahmen leicht zu überzeugen, da man ihm selbst vor wenigen Tagen seine Wohnung ausgeräumt hatte. Jetzt war es seiner Ansicht nach erforderlich, daß wir noch mehr Kühe anschaffen müßten als bisher vorgesehen. Hier war ein Mann, der keine Schwierigkeiten kannte oder von ihnen nichts wissen wollte.

Als allererstes mußte ich jetzt eine Aufstellung der unentbehrlichsten Anschaffungen für eine Milchwirtschaft dieser Art zusammenstellen. Die Liste füllte sich mit Dingen, die meiner Ansicht nach einfach nicht zu beschaffen waren. Schon alleine bei dem Gedanken eines Anfangs mit Kühen und einer geeigneten Stallung kamen mir erneut Zweifel am ganzen Unterfangen. Damit wuchs bei mir das Verlangen, etwas anderes zu finden, was mir für eine längere Zeit die Sicherheit geben würde, die es jetzt dieser amerikanische Schutzbrief tun könnte.

Rückblickend kann ich sagen, daß das Schicksal dieses Vorhabens mit dem Erscheinen von B., dem gewesenen Buchhalter meines Freundes Graf Alexander zu Pappenheim, entschieden wurde. Er kam, um anzufragen, ob ich für ihn eine Tätigkeit wüßte. Nun hatte ich mit einigen Beamten der Prinzessin Metternich nach der Enteignung ihres Besitzes solche Schwierigkeiten gehabt, daß ich entschlossen war, mir diese Klasse von Leuten vom Leibe zu halten. Andererseits wußte ich von meinem Freund, daß B. ihm viele Jahre treue Dienste geleistet hatte. Daher schilderte ich ihm kurz mein Vorhaben und zeigte ihm meine Zusammenstellung mit dem Auftrag, herauszufinden, ob die darin vermerkten Gegenstände aufzutreiben sind.

Entschlossen bis zur Rückkehr von B. in dieser Sache keine weiteren Schritte zu unternehmen, verblieb mir nur die freudige Erwartung, meinem Erpresser, mit dessen Erscheinen ich jeden Augenblick rechnete, den amerikanischen Schutzbrief zu zeigen. Anstatt dessen erhielt ich aber eine Nachricht vom Forstmeister aus Bayna, daß zwei Lastautos der Budapester Polizei mit dem Abfahren von Brennholz begonnen hätten.

Vor einer Woche hätte ich diesen Diebstahl nur bei den Dieben selbst anmelden können. Jetzt aber war die Zeit gekommen, den Wert des Schutzbriefes auf die Probe zu stellen. Mein nächster Besuch galt dem

Generaldirektor unserer Holzverwertungs A.G. Der nahm sofort Verbindung mit der Polizei auf. Ich ersuchte ihn, eine Besprechung mit dem Polizeioffizier, dessen Namen ich ihm gab, herbeizuführen. Nach längerem Telefonieren stellten wir fest, daß dieser Name bei der Polizei unbekannt sei. Als ich dem Generaldirektor daraufhin den Schutzbrief zeigte, bat er mich, alles zu vergessen, was im Zimmer gesprochen worden ist. Nun hieß es, der Leutnant sei gefunden worden und schon auf dem Weg, um alle möglichen Mißverständnisse auszuräumen.

Meinen Erpresser hatte ich bisher nur in einer einfachen Uniform gesehen. Jetzt erschien er in hochpolierten Stiefeln mit den unverkennbaren Zeichen gelegentlich getragener Sporen. Er steckte in sehr engen aber dann stark ausschweifenden Reithosen, die zum Teil durch eine im Husarenschnitt gehaltene Jacke verdeckt wurde. Von Bedeutung war aber, daß er beim Betreten des Zimmers die Mütze nicht abnahm, womit er andeutete, in offizieller Eigenschaft erschienen zu sein.

Ohne mich zu beachten, sagte er dem Generaldirektor, sein Amt sei nicht bereit, die gegen dieses und seine Person gerichteten Verdächtigungen hinzunehmen. Er sei nur gekommen, ihn (er meinte mich) vor den Konsequenzen zu warnen, falls er sich nicht für sein Benehmen entschuldigen würde. Daraufhin erwiderte ich, daß wir zu jeder Entschuldigung bereit sind, mein Amt aber zunächst den Holzdiebstahl in Bayna untersuchen würde. Gleichzeitig überreichte ich ihm den Schutzbrief. Der Leutnant verstand wahrscheinlich weder englisch noch russisch. Dennoch mußte er sich der Bedeutung der prominenten Überschrift UNITED STATES OF AMERICA, POLITICAL CONTROL COMMISSION voll bewußt geworden sein. Keine Worte noch sonstige Gesten hätten mich mehr vom vollkommenen Triumph überzeugen können, den ich über diese Kreatur gewonnen hatte, als das automatische Abnehmen der Mütze, das langsame Zusammenbringen der Stiefel und sein merkliches Aufrichten des Oberkörpers. Auf Einzelheiten, die ich mit dem Generaldirektor besprochen hatte, möchte ich jetzt nicht eingehen. Den Schutzbrief steckte ich wieder ein und war entschlossen, dieses Ereignis in einer oder der anderen Weise zu feiern.

Dieser gehobenen Stimmung folgte aber bald genau das Gegenteil. Anstatt auf der Suche nach einer Unterhaltung, die sich damals auch kaum geboten hätte, nahm ich den Weg zur Anlegestelle eines kleinen Dampfers, der neuerdings Zivilisten von einem Ufer der Donau zur anderen brachte, um dann den langen Fußmarsch zum "Kühlen Tal" anzutreten.

Seit meinem Einzug in das Zimmer gerade um die Ecke von der Villa der Prinzessin Metternich war es zur Gewohnheit geworden, zur Teezeit bei ihr zu erscheinen, soweit ich mich dann gerade in der Gegend aufhielt. Ohne es verabredet zu haben, wurden bei diesen Besuchen nie Probleme erörtert, die für die Prinzessin von Bedeutung sein mußten, da es nur Fragen gewesen wären, auf die es zu der Zeit noch keine Antworten gab. Soweit sich übersehen ließ, was damals allerdings zeitlich nur sehr begrenzt möglich war, schien die Existenz der Prinzessin bis auf weiteres durch die Holzvorräte in Bayna gesichert zu sein.

Bei einer dieser Teestunden wurde eine kleine Katze bewundert, die eine Nachbarin der Prinzessin geschenkt hatte. Dem schloß sich ein Gang durch den Garten an. Dabei zeigte sie mir, wo sie ihren Kräften entsprechend versucht hatte, in der dort herrschenden Wildnis etwas Ordnung zu schaffen. Es waren wohl kaum die bescheidene Unterkunft, die einfachen Möbel und das wenig Gerettete, was mich an die Räume der Prinzessin in Bayna erinnerte. Es kann nur an ihrer Persönlichkeit gelegen haben.

Mein Hausherr war der ehemalige Oberbürgermeister von Budapest. In seinem großen Haus hatten er und seine Frau jetzt anscheinend ihrer ganzen Verwandtschaft mit deren zahlreichen Nachkommenschaft Unterkunft gewährt. Trotz dieser Enge fand sich bei diesen lieben Menschen ein Zimmer für mich. Es hatte sogar ein eigenes Bad, das mir gleichzeitig auch als Speisekammer diente. Sie enthielt vor allem amerikanische Konserven, die mein Verdienst für die Villensucherei waren.

In meinem Zimmer durchlebte ich dann nochmals den Triumph über meinen Erpresser. Aber bald folgte dem ein Umschwung meiner Stim-

mung. Die Ursache dafür glaube ich jetzt im nachhinein darin zu erkennen, daß es sich bei dem Erfolg mit dem Erpresser nur um ein kleines geglücktes Manöver handelte vor dem Hintergrund eines sonst auf Dauer befindlichen Rückzugs meiner Generation aus der Welt althergebrachter Wertvorstellungen. War diese Kreatur eines korrupten Polizeileutnants nicht eine deutliche Übergangserscheinung, die auf eine Zukunft hinwies, auf die wir blindlings zusteuerten?

Zunächst wieder Immobilienhändler

Dann wanderten meine Gedanken zu B., den ich mit meiner Liste auf dem Wege zu den vielen Alteisenhändlern vermutete, die ihre Lager zumeist an der äußersten Peripherie der Stadt hatten. Die alle zu besuchen, würde Tage in Anspruch nehmen. Von B. wußte ich nur wenig. Daher würde ich über seine Fähigkeiten zweifellos mehr wissen, sobald ich die Resultate des ihm gegebenen Auftrags in Händen hätte. Bis diese nicht vorlagen, konnte ich meine Suche nach geeigneten Villen für die Amerikaner fortsetzen. Ich hatte anfangs in unserer Umgebung damit begonnen. Aber schon bald führte mich diese Tätigkeit immer weiter in die versteckten Täler und zu den Aussichtspunkten der Budaer Berge, von deren Vorhandensein ich keine Ahnung hatte. Solange ich keinen Stadtplan hatte, war eine systematische Suche kaum möglich. Ich geriet immer wieder in Gegenden, die ich schon erforscht hatte oder ich verlief mich irgendwo. Erschwert wurde diese Arbeit auch dadurch, daß die Amerikaner sich weigerten, mir für diesen Zweck einen Ausweis zu geben, mit dem ich mich hätte vorstellen können. Der Grund hierfür war wohl, weil sie, wie ich wußte, viele solcher Immobiliensucher hatten. Diesen Nachteil versuchte ich dadurch zu überwinden, indem ich mich auf eine bekannte Persönlichkeit, zumeist meinen Hausherrn berief. Ich gab vor, daß dieser Bekannte mit mir über das Haus gesprochen hätte, vor dem ich gerade stand. Diese Annäherung hatte meistens Erfolg. Es gab aber auch Ausnahmen, daß mir die Tür vor der Nase zugeschlagen wurde, da man mit Gaunern nichts zu tun haben wollte. Worin diese angeblichen Gaunereien bestanden, konnte ich allerdings nie feststellen, es sei denn, daß nach Ansicht des Betroffenen der Oberbürgermeister Mitglied der falschen politischen Partei war. Es könnte aber auch sein, daß das städtische Bauamt seinerzeit die Straße dort nicht so geführt hatte, wie

es sich der Hausbesitzer gewünscht hatte. Das sind zwei von vielen für jeden guten Ungarn vollkommen berechtigte Gründe, zu dieser Ansicht zu gelangen. Ich hatte sechs oder sieben Villen gefunden, die den Ansprüchen der Amerikaner entsprachen. Mir brachten sie 10 % des allerdings recht niedrigen Mietpreises. Den Besitzern, die es noch für einige Zeit blieben, lag mehr daran, einen Amerikaner im Hause zu haben, der sie vor vielen Unannehmlichkeiten seitens der Behörden und der kommunistischen Partei schützte.

Wenn ich von diesen Ausflügen immer später zurückkehrte, lag es zum einen an den ständig sich vergrößernden Entfernungen, die ich zurückzulegen hatte. Zum anderen war es oft das Verlangen, gerade noch eine Villa zu besuchen, dessen Dach ich durch die Bäume auf einer Anhöhe erblickt hatte, von der man voraussichtlich eine gute Aussicht hatte. Für die Amerikaner war der Blick vom jeweiligen Haus aus immer von besonderer Wichtigkeit.

Das ins Auge gefaßte Ziel erwies sich nur zu oft für meine Zwecke als ungeeignet. Aber von der vermuteten Aussicht aus, für die ich inzwischen eine Art sechsten Sinn entwickelt hatte, entdeckte ich bisweilen etwas Verlockendes entweder weiter oben, unten oder gerade vor mir. Aber meistens lagen diese Entdeckungen genau in entgegengesetzter Richtung zu meiner Wohnung.

Diese Tätigkeit bot mir gelegentlich die Möglichkeit für einen Nebenverdienst, wenn ich in einem der Häuser etwas entdeckte, wofür ich einen amerikanischen Interessenten wußte. Jetzt war es nur davon abhängig, ob der Besitzer bereit war, mir den Gegenstand zu einem annehmbaren Preis zu verkaufen und es Dinge waren, die ich tragen konnte, wie ungewöhnlich geformte Feuerzangen oder ein Hirsch-geweih, das allerdings keinem Kapitalhirsch gehört haben durfte.

Das Geschäft mit dem Pekinesen

Auf einem dieser Gänge, der für lange Zeit auch mein Letzter war, kam ich zu einer alten Dame, deren Villa für den Tag auch in jeder Beziehung die "Letzte" sein sollte. Beim Verlassen des Hauses verspürte

ich etwas wie Nadelstiche in der Gegend einer meiner Knöchel, die durch die Zähne eines Zwergpekinesen verursacht wurden, der sich dort festgebissen hatte.

Da seit der Belagerung Tiere jeder Art ihren Weg in Kochtöpfe gefunden hatten und ich gleichzeitig von einem Amerikaner wußte, der einen Hund für seine Kinder suchte, fragte ich die mir folgende Dame, ob sie mir dieses "Nichts" verkaufen würde. Ich fügte hinzu, ich wüßte ein gutes und sicheres Heim bei einem Amerikaner für den Köter. Nach einer kurzen Überlegung und Tränen in den Augen überreichte sie mir den Hund mit der Bemerkung, daß ich ihn haben mag, da sie selbst bald zu ihrer Tochter, die Tiere im Haus nicht leiden kann, übersiedeln muß.

Auf weiteren Ausflügen nahm ich meistens ein Stück Brot und eine Fleischkonserve mit, die gelegentlich durch eine Tasse Tee in den besichtigten Häusern ergänzt wurden. Jetzt aber lag ein zweistündiger Fußmarsch mit dem Hund bis zur Villa des an einem Hund interessierten Amerikaners vor mir. Von dort aus brauchte ich noch eine weitere Stunde bis zu meiner Wohnung. Dieser lange Weg sollte mir durch den Hund reichlich bezahlt werden.

Ohne einen Verkaufspreis in etwa zu wissen, ließ sich dieser auch nicht verdoppeln. Das brachte mich auf den Gedanken, für jeden Zahn einen Dollar zu verlangen. Mit einiger Mühe waren 16 Stück zu finden, die ich auf 20 aufrundete. Das war dann die Summe, die sich dauernd um ein Weniges erhöhte, wenn ich auf meinem Weg meistens von Damen angehalten und nach dem Preis gefragt wurde. Alle wollten das Hündlein hinter dem Ohr kratzen, was jedesmal mit Nadelstichen beantwortet wurde, sie aber nicht daran hinderte, das "ach so liebe" Tierchen kaufen zu wollen.

An diesem Tag hatte ich meine Wohnung ohne den üblichen Proviant verlassen, da ich die Absicht gehabt hatte, um die Mittagsstunde zurückzukehren. Ich wollte dann auf dem Nebengrundstück der Prinzessin ein Gebäude besichtigen, in dem der Besitzer Kühe hielt, und auch Milch an Bekannte verkaufte. Wenn nichts daraus wurde, lag dies daran, daß ich in der Gegend, in der ich nach einer bestimmten Villa Umschau gehalten hatte, eine andere sah, die mir vielverspre-

chend vorkam. Wie so oft wurde ich auf diese Weise als eifrig Suchender von Villa zu Villa immer weiter gelockt, bis ich über Berg und Tal zur alten Dame mit dem Pekinesen kam.

Ein leerer Magen ist kein Hinderungsgrund für längere Märsche. Dies trifft besonders dann zu, wenn man eine Abwechselung hat. Dafür sorgten der Pekinese und immer wieder ein Glas heißes Wasser, welches mir für ihn auf mein Bitte hin nie verweigert wurde.
Mit diesen zwei Hilfen kam dann auch endlich bei schwindender Beleuchtung die Villa des Amerikaners in Sicht. Gleichzeitig verspürte ich ein unwiderstehliches Verlangen, mich endlich wieder hinsetzen zu können. Der Wert des Pekinesen mit all den kleinen Zulagen war inzwischen bei mir auf über 60 Dollar angestiegen. Das war ein Preis, der mir zwar selbst bei der Größe des Handelsobjekts, wenn man von Diamanten absieht, übertrieben erschien. Schließlich handelte es sich bei dem Amerikaner um meinen ersten voraussichtlichen Milchabnehmer.

Diese Erwägungen wurden durch den Anblick des Amerikaners, den ich mit seiner Frau und den Kindern auf der Terrasse des Hauses vorfand, unterbrochen. Sein Smoking und das Abendkleid der Frau zeigten mir, daß die Eltern im Begriff waren auszugehen, demnach keine Zeit zu verlieren war, besonders deswegen nicht, weil ich auf die Anwesenheit der beiden Kinder bei meinem Erscheinen gerechnet hatte.

Die Tür wurde mir von einem der Buben geöffnet, der beim Anblick des Pekinesen etwas wie "gosch" von sich gab, und ihn mir dann meinen willigen Händen entriß. Aber er ließ ihn gleich fallen, da das Hundchen ihn gestochen hatte. Das wiederum gab dem zweiten Buben die Gelegenheit, ihn aufzugreifen und gefolgt von seinem Bruder zu verschwinden. Meine Sorge war jetzt, daß sie das Tierchen zerreißen könnten, bevor der Papa gezahlt hatte. Dieser Empfang berechtigte mich, den Preis auf 80 Dollar zu erhöhen. Diesen Betrag erhielt ich auch, jedoch mit der Bemerkung, daß in den USA dafür wahrscheinlich zwei solcher Hunde zu haben wären. Daraufhin sagte ich noch einen Stammbaum zu, für den sie später noch weitere 5 Dollar zu zahlen hatten.

Nun lag noch der lange Weg mit steilen Auf- und Abstiegen zwischen mir und meinem Zimmer vor mir, jetzt aber ohne Hund und keiner Aussicht auf ein Glas Wasser, da sich nach eingetretener Dunkelheit keine Türen mehr öffneten. Dem nicht befriedigten Hungergefühl in der Magengegend folgten bald eine Schwäche in den Knien und ein „leichter Kopf". Dann kam die Übelkeit hinzu. Wenn es zu Eruptionen kommt, sind diese um ein Vielfaches schmerzhafter, als nach einer überreichen Mahlzeit. Mit diesen Unterbrechungen erreichte ich mein Bett lange nach Mitternacht. Jetzt hatte ich eine ausgesprochene Abneigung gegen eine Konserve, auf der ein Lachs in die Luft sprang. Und mich plagte ein nachträgliches Bedauern, für den Köter nicht 100 Dollar verlangt zu haben.

Die Folge von Erschöpfung ist nur zu oft Schlaflosigkeit, die mir endlich im Morgengrauen erlaubte einzuschlafen. Um die Mittagsstunde wurde ich durch die Zofe der Prinzessin geweckt, die mir einen Topf mit Suppe brachte. Da ich nicht die Absicht hatte, die Suppe in Gegenwart des Drachens zu verschlingen, den Namen hatte ich für sie seit der Kofferangelegenheit, versprach ich, den Behälter später am Nachmittag zurückzubringen.

Wir finden die benötigten Stallungen

Wie ich wußte, kam der Kohl und die Karotten in der Suppe aus dem Garten der Nachbarin. Die wenigen Stücke Fleisch stammten von einem Schwarzhändler, der einige Male in der Woche mit einem Handkarren in unserer Gegend erschien. Den Inhalt des Karrens versteckte er unter zerkleinerten Tür- und Fensterrahmen. Bei jedem seiner Kunden behauptete er, daß es sein letztes Stück sei, das er ihm anböte. Zur Verstärkung schüttete ich noch den Inhalt der Fischdose in die Suppe, wobei jetzt der Lachs mich buchstäblich anzulächeln schien. Ich nahm mir vor, die nicht mehr ganz homogene Brühe langsam auszulöffeln. Dabei begann ich mich zu wundern, wieso die Prinzessin mir gerade an diesem Tag die Suppe geschickt hatte. Gewiß war nur, daß der Drache der Prinzessin erzählen würde, den Faulpelz im Bett vorgefunden zu haben.

Die Prinzessin empfing mich mit der Nachricht, die kommunistische Partei habe am selben Morgen ihrer Nachbarin, die dort allein lebte, unter Belassung eines Zimmers das Haus für ein Kinderheim beschlagnahmt. Dies war ein beliebter Vorwand der Partei, humanitäre Gründe vorschützend, das Eigentum der einst Wohlhabenden in ihre Obhut zu nehmen. Dem Verfahren war ich bei meiner Villensuche unzählige Male begegnet. Dies war auch der Fall bei dem Haus, in dessen Garten ich die Stallung besichtigen wollte. Sollte diese für unsere Zwecke geeignet sein, wäre es äußerst ungelegen, die Partei als Nachbarn zu haben.

Mit der Entschuldigung, für die Stallung ein gewisses Interesse zu haben, zeigte ich den Schutzbrief, mit der Absicht, zunächst das Wohnhaus zu retten. Hierzu konnte aber nichts sofort entschieden werden, da ich nur die Besitzerin ohne ihren Mann antraf. Ich erklärte ihr mein Erscheinen und erhielt die Bewilligung, das unten im Garten liegende Nebengebäude zu besichtigen.

Von oben gesehen, hier konnte man wirklich von oben und unten sprechen, da an dieser Stelle das "Kühle Tal" eher eine Schlucht war, sah man am Ende der Abfahrt nur ein großes Garagentor. Früher soll dort ein Auto und ein Kutschwagen gestanden haben. Es war ein Raum, in dem nach einigen Abänderungen für acht Kühe ausreichend Platz vorhanden war.

An der einen Seite der Garage ging es über eine Terrasse zur Gärtnerwohnung, unter der die eigentliche Stallung lag, in der weitere sechs Kühe Platz gehabt hätten.

Von einer tieferen Ebene gelangte man in das Chauffeur- und Kutscher-Zimmer, unter dessen Fenster das Dach eines großen Hühnerstalls zu sehen war. Das Ganze lag in einem terrassierten Obst- und Gemüsegarten, der von der Straße bis zur Talsohle abfiel. Auf der gegenüberliegenden Seite war ein ansteigender bewaldeter Hang, der einen vergessen ließ, in unmittelbarer Nähe einer Großstadt zu sein.

Abgesehen von der steilen Auffahrt, die uns Schwierigkeiten bereiten könnte, glaubte ich den idealen Platz gefunden zu haben. Ich wollte

mich aber nicht endgültig entscheiden, bevor B. es nicht gesehen hatte, da er es sein würde, der den Betrieb zu leiten hätte. Um mich vor unliebsamen Überraschungen zu schützen, brachte ich mit Genehmigung des Besitzers an strategischen Punkten Notizen an, die besagten, daß das Gebäude mit Garten unter dem Schutz der amerikanischen Kontrollkommission stand. Nach diesen Vorsichtsmaßnahmen konnte ich nichts weiter unternehmen, als auf B's Rückkehr zu warten. Das Verlangen, nach weiteren Villen zu fahnden, war mir für die nächste Zeit gründlich vergangen.

Während der Vermessungen für die notwendigen Abänderungen in der Garage für den Fall, daß wir dort Kühe einstellen, erschien ein Parteifunktionär mit dem Vorsatz, mich vom Grundstück zu vertreiben. Ich zeigte ihm den Schutzbrief und gab ihm zu verstehen, daß er das Wohnhaus mit der obersten Terrasse vorläufig behalten könnte. Dadurch schaffte ich eine Art Niemandsland, ohne direkt mit der Partei in Konflikt zu geraten. Das Wohnhaus wollten wir ohnehin für unsere Zwecke nicht nutzen. Der Emissär war kaum gegangen, als ein Laufbursche des Tschechen mit der Mitteilung erschien, die Kühe könnten in Ödenburg jederzeit abgeholt werden, worauf ich nur eine ausweichende Antwort geben konnte.

Es vergingen noch weitere zwei Tage bis B. mit seinen Aufzeichnungen erschien. Aus denen ersah ich, daß er, wie von mir vermutet, nahezu bei allen Alteisenhändlern der Stadt gewesen war. Er hatte auch das meiste von dem gefunden, was wir für unser Vorhaben brauchen würden. Vieles davon hatte jedoch den bedenklichen Vermerk „reparaturbedürftig". Von fast ebenso großer Bedeutung war aber, daß B. auf eigene Initiative, dem „Kühlen Tal" folgend, einen enteigneten Großgrundbesitzer aufgesucht hatte, um dort nach einer Stallung zu suchen. Bei dieser Gelegenheit hatte er große Mengen Stroh und Luzernenheu gefunden, welches anscheinend den Russenpferden unbekannt war. Die vormaligen Angestellten wollten es nur zu gerne verkaufen. Außerdem sollten dort auch zwei Pferde mit einem Wagen stehen, die ihm allerdings nicht gezeigt wurden.

Was noch fehlte, waren die Kühe, an deren Existenz ich jetzt glauben mußte. Nur befürchtete ich, es könnte Bauernvieh mit niedriger Milch-

leistung sein, die den von uns übernommenen Verpflichtungen nicht nachkommen würden.

Nachdem sich B. mit dem von mir besichtigten Gebäude einverstanden erklärt hatte, ging ich mit B.s Kostenvoranschlag zum Tschechen, um ihn wissen zu lassen, daß wir bereit sind, die Kühe aus Ödenburg abzuholen.

Wir holen die ersten Kühe

Die Kühe konnten ohne den Schutzbrief nicht nach Budapest gebracht werden. Daher mußte ich selbst mit nach Ödenburg, da ich nicht die Absicht hatte, mich von diesem Dokument zu trennen. Die wenigen Züge, die schon fuhren, liefen ohne Fahrplan, und deren Ziel wußten anscheinend nur die Lokomotivführer mit einiger Sicherheit zu sagen. Die Fahrkarten waren ein Stückchen Papier mit einem verschmierten Stempel. Die Männer auf den Bahnsteigen unter den Bahnbeamten-mützen wurden von diesen Zetteln nicht davon abgehalten, nach deren Besichtigung noch einen weiteren kleinen Tribut zu verlangen. Die Züge machten den Eindruck, ausschließlich im Dienst von Hamsterern zu stehen, eine Tätigkeit, die streng verboten war. Gleichwohl fuhren sie mit leeren Körben, Schachteln und Säcken ab, um mit vollgefüllten Behältern und oft sich darin Bewegendem zurückzukehren. Auch war die Richtung für viele dieser Hamsterer scheinbar von keiner großen Bedeutung, denn wenn ein Zug überfüllt war, sah ich Reisende sich in andere Züge stürzen, die vielleicht erst in Stunden und mit einem ganz anderen Ziel abfuhren.

Einen Stehplatz in meinem Zug erkämpfte ich mir nur mit der Unterstützung eines Mannes, der wie ich nur ein Köfferchen hatte. Das war vielleicht der Grund seiner Hilfsbereitschaft. Er vermutete wohl in mir einen Kumpanen gleicher Gesinnung. War es unsere Gepäcklosigkeit, die ihm eine verwandte Seele vermuten ließ, oder die natürliche Veranlagung mancher Ungarn, sich Fremden zu öffnen? Ich war jedenfalls bald im Bild, an einen Schmuggler-Banditen gepreßt zu sein. Zuerst war es nur ein Abtasten nach dem Ziel und Zweck meiner Reise, dem vertrauenserweckende Eröffnungen über die Schwierig-

keiten mit seiner Familie folgten, bis er dann ganz offen über seine Tätigkeit zu sprechen begann. Von der hatte ich schon gehört, aber bisher noch keine persönliche Bekanntschaft mit einem ihrer Vertreter gemacht.

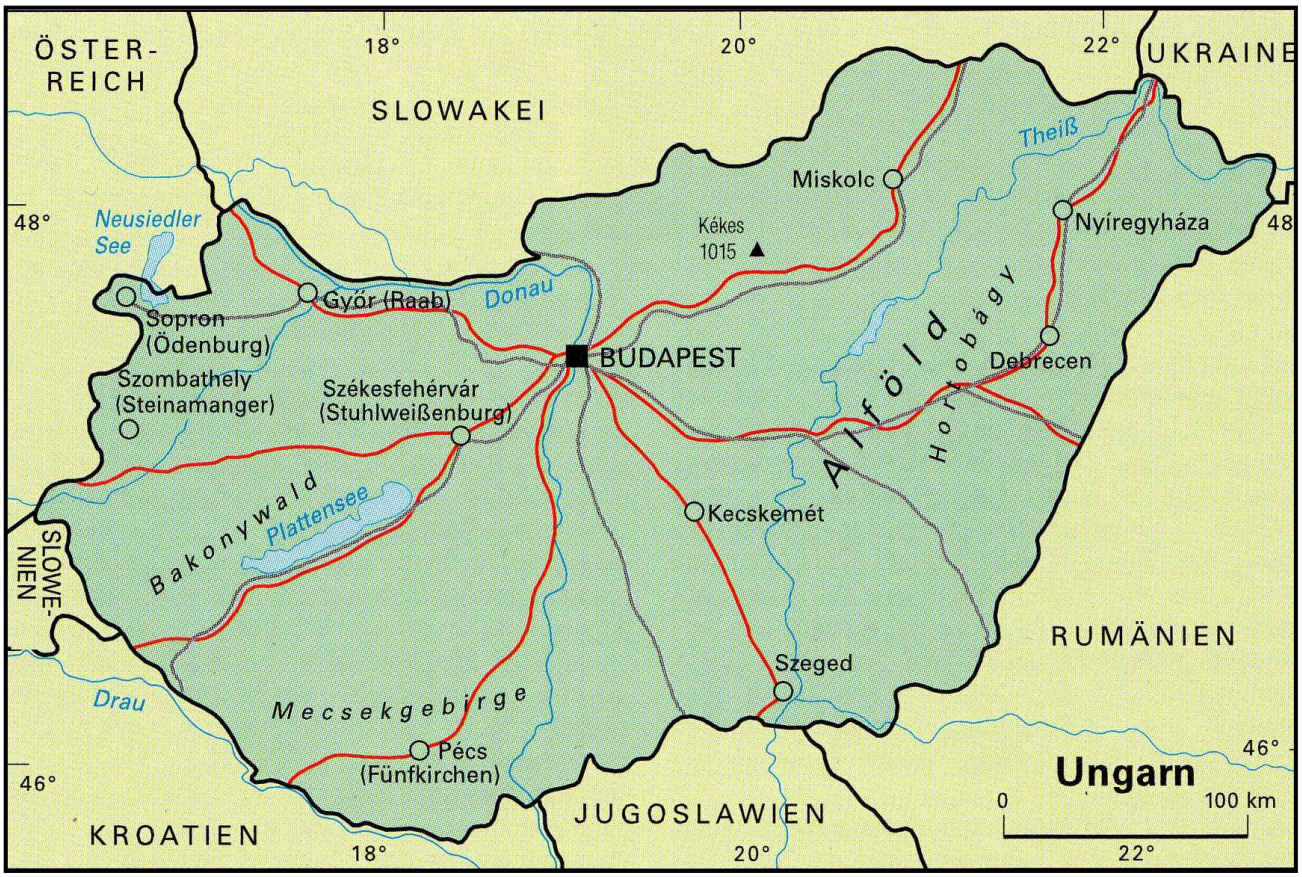
An gewissen Tagen bestiegen er und seine Kumpane irgendeinen Zug, den sie nach einigen Stationen gegen einen mit Hamsterern zurückkehrenden vertauschten. Vor der Endstation hielt der Zug an einem für die Banditen günstigen Platz an. Den Passagieren, die man schon eingeschüchtert hatte, wurde gesagt, daß Polizei und Zollbeamte auf sie warten würden. Diese Gefahr sei aber durch eine Lebensmittelabgabe zu beseitigen. Große Mengen an Butter, Fett, Kartoffeln, Eier und was sich sonst noch fand, wurden zwangsläufig abgegeben und im letzten Waggon verstaut, der dann abgehängt wurde.

Der Zug fuhr dann mit einigen der Banditen zur Endstation, die den Passagieren halfen, ohne weiter gerupft zu werden, das Bahnhofsgebäude zu verlassen. Wenn diese Art der Zusammenarbeit stimmte, bestand hier in einem noch absoluten Chaos unter den Gangstern eine gewisse Ordnung. Nach Ansicht des Banditen würde diese jedoch durch Rivalitäten bald zu einem Ende kommen. Das war auch der Grund seiner Reise, nämlich neue Gebiete für seine Tätigkeit zu finden.

Für mich war hauptsächlich von Interesse, daß es angeblich noch Gegenden gab, welche die Russen bei ihrem schnellen Vormarsch umgangen hatten, und in denen fast friedensmäßige Verhältnisse herrschen sollten. Zu denen gehörten auch gewisse Gebiete südlich von Ödenburg.

Zwischen Budapest und Ödenburg führt die Bahn an großen schwäbischen Dörfern deutscher Bauern vorbei, die man nach dem Türkenkrieg dort angesiedelt hatte.

Die Schwaben lebten ebenso wie die Ungarn in Dörfern. Der Unterschied dieser Orte war jedoch schon von weitem leicht zu erkennen.



Karte 7. Ungarn in den Grenzen nach 1945

Für die Ungarn als Steppenvolk war ein Gesichtsfeld bis zum Horizont unverzichtbar. Außer einigen verstaubten Akazien, an denen sich seine Schweine schaben können, duldete er kaum andere Bäume. Wenn seine Siedlungen auch keine Zeltlager mehr waren, konnte man sich dennoch zuweilen des Eindruckes nicht erwehren, daß deren Nichtvorhandensein am Landschaftsbild kaum etwas geändert hat.

Das Schwabendorf hingegen konnte aus der Ferne nur in einer Baumgruppe vermutet werden, die erst beim Näherkommen weiß angestrichene Gebäude durchblicken ließ. Im Gegensatz zur ungarischen Dorfstraße, die dem allgemeinen Verkehr von Mensch und Tier diente, hatten die Schwaben hinter den Stallungen ihre eigenen Zufahrten. Die Hauptstraße war mehr eine Promenade, auf der die Einheimischen sich an Sonn- und Feiertagen ergingen. Als wir durch diese wohlgeordnete und reiche Landschaft fuhren, die ich von früher her gut kannte, ahnte man noch nichts von der Vertreibung aller Schwaben, wodurch dann die Kenntnisse über die Steppe dem Herzen Europas um Einiges näher gebracht wurden.

Kurz vor Ödenburg mischte sich der Bandit unter die einsteigenden Reisenden, um hier die Möglichkeiten seines Gewerbes zu erforschen. Die sahen mir nicht vielversprechend aus, da es zumeist handfeste Bauersfrauen waren, die ihre Produkte ganz offen in die Stadt brachten.

Da wir in Ödenburg am Abend ankamen und uns niemand aus dem Zug vertrieb, verbrachten wir die Nacht in unserem Abteil mit Brot, Butter und zwei Flaschen Milch, die ich einer Bäuerin abgekauft hatte. Dann schlief ich mit dem festen Vorsatz ein, aus der geplanten Milchwirtschaft eine Wirklichkeit werden zu lassen, wenn auch nur, um jeden Tag kalte frische Milch trinken zu können.

Gewohnt, das Gesuchte fast ausschließlich in entlegenen Stadtvierteln zu suchen, war ich nicht wenig erfreut, daß die Textilfabrik nur wenige Schritte von der Bahnstation entfernt lag. Die nicht sehr hohen Erwartungen wurden etwas aufgebaut, um dann, wie so oft, in Enttäuschung zu zerfließen. Wenn auch die Intensität unserer Gefühle mit der Zeit verblaßt, verspüre ich jetzt noch das Staunen, als mir der Mann, an den ich verwiesen worden war, eine Schuppentür öffnete. Dort standen acht Simmentaler Kühe von einer Gleichförmigkeit, die nur aus einer gut geleiteten Viehwirtschaft stammen konnten.

Eine der schlechteren menschlichen Eigenschaften ist, auch in der besten Suppe nach einer Fliege zu suchen. Ich fand sie in diesem Fall darin, daß es nicht Friesländer, sondern Simmentaler waren. Bei gleicher Fütterung gibt die Friesländer Kuh bedeutend mehr Milch als ihre Simmentaler Schwester, diese dagegen hat ein bedeutend höheren Butterfettgehalt in ihrer Milch. Unter den vorliegenden Umständen war dies natürlich eine lächerliche Überlegung, besonders deshalb, weil ich in diesem Fettüberschuß meine zukünftige Butterquelle sah.

Pferde und Vieh wurden in Ungarn mit wenigen Ausnahmen durch Mittelsmänner gekauft. Das war ein Beruf, der wie auch anderswo kein großes Ansehen genossen hat. Im deutschen Begriff vom Roßhändler mit seiner zweideutigen Bedeutung kommt es auch bei uns zum Ausdruck.



60. Die Friesländer Kuh



61. Die Simmentaler Kuh

Für eine Abmelkwirtschaft sind das Alter und die Erscheinung einer Kuh belanglos, da es hier ausschließlich auf die Beschaffenheit des Euters ankommt. Ein gutes Euter muß tief mit gleichförmigen Abrundungen sein, auf denen leichte Einschnürungen zu sehen sind, welche die vier Milch haltenden schwammartigen Abteilungen andeuten, die je in einer gleichlangen Zitze enden sollen. Ein gut verteiltes und sichtbares Adernetz weisen auf eine ausreichende Durchblutung der Milchquelle hin. Dies sind die Merkmale einer guten Milchkuh. Sie können jedoch teilweise durch Manipulationen erzeugt werden, indem einen Tag lang nicht gemolken wird. Es wird sogar von Fahrradpumpen gesprochen, um die Schlaffheit des Euters zu beheben. Letzteres scheint mir jedoch wegen der Beschaffenheit des Euters kaum möglich zu sein. Es ist wohl eher ein Zeichen der menschlichen Neigung, von den Mitmenschen nur Schlechtes zu denken. Hier brauchte ich aber Befürchtungen dieser Art nicht zu haben, da ständig Leute kamen und gingen, die an den Eutern herumzupften, um ihnen den letzten Tropfen Milch zu entlocken.

Vorgesehen war, die Rückfahrt sofort mit einem Lastauto anzutreten, da er in Budapest gebraucht wurde. Wegen der kleinen Ladefläche war er für unsere Zwecke aber kaum geeignet. Außerdem war die Ladefläche so hoch, daß ich Zweifel hatte, sogar mit Hilfe der Laderampe der Bahn, die Tiere verladen zu können. So kam es dann

auch. Nachdem wir die Seitenklappen des Autos mit Planken hatten erhöhen lassen, standen wir ratlos vor der Laderampe und wußten nicht, wie wir den Höhenunterschied zwischen ihr und der Ladefläche des Fahrzeugs überbrücken könnten.

Bei Verlegenheiten dieser Art braucht man auf Zuschauer nicht lange zu warten. Auch uns ging es nicht anders. Plötzlich drückte mir mein Reisegefährte aus dem Zug sein Köfferchen in die Hand und übernahm das Verladen. Zuerst wurde mit Hilfe von Planken eine rutschbahnähnliche Verbindung zwischen Auto und Rampe hergestellt. Dann suchte sich der Bandit eine ihm geeignet erscheinende Kuh aus. Der verstand er durch einige Drehungen und Windungen des Schwanzes, die schmerzhaft aussahen und es wohl auch sein sollten, die Richtung zu geben, in welche das unwillige Tier zu gehen hatte. Das war eine Fähigkeit, die man zumeist nur bei Viehhändlern und Fleischern fand, die ich trotz Bemühungen nie erlernt habe. Mit dieser einen brüllenden Kuh auf dem Auto half der Herdeninstinkt mit nur wenigen Schwanzdrehungen die restlichen fünf Tiere, die wir noch mitnehmen wollten, zu verladen.

Da wir jetzt in die Dunkelheit hineingeraten wären, weigerte sich der Chauffeur durch die Nacht zu fahren. Er lenkte das leicht schwankende Auto gegen eine Mauer der Fabrik, um mit Hilfe einer provisorischen Plattform die Kühe tränken und füttern zu können. Dann schickte ich den Banditen, der jetzt, wie man so sagt, aus meiner Hand fraß, nach etwas Eßbarem in die Stadt. Ich selbst ging mit einer Flasche Milch zur Station zurück, um mir unter den herumstehenden Waggons einen Schlafplatz zu suchen. Als ich schon glaubte, der Bandit habe sich mit dem ihm gegebenen Geld aus dem Staub gemacht, erschien er mit einer reichen Auswahl Lebensmitteln. Unter denen befanden sich sogar eine Salamiwurst und eine Flasche Wein, für die ich allerdings erheblich draufzuzahlen hatte. Dabei mußte ich an den Zwergpekinesen denken.

Die Absicht, auf einer südlichen, kürzeren aber schlechten Straße Budapest zu erreichen, mußte wegen der unausgeglichenen Ladung aufgegeben werden. Daher waren wir gezwungen, über die Budapest-Wiener Hauptstraße zurückzukehren, die ich gerne vermieden hätte.

Als wir die Hauptstraße erreichten, wofür wir einen halben Tag gebraucht hatten, wurden wir von russischen Soldaten angehalten. Hinter ihnen lagen zwei umgestürzte Jeeps. An der anderen Seite der Straße hatten soeben weitere Fahrzeuge angehalten, denen mehrere Offiziere entstiegen und der Unfallstelle zuliefen. Unter einem der umgestürzten Fahrzeuge lag eine Gestalt, an dessen Hosennaht ein breiter roter Streifen zu sehen war. Das bedeutete, daß das Opfer des Unfalles nur ein General sein konnte. Wenn hier nach einem Schuldigen gesucht worden wäre, wäre es für die Soldaten, die vor uns standen, ein Leichtes gewesen, auf uns als die Urheber des Unfalles hinzuweisen. Eine Situation also, in der ein Zivilist besser nicht anwesend ist.

Meine Anweisung, langsam rückwärtsfahrend wieder unsere Auffahrt zur Chaussee zu erreichen, wurde vom Chauffeur, der den Rückwärtsgang nicht finden konnte, durch lärmende Beschleunigung des Motors beantwortet. Dadurch richtete sich die Aufmerksamkeit der Soldaten, die ganz der Unfallstelle zugewandt war, plötzlich auf uns. Es wurde uns zu verstehen gegeben, dies von mir vorgesehene Manöver zu unterlassen. Auch als die Soldaten von der Feldpolizei abgelöst wurden, ließ sich dieser Versuch nicht wiederholen, da sich in der Zwischenzeit hinter uns eine Fahrzeugschlange gebildet hatte. Was augenscheinlich eine lange Wartezeit zu werden drohte, wurde durch das Bestreben, den Verkehrsstau möglichst schnell wieder abzubauen, wesentlich verkürzt. Für unser Auto, soweit ich sehen konnte, das einzige nicht militärische Fahrzeug, wurde uns ein Platz unter den Maulbeerbäumen, mit denen lange Strecken der Budapest-Wiener Straße bepflanzt sind, zugewiesen. Ich war darauf gefaßt, daß die starken Äste dieser Bäume jeden Augenblick den Plankenaufbau mit den Kühen herunterfegen. Um nicht meine Länge zu zeigen, die mir schon viele Unannehmlichkeiten mit der russischen Polizei verursacht hatte, stieg der Bandit, der sich mit einer Selbstverständlichkeit uns angeschlossen hatte, aus und stellte fest, daß die Kühe in aller Ruhe an den Blättern der Bäume fraßen.

Dann verlangte ein Feldpolizist unser "Bumaga" (Dokument) zu sehen. Ich gab vor, ihn nicht zu verstehen. Er wiederholte dann sein Verlangen mit "Papier", welches er lange und eingehend studierte. Bei Prüfungen dieser Art war es vorgekommen, daß Ausweise zerris-

sen wurden und ich daher die Hand we1che die "Bumaga" hielt, nicht aus den Augen ließ. Meine Wachsamkeit wurde durch ein Kratzen am Halse abgelenkt. Es waren die Bartstoppeln des Banditen, der einen Blick auf dieses "Sesam-öffne-dich" haben wollte, welches mir der Polizist dann auch, mit der Andeutung zu warten, zurückgab.

Als ich auf eine längere Lücke in den vorbeifahrenden Fahrzeugen zeigte, wurde uns die Weiterfahrt gestattet. Sie brachte uns aber nur bis zur Unfallstelle, da gerade der Jeep unter dem der General gelegen hatte, über die Straße geschoben wurde. Auch ohne ein Arzt zu sein, war an den schweren Verletzungen des Kopfes des Generals, der jetzt auf einem Mantel lag, zu sehen, daß dem Verunglückten kaum zu helfen war. Neben ihm kniete nur ein Offizier, während andere Militärs in Habachtstellung bei ihren Fahrzeugen standen. Der Kniende hatte eine Pistole in der Hand, die er mit einer schnellen Bewegung an den Kopf des Liegenden brachte und seine Schläfe durchschoß, woraufhin dieser mit einer zuckenden Bewegung seinen Arm etwas weiter über die Brust schob. Der Offizier steckte die Pistole in das Holster, richtete sich auf, salutierte dem am Boden Liegenden, stieg über diesen hinweg in seinen Jeep und verschwand ohne sich umzuschauen hinter der nächsten Straßenbiegung. Mit dem Gedanken, soeben Zeuge des wohl größten Kameradschaftsdienstes gewesen zu sein, der einem Waffengenossen erwiesen werden kann, fuhren wir langsam an, um der in der Ferne verschwindenden Autokolonne zu folgen.

Nach weiteren Aufenthalten, die durch Tränken der Kühe und das Warten an Schranken verursacht wurden, erreichten wir Budapest nach Mitternacht, eine Zeit, die damals für Abfahrten und Ankünfte normal zu sein schien.

Die späte Stunde und die Höhe des Wagens verhinderten ein sofortiges Abladen der Kühe. Sie mußten aber unbedingt gemolken werden. Der Bandit erledigte es mit einiger Geschicklichkeit. Das Resultat allerdings war eine Pfütze Milch unter dem Wagen, da zwischen den eng stehenden Tieren mit einem Eimer nicht hantiert werden konnte.

Obschon ich noch vor Sonnenaufgang wieder zur Stelle war, hatte die Ladung des Lastautos schon einige Frühaufsteher angelockt. Unter

denen war ein Passant, der auf die Milch im Rinnstein hinweisend der Meinung war, dies seien ganz besondere Kühe, die ohne zu melken ihre Milch von Zeit zu Zeit freiwillig abließen. Unter den Gaffern waren auch zwei schulpflichtige Mädchen, die endlich entdeckten, woher die Milch eigentlich kommt. Dies war der Anlaß zu einer Bemerkung eines Zuschauers, daß die beiden in wenigen Jahren noch weitere Milchquellen kennenlernen würden. Das rief eine allgemeine Heiterkeit hervor.

Mit dieser heiteren Stimmung wurde auf Vorschlag des Banditen, in dessen Obhut ich die Kühe gelassen hatte, das Lastauto gleich außerhalb der Stadtgrenze gegen die steile Wand einer Kiesgrube gefahren. Mit Hilfe des Plankenaufbaues wurden die Tiere viel schneller abgeladen, als das Aufladen gedauert hatte. Dem folgte ein triumphaler Einzug mit dem Banditen vorneweg in das "Kühle Tal". Jedem der es hören wollte, erzählte er von den furchtbaren Gefahren, denen er sich ausgesetzt hatte, um die Kühe in die Stadt zu bringen.

Auf der Suche nach dem Gärtner, der uns beim Abladen der Kühe geholfen hatte, fand ich unter den Obstbäumen große Haufen mit Luzernenheu und Stroh. Das ließ darauf schließen, daß B. in der Zwischenzeit tätig gewesen war. Ich konnte aber weder ihn noch den Transport entdecken, mit dem er dies alles gebracht hatte. Da ich damit gerechnet hatte, kein Futter vorzufinden, hätten die Kühe vorerst außerhalb der Stadt ihre Nahrung selbst suchen müssen. Jetzt standen sie bald vor gefüllten Krippen und tief in reiner Streu.

Das Milchgeschäft beginnt mit vielen Problemen

Hier möchte ich vermerken, daß damit in fünf Monaten nach der Belagerung von Budapest und dem Beginn der neuen Zeitrechnung für ihre Einwohner, ein Unternehmen ins Leben gerufen wurde, in dem ich zuerst für und dann mit dem Tschechen tätig war. Außer einigen Notizen gab es keinerlei schriftliche Abmachungen, bis ich kurz vor meinem endgültigen Verlassen Ungarns den Betrieb ganz übernahm.

Die nächste und dringendste Arbeit war, die Garage für die nachfolgenden Kühe einzurichten. Die ganze Zeit folgte mir der bisher sehr schweigsame Bandit. Dann nahm er mich bei passender Gelegenheit geheimnisvoll zur Seite, obwohl wir ganz allein waren, um mir einen Vorschlag zu machen, auf den ich schon gewartet hatte.

Trotz aller Verschlagenheit hatte ich jetzt einen Mann vor mir, der mich an eine Geschichte erinnerte, die mir meine Mutter zu lesen gegeben hatte. Darin fand ein Goldgräber eine Mine, die sich, damals für mich auf eine geheimnisvolle Weise, nur mit einem Wort öffnen ließ. Der Arme konnte aber dieses Wort nicht finden und verlor bei dessen Suche seinen Verstand. Später im Leben, auf meinen unterschiedlichen Jagden, lernte ich bald, daß ein Wort sehr wohl ein Schlüssel zu meinen Goldgruben oder was ich damals für eine solche hielt, sein konnte. Trotz naher Verzweiflung konnte ich jedoch nicht immer das richtige Wort finden.

Jetzt verriet mir die leicht zitternde Stimme und die sich überstürzenden Argumente des Banditen seine Gewißheit, die Goldgrube seines Lebens gefunden zu haben. Es war aber auch seine Angst zu spüren, nicht das überzeugende Wort zu finden, um mir vorzuschlagen, mit dem Schutzbrief Vieh am laufenden Band nach Budapest zu bringen, um es dann als Schlachtvieh zu unserem gemeinsamen enormen Profit zu verwerten.

Da er wie ein Besessener von seiner Idee überzeugt und anderen Argumenten völlig unzugänglich war, ich hingegen seine besondere Nützlichkeit für unseren Betrieb kennengelernt hatte, sagte ich dem Banditen lediglich, ich müsse mir seinen Vorschlag erst überlegen. Das dämmte jedoch seinen Wortschwall kaum ein, bis von der oberen Einfahrt zwei Pferdchen mit einem kleinen Wagen erschienen, und mit zunehmendem Tempo direkt auf uns zu rasten. Als ich im Begriff war, zur Seite zu springen, lenkte der Fahrer mit einer Geschicklichkeit, die auf langjährige Erfahrungen schließen ließ, seine Rößlein in einen Strohhaufen, wo sie zum Stillstand kamen.

Den Fahrer hielt ich zuerst für einen der Kindersoldaten, dem eigentlichen Terror der russischen Armee. Sie waren oft kaum größer wie ihre

Gewehre und durchstreiften nach der Russenwelle zu Hunderten die Gegend. Aber es war natürlich B., der sichtlich abgezehrt vom Wägelchen stieg.

Dem Banditen gab ich zu verstehen, er möge mich in seiner Sache zu gegebener Zeit wieder ansprechen. Das nahm er recht wörtlich und erschien mit seiner Idee am nächsten und den folgenden Tagen bei mir. Das ging so lange, bis er das erste amerikanische Auto sah, das bei uns Milch abholte. Nachdem der Bandit gegangen war, setzte ich mich mit B. auf eine Gartenbank, auf dessen Tisch bald zwei Gläser mit Milch standen, die uns die Frau des Gärtners brachte.

Diese zwei Gläser erzeugten bei mir die Vision einer eigenen Häuslichkeit mit einem Frühstück im Bett mit Milch, Butter, Eiern, und sogar Schlagsahne mit Erdbeeren, die hier zu meinen Füßen wuchsen. B. und ich einigten uns schnell, daß das Gespann für Milchlieferungen ungeeignet sei und uns nur die Russen auf den Hals bringen würde. Daher sei es sobald als nur möglich durch ein anderes Transportmittel zu ersetzen. Bis dahin müßten unsere Kunden die Milch selbst abholen.

Da der Tscheche von unserer gelungenen Expedition durch den Chauffeur hören würde, konnte ich mir einen langen Fußmarsch zu seinem Büro ersparen. Aber ich wollte ihn dennoch mit etwas Anschaulichem von unserem Erfolg überraschen. Daher sollte seine Frau, die nicht weit von uns wohnte, zwei Flaschen Milch erhalten. Bis ich ihre Wohnung gefunden hatte, war eine der Flaschen meiner Hand entrutscht und der Inhalt der anderen, soweit durch das Glas zu sehen war, sauer geworden. Das hinderte mich aber nicht, an ihrer Tür zu klingeln, da saure Milch ja auch ihre Verwendungsmöglichkeiten hat. Geöffnet wurde mir von einer jungen Dame, die nicht die Frau des Tschechen aus dem Esterhazy'schen Keller war. Hier stand ich einem sehr hübschen jungen Mädchen gegenüber, an deren Rock allerdings ein kleiner Bube hing. Ihre Kenntnis über das neuste Unternehmen ihres Mannes schloß jedes Mißverständnis in der Adresse aus. Als ich ihr unser noch nicht gelöstes Transportproblem erklärt hatte, war sie auch gerne bereit, bis auf weiteres die Milch selbst abzuholen.

Bald erhielten wir auch kleine Zettel des Tschechen mit weiteren Adressen, an die Milch zu schicken war, ohne deshalb die bisherigen Lieferungen einzustellen. Seinen eigenen Bedarf ließ er bald täglich mit einem Dreirad abholen.

Wie die Erfahrung zeigte, würden unsere Kunden nur dann frische Milch erhalten, wenn wir ein Kühlgerät hätten. Von der Seite gesehen sieht dieser Apparat wie ein Stück eingerahmtes Wellblech aus. In Wirklichkeit sind es aber Röhren, durch die kaltes Wasser zirkuliert und über deren gewellte Fläche von einem dachrinnenartigen Trog mit kleinen Löchern die Milch wie ein Film in eine Kanne läuft. Wir hatten aber nur Teile eines Kühlers mit zahllosen Löchern, durch die so viel Wasser sich in die Milch mischte, daß diese eine ausgesprochen bläuliche Färbung bekam. Ein Versuch, die größten Löcher durch Löten zu schließen, mißlang. Die kleinen Unebenheiten des Lötmaterials, die einen gleichmäßigen Fluß der Milch über die Röhren verhinderten, mußten abgefeilt werden, und dabei kamen die soeben geschlossenen Löcher wieder zum Vorschein. Nachdem B. sich mit dieser undankbaren Arbeit abgeplagt hatte, legte er die ausgeliehenen Werkzeuge zur Seite, spannte die zwei Russenpferde ein, rief den Gärtner und verschwand mit ihm für den Rest des Tages. Am nächsten Morgen erschienen sie wieder mit einem Monster-Kühler, den er aus dem Kuhstall des enteigneten Großgrundbesitzers am Ende des 'Kühlen Tales' abmontiert hatte. Der einzige Platz, wo er bei uns untergebracht werden konnte, war in der einen Hälfte des Hühnerstalls. Das Dach, das auf vier wenig Stabilität versprechenden Obstbäumen ruhte, mußte allerdings vorher angehoben werden.

Um eine wirklich reine Milch zu erhalten, muß sie durch ein Sieb in eine Kanne gegossen werden. Da so ein Sieb aber nicht feinmaschig genug ist, um kleinste Unreinheiten aufzufangen, muß ein dünner Stoff daraufgelegt werden, der jedoch nicht zu erhalten war. Die erste anstandslose Milch erhielten wir daher durch einen langen Kaschmir-schal der Prinzessin, die für unser Unternehmen von Anfang an das größte Interesse gezeigt hat. Es waren Kleinigkeiten dieser Art, die uns in den ersten paar Monaten mehr plagten, als die Probleme, welche mich zunächst am Erfolg dieses Unternehmens hatten zweifeln lassen.

Da B., dem ich das Chauffeurzimmer anbot, schon bei einem Nachbarn ein Zimmer gemietet hatte, blieb mir die Möglichkeit, dieses selbst zu übernehmen. Somit wurde meine angestrebte Häuslichkeit zur Wirklichkeit. Die Pflege übernahm die Gärtnersfrau, die schon ähnliche Dienste ihren früheren Brotgebern erwiesen hatte.

Das Transportproblem wird gelöst

Ungelöst blieb allerdings die Transportfrage, die täglich dringender wurde, da die Amerikaner immer weniger Neigung zeigten, die Milch abzuholen. Ich befreite B. von allen seinen sonstigen Pflichten, damit er sich auf die Suche nach einem Auto macht. Nach nur wenigen Tagen erschien er mit einem Mann, der von einem Bekannten wußte (damals war man noch nicht selbst Besitzer solcher Schätze), der geneigt war, sein Auto zu verkaufen. Nach längeren Verhandlungen stellte sich allerdings heraus, daß es sich nur um Einzelteile handelte. Nach Meinung von B. könnte man aus diesen ein Auto zusammenbauen, dem allerdings die Räder noch fehlen würden. Der Besitzer der Wagenteile weigerte sich aber, daß das Auto bei ihm zusammengebaut wird. Daher mußte B. die Garage seines Hausherrn zu diesem Zweck in Anspruch nehmen. Mit der Montage wurde sofort begonnen, wenn dies der richtige Ausdruck für ein Auto ist, welches offensichtlich schon früher eine Kombination verschiedener Modelle gewesen war. Es gab da Drähte, an denen nicht oder nur im richtigen Augenblick gezogen werden durfte, eine Haube, die fast, aber nicht ganz schloß, da diese entweder zu klein oder der darunter befindliche Motor zu groß war, und Türklinken, die bei der Stellung öffneten, bei der sie eigentlich hätten schließen sollen. Dies sind nur einige der Mängel, die bei diesem Fahrzeug zu nennen sind. Das noch räderlose Produkt hatte eine starke Ähnlichkeit mit einer hockenden Kröte. Als ich zur ersten Inspektion dieses lieferwagenähnlichen Fahrzeuges eingeladen wurde, zeigte ein Aufdonnern des Motors an, daß es wenigstens ein gutes Herz hatte. Bis Räder, die nur mit Hartgummibereifung auffindbar waren, beschafft werden konnten, trat noch eine weitere Verzögerung ein. Die Räder sollten angeblich von einer deutschen Abwehrbatterie stammen. Mein erster und einziger Versuch, dieses Auto zu fahren, endete zwischen den Hinterbeinen der Kühe in der Garage. Der Wagen war, wie B. mir

nachträglich sagte, noch ohne richtige Bremsen. Dennoch war er schon einige Zeit mit ihm gefahren.

Selbst nach einer längeren Zeit, während der B's Schöpfung im Einsatz war, kann ich mich an keinen Tag erinnern, an dem die Milch nicht pünktlich bei den Kunden abgeliefert wurde. Auch fuhr B. meine Braut, die jetzt bei der englischen Kontrollkommission am anderen Ende der Stadt arbeitete und ihre Wochenenden bei mir verbrachte, zu mir und nach wieder Budapest zurück. Nicht wenig ungehalten war er jedoch, wenn er von seiner Passagierin gebeten wurde, nur wenige Häuser vor der Kontrollkommission anzuhalten.

Wir schlachten eine Kuh

Auch wenn jetzt der Nachschub von Frischmilch gebenden Kühen aus Ödenburg gesichert zu sein schien und wir bald 14 Kühe hatten, tauchte nur zu bald eine neue Verlegenheit auf. Bei einem der Tiere trat eine stark abfallende Milcherzeugung auf, was bei einer Abmelkwirtschaft nicht geduldet werden kann. Ein Abnehmer für dieses Tier hätte sich ohne Schwierigkeit gefunden, wenn auch die zur Zeit bestehenden Erlasse und Verordnungen über die Verwertung von Schlachtvieh innerhalb des Stadtgebietes unklar und widersprüchlich waren. Entschieden wurden alle Bedenken durch eine Aufstellung von B., aus der ich ersehen konnte, daß, wenn wir die Kuh selbst schlachten und verwerten, der Profit so enorm sein würde, daß ich diese Möglichkeit einfach nicht von der Hand weisen konnte. Einerseits steigert sich bei der Annahme eines höheren Profits gleichermaßen auch das hinzunehmende Risiko. Anderseits verringern sich die Bedenken im gleichen Verhältnis zur Höhe des zu erwartenden Gewinns. Mit dieser verkehrten Denkungsart versuchte ich etwas aufzubauen, was meinem persönlichen Sicherheitsgefühl dienen sollte.

Mein Selbstvertrauen ging damals so weit, die Kuh eigenhändig schlachten zu wollen. Wenn früher mein Heger nicht zur Stelle gewesen war, hatte ich bei Hirschabschüssen zahlreiche Tiere selbst ausgenommen. Und deren Inneres ist mit dem einer Kuh identisch. Mein einziges Bedenken war, daß eine Kuh um ein Vielfaches schwerer ist als ein Hirsch. Aber dafür hatte ich jetzt die Hilfe von B. und die des

Gärtnerehepaares. B. meinte, die Erfahrung mit Hirschen würde mir bei meinem Vorhaben nicht helfen, da er nur Kunden habe, die wegen fehlender Kühlschränke nicht mehr als 20 kg übernehmen könnten. Er hätte auch keinen Abnehmer für die Haut und das Innere der Kuh. Der Bandit hingegen war bereit, das Tier zu schlachten und das Fleisch aufzuteilen.

Die Absicht, das Tier in der Nacht in der Garage zu schlachten und während der Zeit die anderen Kühe draußen an Obstbäume anzubinden, wurde aufgegeben, da sie sehr wahrscheinlich durch lautes Brüllen die ganze Nachbarschaft aufgeweckt hätten. Daher verblieb uns nur der Garagengang zwischen den Kühen, der mir nach meinem optimistischen Augenmaß für unser Vorhaben weit genug erschien. Allerdings ließ sich die Reaktion der Kühe nicht voraussehen, wenn eine der ihrigen gleich hinter ihnen umgebracht würde. Dem wollten wir damit begegnen, indem wir die letzte Fütterung bis zum Zeitpunkt der Tat verschieben. Der Vorschlag des Gärtners, die Hinterbeine der Kühe mit alten Säcken zu verkleiden, um ein Verschmutzen des Fleisches zu verhindern, wurde als unpraktisch abgelehnt, da dieses die Tiere nur nervös machen würde.

Am Abend unseres Vorhabens erschien der Bandit mit einem schweren Hammer und einem jochartigen Gegenstand, wie er in Bayern für Zugochsen gebraucht wird. Der Unterschied bestand darin, daß dieser in der Mitte in einer Durchbohrung einen an einem Ende zugespitzten Bolzen hatte. Diese Vorrichtung wird mit zwei Riemen an die Hörner angeschnallt und der Bolzen durch einen Schlag mit dem Hammer in das Gehirn des Opfers hineingetrieben.

Erst als die Kuh vor uns lag, wurden wir uns, auf jeden Fall zumindest ich mir selbst, der Ungeheuerlichkeit des Unternehmens bewußt. Das Tier, das wie vom Blitz getroffen zusammengestürzt war, lag halb auf einer Seite und nahm die ganze Breite des Ganges in Anspruch. Wenn zu der Zeit mehr als fünf Kühe in der Garage gestanden hätten, von denen jetzt eine tot vor uns lag, wäre uns kein Bewegungsraum geblieben. Das einzige Beruhigende war, daß die noch lebenden Tiere ihre Schnauzen tief im Luzernenheu hatten. Allein das Umdrehen der Kuh war eine Anstrengung, die fast über unsere Kräfte ging und mich

an die schwanzdrehenden Kunstdrücke des Banditen in Ödenburg erinnerten.

Um das Fleisch zerlegen zu können, mußten zuerst möglichst viele Teile die dem Banditen zustanden aus dem Weg geschafft werden. Aber auch so war es nur möglich, den Rumpf des Tieres Stück um Stück aus der Haut zu schälen. Der Antriebskraft des Autos entsprechend bestand die erste Ladung, mit Ausnahme der Eingeweide und der vier Mägen, nur aus dem Anteil des Banditen. Nur sehr langsam ging die Fahrt hinauf zur Straße. Ich schloß hinter mir das Tor und begann mit dem Gärtnerehepaar die zweite Sendung vorzubereiten. Das Halblicht der drei Sturmlaternen, die wir auf dem Dachboden gefunden hatten und die jetzt über dem Mittelgang hingen, zeigten aber, daß hier zuerst aufgeräumt werden mußte. Die Frau des Gärtners, die durch häufiges Anrufen der Heiligen und der Mutter Gottes erstmals Nerven zeigte, war vorzeitig damit beschäftigt, die rötlichen Hinterbeine der Kühe zu waschen. Ihr Mann legte aus mir nicht ersichtlichen Gründen Fleisch von einem Haufen auf einen anderen.

Als ich deren Aufmerksamkeit auf eine dringlichere Arbeit lenken wollte, spürte ich etwas zwischen meinen Knöcheln vorbeigleiten. Es war der Darm der Kuh, deren Eingeweide zwischen meinen Füßen lag, sich jetzt aber von diesen mit Geschwindigkeit lösten, um auf mysteriöse Weise unter dem Tor zu verschwinden.

Ein Darm kann man mit einem unentwirrbar erscheinenden Wollfadenhaufen vergleichen, den ein Kind, auf der Suche nach kleinen Geschenken von einem Knäuel abwickelt. Im Gegensatz zum Herzen, dem viele und nicht nur angenehme Eigenschaften angedichtet werden, in Wirklichkeit aber nur eine Muskelpumpe ist, hat der Darm für mich eine viel größere Bewunderung verdient. Es ist seine nur selten hervorgehobene Funktion, alles, was Mensch und Tier verschlingt, durch einen langen, verschlungenen Schlauch zu schieben, um den Lebenssaft von dem zu trennen, was nutzlos oder schädlich ist.

Jetzt war aber nicht die Zeit für derartige Meditation, denn beim Anblick des schnell schrumpfenden Eingeweidehaufens war die Frau erneut in Wehklagen ausgebrochen, das jetzt auch noch durch ein ständig sich bekreuzigen ergänzt wurde. Ihr Mann, der mit offenem

Munde näher getreten war, bekreuzigte sich, wie es mir schien nur aus Sicherheitsgründen, nur einmal, allerdings mit einer Hand, die ein Stück Fleisch hielt. Als dann aber die gereinigten Mägen der Kuh sich auch langsam in die Richtung auf das Tor in Bewegung setzten, ließ er das Fleischstück fallen, woraufhin seine Frau ihr Gesicht in einem blutigen Fetzen verbergend, in ein hysterisches Schluchzen ausbrach.

Wenn man sich unter diesen Verhältnissen längere Zeit gegenseitig auf den Füßen gestanden hat, wird man vielleicht das merkwürdige Gefühl verstehen, welches mich jetzt zu beschleichen begann. Mein skeptischer Geist begann aber sogleich, nach einer praktischen Lösung dieses Vorganges zu suchen. Als dann unvermittelt die keuchenden Bemühungen des Autos abstarben und gleichzeitig die Bewegung der Mägen zur Tür zu einem Stillstand kamen, war es nicht schwer in diesen Vorgängen einen Zusammenhang zu vermuten. Dies bestätigte sich auch sogleich, als ich durch das halb geöffnete Tor den im Mondschein schimmernden Darm erblickte. Der erstreckte sich gestrafft wie eine Saite auf der Harfe meiner Urgroßmutter (wie gerne hätte ich damals eine dieser Saiten durchschnitten, nur um den zurückspringenden Ton zu hören!) bis zu dem in der Ausfahrt stehenden Auto. Was man übersehen hatte, war, das Darmende von der Kuhhaut abzutrennen. Jetzt war zu entscheiden, ob dieser am Auto oder dem Tor durchschnitten werden sollte. B. hatte mich nämlich schon gewarnt, daß für den Banditen der Darm bei weitem der wertvollste Teil der Kuh sei. Er gedachte ihn mit dem ihm sonst zustehenden Anteil der Kuh im passierten Zustand und gut gewürzt zu füllen. Im Fall, der Darm würde ihm jetzt schon ausgeliefert, bestünde die Gefahr, daß er zum Aufteilen des Fleisches nicht mehr zurückkehren würde.

Die jetzt hinter dem Tor im Flüsterton geführte, sich aber immer mehr erhitzende Unterhaltung mit dem Banditen, wo zu schneiden sei, wurde durch ein lautes klatschen an der Außenseite des Tores unterbrochen. Das Geräusch ließ mich von einem umgestülpten Eimer hochfahren. Für den Banditen war es Anlaß, in lautes Fluchen auszubrechen, da er sich anscheinend über das Gehörte sofort im Klaren war. Begleitet wurde das ganze von erneut ausbrechendem Lamentieren im Hintergrund. Es drohte ein gordischer Knoten zu werden. B. hatte ihn

aber am Auto in Form des Darmes durchgeschnitten, woraufhin er auf das Tor zurückgeschnellt war.

Zum Transport des Fleisches hatte ich einen großen Koffer mit einem gewölbten Deckel von der Prinzessin ausgeliehen, der nachher allerdings zu nichts mehr zu gebrauchen war. Hinzu kam noch ein ähnliches Gepäckstück, das sich neben den Lampen auf dem Dachboden befunden hatte. Akute Besorgnis bereitete mir der fast vollkommene Mangel an Packpapier, dem ich durch Ablösen der Tapete in der Gärtnerwohnung abzuhelfen versuchte, was aber mißlang. Wenn B. bei seiner Rückkehr nicht mit einem großen Haufen alter Zeitungen erschienen wäre, hätte das ganze Unternehmen an dieser "Kleinigkeit" nur zu leicht scheitern können.

Bei der Fleischaufteilung gab es dann keinen weiteren zeitlichen Verzug. Die Feststellung des Gewichts der einzelnen Portionen war allerdings nur schätzungsweise möglich, da wir keine Waage hatten. Bevor wir die vollen Koffer dann auf den Wagen heben konnten, mußten sie wieder entleert werden, da wir bei der Belastung Gefahr liefen, deren Böden zu verlieren.

Wenn das Gefühl für die Länge einer Nacht davon abhängt, womit wir sie verbringen, so war diese wohl eine der kürzesten in meiner Erinnerung, denn mit der letzten Sendung erschien auch die Morgenröte. Damit stieg das Risiko, von Wächtern der Ordnung in Form von Frühaufstehern überrascht zu werden. Und diese Gefahr wollten wir durch unsere Nachtoperation vermeiden. Mit nur ein oder zwei Polizisten glaubten wir jederzeit fertig werden zu können.

Aus dem Erlös dieser Bemühung konnte ich die gesamten Kosten, die wir mit dem Lieferwagen gehabt hatten, dem Tschechen zurückzahlen. Aber das Verlangen nach einer Wiederholung lebte dadurch nicht auf. In Zukunft wurde das Schlachten für die Arbeiter des Tschechen vom Banditen übernommen.

Erst als B. von einem seiner Ausflüge mit Ferkeln zurückkehrte und sie mit Küchenabfällen unserer Milchkunden fütterte, kehrten wir zu einer ähnlichen Tätigkeit zurück. Die Schweine konnten nur unter meinen

Fenstern in der zweiten Hälfte des Hühnerstalls untergebracht werden. Meine Zimmerluft wurde dadurch zwar nicht verbessert, was aber durch die geradezu phänomenale Gewichtszunahme der Borstentiere bei einer kostenlosen Fütterung mehr als ausgeglichen wurde.

Meine Fahrt nach Debrecen

Zwischen den Verbündeten bestand eine Abmachung, daß Ungarn zur russischen Einflußsphäre gehört. Den Amerikanern und den Engländern blieb aber das Recht, je eine politische Mission mit einer gewissen Anzahl von Militär, die eher als Schutztruppe anzusehen war, nach Budapest zu schicken. Obwohl Ungarn Ende März 1945 vollkommen "befreit" worden war, verstanden es die Russen, aus Gründen, die nur ihnen bekannt waren, die Ankunft dieser Missionen nach Budapest so lange wie es ihnen möglich war, zu verzögern. Alles, was die beiden Missionen inzwischen erreicht hatten, war, bis Debrecen, welches ca. 200 km von Budapest entfernt war, zu gelangen.

Als den Russen die Gründe, mit denen sie die zwei Missionen in Debrecen festhielten, anscheinend auszugehen begannen, stellten sie an die schweizer Gesandtschaft das Ersuchen, die bisher dort wahrgenommenen Interessen der Engländer und Amerikaner ihnen anzuvertrauen. Sie würden sie dann nach dem Eintreffen beider Missionen in Budapest diesen übergeben. Um ihr Verlangen noch zu unterstreichen, wurde den Schweizern eine Frist von drei Tagen gegeben, diesem Wunsch nachzukommen. Schon aufgrund der Bestimmungen des Internationalen Rechtes konnten die Schweizer diesem Ansinnen nicht nachkommen. Sie wußten aber gleichzeitig, daß die Russen auf dieses Recht nur sehr wenig gaben, sobald es mit ihren Interessen in Konflikt kam. Da es für die Schweizer nach Debrecen keine telefonische oder sonstige Verbindung gab, wurde ich gebeten, die Reise nach dorthin zu unternehmen, um jeder Mission einen Brief der Schweizer zu übergeben.

Das Leben hatte schon in Budapest seine nicht unwesentlichen Schwierigkeiten. Wie waren dann erst die Verhältnisse im Land? Das Wenige was man von dort wußte war widersprechend, aber zumeist ungünstig, was die Sicherheit anbetraf. Es war also nicht gerade einladend, Budapest zu verlassen. Selbst wenn ich Debrecen erreichen

würde, bestand noch lange keine Sicherheit, ob die Russen mir erlauben würden, Verbindung mit den beiden Missionen aufzunehmen.

Diese Fahrt zu unternehmen, sagte ich nur zu, weil mein Vorhaben, die Prinzessin und mich von den Schweizern unabhängig zu machen, noch nicht weit genug gediehen war. Ich konnte es mir noch nicht erlauben, auf die Vorschüsse der Schweizer im Hinblick auf eine endgültige Bezahlung der noch offenen Rechnungen zu verzichten. Da die Schweizer zu der Zeit nur ein Auto hatten, war ich gespannt, was für ein Fahrzeug sie für mich auftreiben würden. Wenn ich auch von Autos gehört hatte, die von ihren Besitzern vergraben worden seien, waren die Zeiten noch viel zu unsicher, um sie auf der Straße zu zeigen.

Da die Russen den Schweizern nur eine Frist von drei Tagen bis zur Übergabe der Interessenwahrnehmungen gegeben hatten, wurde beschlossen, daß ich gleich am nächsten Morgen abfahre. Die mir noch zur Verfügung stehende Zeit benutzte ich, um die englische Gesandtschaft aufzusuchen, da in Verbindung mit meiner Mission die Möglichkeit bestand, die fast immer leere Speisekammer der Gesandtschaft aufzufüllen. Dann kehrte ich zur amerikanischen Gesandtschaft zurück, wo ich mit einem nicht nur beinahe passenden, sondern auch gefütterten Mantel in dem die beiden Briefe eingenäht waren, überrascht wurde. Die größte Überraschung kam aber erst am nächsten Morgen, als mich ein Schweizer zu der Stelle brachte, wo das Fahrzeug auf mich wartete. Dort stand nichts anderes als ein Dreiradauto, wie sie früher von kleineren Geschäften als Lieferwagen für ihre Kunden benutzt wurden.

Als ich dem Schweizer meine starken Bedenken, in dieser Maschine, die nicht einmal einen Ersatzreifen hatte, Debrecen erreichen zu können, ausdrückte, meinte er, daß dies das einzige Fahrzeug sei, welches von den Russen vielleicht nicht beschlagnahmt würde. Dabei drückte er mir in einer Weise die Hand, wie man es gewöhnlich bei Leidtragenden auf Kirchhöfen tut. Dann wünschte er mir noch "Good Speed" und verschwand.

Die einzige Bequemlichkeit, die ich vorfand, war ein Autositz, durch dessen Überzug bereits einige Spiralen zu sehen waren, die man in der kastenartigen Umrahmung eingeklemmt hatte. Der Fahrer war ein junger Mann, der zu den frech servilen Typen gehörte, die in der Welt

meistens vorwärtskommen. Für ihn war alles "allright" ein Wort, mit dem er bei allen auch unpassenden Gelegenheiten seine Mitmenschen zu beeindrucken versuchte.

Wir waren kaum losgefahren, als ich die Lächerlichkeit dieses Unternehmens nur allzu bald vergaß, da ich meine volle Aufmerksamkeit dem mir reichlich mitgegebenen Proviant zuwandte. Dieser bestand aus belegten Broten, kaltem Fleisch und harten Eiern und zwei Thermoskannen mit Tee, die auf dem ungefederten Boden des Kastens einen Tanz aufführten. Dem bereitete ich sehr schnell ein Ende. Da es keinen Platz gab, wo ich diese hätte verstauen können, war der sicherste Platz mein Magen. Was ich nicht mehr essen konnte, preßte ich zusammen, wickelte die auf diese Weise entstandenen Ballen in das um mich flatternde Papier und steckte sie dann in die weiten Taschen meines Mantels. Den Tee konnte ich allerdings nicht retten, da beide Thermosflaschen offensichtlich innere Verletzungen erlitten hatten und der Tee ausgelaufen war.

Als ich meine Aufmerksamkeit anderen Dingen zuwenden konnte, fiel mir das rasende Tempo auf, in dem wir dahinfuhren. Da das Fahrzeug keinen Kilometeranzeiger hatte, konnte ich erst in Debrecen feststellen, daß unsere Durchschnittsgeschwindigkeit nur etwas über 25 km/h gewesen war. Dann fiel mir auf, daß, wenn wir an Gruppen von russischen Soldaten vorbei kamen und einer uns erblickte, er die anderen wie ein Schulbub in die Rippen stieß, um ihre Aufmerksamkeit auf uns zu lenken. Daraufhin brachen alle in ein schallendes Gelächter aus, als ob wir der komischste Anblick in der Welt wären. Diese Fröhlichkeit war unser Begleiter bis Debrecen, wo wir erst in den späten Nachtstunden eintrafen. An jeder Straßensperre, von denen wir etliche zu passieren hatten, wurden wir nicht so sehr wegen Feststellung unserer Identität angehalten, als vielmehr der Wache die Gelegenheit zu geben, unser Fahrzeug zu bestaunen. Ein zusätzlicher Beitrag zur Heiterkeit war dann noch das Benehmen des Fahrers, der bei jeder Sperre der Wache ein auf Leinwand geklebtes Papier unter die Nase hielt und sie in einer Sprache anschrie, welche weder ungarisch noch russisch war. Es war jedenfalls die Kombination von seinem Possenspiel, der Lächerlichkeit des Fahrzeugs und des Durchhaltens des Motors, was uns geholfen hatte, unser Ziel zu erreichen.

Da das mir bekannte Hotel in Debrecen von den Russen besetzt war, überließ ich die Suche nach einem Nachtquartier dem Fahrer, der nach einigem Herumfragen ein leeres Zimmer fand, indem es nur einen Schrank gab. Dem schlug er sofort beide Türhälften heraus, die, wie er meinte, für die Nacht unsere Betten sein würden. Nachdem er sich auf die eine Hälfte ausgestreckt hatte, schlief er auch sofort ein. Da dieses „Bett" für mich viel zu kurz war, rollte ich meine Jacke als Kopfkissen zusammen, legte mich auf den Boden, verzehrte noch ein oder zwei meiner Brotklumpen und versuchte dann einzuschlafen. Bis mir dies gelang, überlegte ich mir, was den Fahrer veranlaßt haben mag, ein Möbelstück zu ruinieren, das als Bett ebenso hart war wie der Fußboden. Dabei fielen mir auch die zerbrochenen und vergoldeten sowie teilweise noch bezogenen Stühle ein, die ich vor nicht langer Zeit ohne das geringste Bedauern als Heizmaterial verwendet hatte. Es ist keine Entschuldigung, daß es dort kein anderes Heizmaterial gab, da es ausschließlich auf das Empfinden dafür ankommt. Ist es vielleicht der Drang nach Vandalismus, den die Meisten von uns mit sich herumtragen, um bei einer sich ergebenden Gelegenheit zum Vorschein zu kommen?

Am nächsten Morgen machten wir uns mit dem Dreirad auf den Weg zu den Missionen, die in der außerhalb der Stadt liegenden Universität untergebracht waren. Jeden Augenblick war ich darauf gefaßt, von Russen angehalten zu werden. Auf dieser Strecke hatten wir aber nur eine Straßensperre, die uns mit dem schon bekannten Gelächter weiterfahren ließ. Bald darauf erblickten wir dann auch unser Ziel, das wir an der englischen und amerikanischen Flagge erkannten, die an beiden Seiten einer Einfahrt an Fahnenstangen hochgezogen waren. Außerdem fand gerade vor der Einfahrt auf einem improvisierten Fußballplatz zwischen den englischen und amerikanischen Mannschaften ein Fußballspiel statt. Am Eingang wurden wir von einem englischen und einem amerikanischen Soldaten angehalten, die sich meinen Ausweis ansahen. Auf meine Bitte, zuerst einen Engländer zu sehen, brachte mich der englische Soldat zu einem Gebäude, wo ich in einem Zimmer warten mußte. Das gab mir die Gelegenheit, die beiden Briefe meinem Mantelfutter zu entnehmen. Nach einer längeren Wartezeit erschien ein Herr in Zivil, dem ich den für ihn bestimmten Brief übergab. Er las ihn dann sofort sehr sorgfältig durch. Als er sich ohne eine Frage an mich zu richten, verabschieden wollte, gab ich ihm die von der englischen

Gesandtschaft zusammengestellte Proviantliste. Er überflog sie nur kurz und gab sie mir wieder zurück. Er erklärte mir, daß man allen Engländern in Ungarn die Gelegenheit gegeben habe, das Land gleich nach der Kriegserklärung zu verlassen. Diejenigen, die davon keinen Gebrauch gemacht hätten, würden für die englische Regierung nicht existieren. Als ich glaubte, ihn nicht verstanden zu haben und er gemerkt haben mußte, daß ich mit meinem Englisch Schwierigkeiten hatte, wiederholte er langsam Wort für Wort was er mir schon gesagt hatte. Dann wünschte mir einen guten Morgen und verschwand. Seine Behauptung, daß man den in Ungarn lebenden Engländern die Gelegenheit gegeben hätte, gleich nach der Kriegserklärung nach England zurückzukehren, stimmte so nicht. Als die englische Gesandtschaft damals Budapest verließ, wurde den Engländern, die nach England zurückkehren wollten, gesagt, die Vorbereitungen dafür müßten sie alleine treffen. Es handelte sich nämlich fast ausschließlich um ältere Engländerinnen, die schon vor Jahren als Lehrkräfte nach Ungarn gekommen waren. Von denen hatten viele keine Beziehungen zu England mehr und waren für die englischen Kriegsanstrengungen kaum von Nutzen. Wenn diese ältlichen Damen, von denen man oft sagte, daß sie die besten Botschafter des Britischen Empires sind, jetzt weiter hungern müssen, so nur, weil die englische Regierung den schlechtesten Typ eines Engländers als ihren Vertreter nach Ungarn geschickt hatte.

Mein Empfang bei den Amerikanern war darin besser. Der Oberst, der mich empfing, gab noch in meiner Gegenwart den Inhalt des schweizer Briefes telegraphisch weiter.

Bei meiner Rückkehr nach Budapest wurde ich von den Schweizern mit offenen Armen (soweit Personen die im diplomatischen Dienst stehen ihre Arme öffnen können) empfangen, da mit der Ankunft der Missionen bald zu rechnen sei und sie dann die bisherige Interessenwahrnehmung selbst und unmittelbar zu übergeben in der Lage sein würden.

.-.-.-.-.-.-.-.-.-.-.

Damit beendet Baron André v. Hahn die Aufzeichnungen seiner Lebenserinnerungen. Aus seinem Entwurf ist jedoch zu entnehmen, daß er vorhatte, noch über die Themen

- Ich erleide einen Straßenunfall. Operation. Der Anwalt, der meinen Paß hat, erschießt sich,

- London. Ich heirate wieder. Versuch nach Kanada oder Australien auszuwandern,

und

- Ich wander nach Rhodesien aus

zu berichten. Warum es dazu nicht gekommen ist, läßt sich nicht mehr feststellen.

Einiges über den Fortgang seines Lebensweges sowie einige Ergänzungen zu seinen bisherigen Schilderungen können wir seinem Brief entnehmen, den er von Rhodesien aus im Juli 1970 an seinen Vetter Baron Fred v. Hahn (1904-1991) a.d.H. Memelhof geschrieben hat:

Lieber Fred,
nachdem ich Finnland mit Eurer Gastfreundschaft verlassen hatte, kaufte ich einen Landbesitz in Estland, woraufhin die dortige Regierung mich bat, das Land innerhalb 24 Stunden zu verlassen. Die Letten hatten mir schon früher und in gleicher Weise ihre Abneigung gegen mich zum Ausdruck gebracht, sodaß ich direkt von Reval nach Budapest zurückflog. Von Budapest aus versuchte ich dann meinen Kauf, für den ich schon eine beträchtliche Anzahlung geleistet hatte, rückgängig zu machen, womit sich der Verkäufer nicht einverstanden erklärte. Nach einigem Hin und Her verstand er es, die ganze Angelegenheit auf die meine Ehre berührende Ebene zu schieben, wobei es ihm auch gelang, mir ein Einreisevisum der estnischen Regierung zu besorgen, was diese aber in keiner Weise daran gehindert hätte, mich nach Ablauf der Erlaubnis erneut des Landes zu verweisen. So benutzte ich diese Einreise-Erlaubnis dazu, erneut in Reval zu erscheinen, von wo ich nach zwei Tagen mit meiner Ehre aber ohne Anzahlung wieder abreiste.

Nach Budapest zurückgekehrt, wurde ich von zwei in finanzielle Schwierigkeiten geratene Grafen gebeten, ihre Probleme zu entwirren. Diese Art Tätigkeit läßt sich mit den Berufen des Geistlichen oder Doktors vergleichen, wobei man nur wünschen kann, daß sie mit weniger unaufrichtigen Klienten zu tun haben, als die Meinigen es waren. Wenn ich diese Arbeit übernahm, so nur, weil sie sehr gut bezahlt wurde, was nach meinem Fiasko in Estland von Wichtigkeit war.



62. Baron Fred v. Hahn (1904-1991)
a.d.H. Memelhof

Paar Monate später wurde ich von den Henschels gebeten, ihre landwirtschaftlichen Betriebe, ich glaube es waren vier oder fünf Einheiten, je mit einem Schloß oder einer Burg, die aus reinen Prestigegründen gekauft worden waren, auf die Kriegsproduktion für ihre Arbeiter in Kassel umzustellen. Da ich über meine Zeit frei verfügen konnte, stand dem nichts im Wege auch diese zweite Tätigkeit zu übernehmen, wobei ich von da an ca. zwei Wochen in Budapest und zwei in Kassel verbrachte.

Mit der Umsiedelung der Balten, oder wie es damals genannt wurde, „Rückkehr der Deutschen aus dem Baltenraum in die Heimat", konnte

ich meinen Fahrplan nach Berlin, Danzig, Posen und Thorn erweitern. Da ich immer ein begeisterter Schlafwagennutzer gewesen bin, war diese Herumfahrerei eher eine Erholung,

Wenn ich auch nicht zu den "Heimkehrenden" rechnete, so gehörten meine Mutter und mein Stiefvater doch zu denen, die im Posenschen einen sehr heruntergewirtschafteten Besitz zugewiesen erhielten (*Scholajai /Szołajdy, Kr. Kutno; K.L.*). Da der Erste Weltkrieg und die dann folgenden Zeiten diesen schon älteren Menschen vieles von ihrer Vitalität genommen hatte, fiel es mir zu, die beiden, sehr gegen den Widerstand der Behörden und meines Stiefvaters, nochmals umzusiedeln.



Karte 8

Nun hatte die deutsche Zivilverwaltung in Lettland auch mein Restgut Asuppen übernommen, wofür mir als Entschädigung ein polnischer Besitz nicht weit von Posen angeboten wurde. Man mag über diese Art "Entschädigung" verschiedener Ansicht sein. Für diejenigen, die dagegen waren, aber doch polnische Besitzungen annahmen, gibt es nur die Entschuldigung, daß sie keine Alternative hatten. Andere wiederum bezeugten dabei eine Begeisterung, die ich von einem Standesgenossen nicht erwartet hätte.

Wenn ich auch andere Möglichkeiten hatte, die mich von einem polnischen Besitz unabhängig machten, wollte ich mir doch "mein" Gut ansehen. Was ich vorfand, wäre unter anderen Umständen mein Ideal gewesen, um mich seßhaft zu machen. Guter Boden, gepflegter Wald, ein See mit einem schlossartigen Wohnhaus an dessen Ufer. Der ehemalige Besitzer war mit seiner charmanten Familie noch in der Residenz als Treuhänder. Den Umstand seiner Anwesenheit verdankte er den alteingesessenen deutschen Nachbarn, denen er zwischen den beiden Weltkriegen viel geholfen hatte.

Ich verbrachte mit dieser sehr kultivierten Familie vier oder fünf Tage, bis sie alle, Vater, Mutter und drei Töchter, eines Nachts von der SS abgeholt wurden. Daraufhin fuhr ich am kommenden Tag nach Budapest ab.

Ende 1941 ersuchte mich der Herzog von Ratibor & Corvey die Generalvollmacht der Fürstl. Metternich'schen Liegenschaften zu übernehmen. Ein Angebot, welches ich dann auch annahm, da meine beiden oben beschriebenen Tätigkeiten zu ihrem Ende kamen.

Wenn ich auch die Metternich'schen Güter nicht persönlich kannte, so wusste ich doch, daß es sich um einen sehr altmodischen und seit Jahren herrenlosen Betrieb handelte. Besitzerin dieser Güter war die Prinzessin Clementine Metternich, Großtochter des bekannten österreichischen Kanzlers. Der Herzog von Ratibor war ihr Neffe, dessen jüngerer Sohn die Metternich'schen Besitzungen erben sollte und von der Prinzessin adoptiert worden war.

Mein Vertrag mit dem Herzog bezog sich auf die Verwaltung der Güter, wobei ich ihm alle von mir geplanten wichtigeren Änderungen in Administrationsfragen vorzulegen hatte. Richtlinien betreffs meines Verhaltens dem Besitzer gegenüber enthielt der Vertrag nicht.

Wenn ich diesen Umstand hier betone, so nur darum, weil in den folgenden Jahren die Prinzessin in meinen Entscheidungen eine viel größere Rolle gespielt hat, als die Verwaltungsprobleme ihrer Besitzungen. Aus diesem Grunde will ich Dich jetzt der Prinzessin vorstellen, da sie im Folgenden und bis zu dessen Ende, die unbedingte Hauptrolle spielen wird.

Zu der Zeit, als ich die Verwaltung ihrer Güter übernahm, war die Prinzessin 10 Jahre älter als ich es heute bin (*das kann nicht stimmen: Dieser Brief wurde im Juli 1970 geschrieben, da war Baron Hahn gerade noch 64 Jahre. Die Prinzessin gehört dem Jahrgang 1870 an, stand also 1942, als Baron Hahn die Metternich'schen Güter übernahm, in ihrem 72 Lebensjahr [s. auch Seite 175]; K.L.*). Die Prinzessin, die unverheiratet geblieben war, hatte bis zum Einmarsch Hitlers in Wien ihr ganzes Leben dort verbracht. Gleich nach dem Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich im Jahr 1938 verließ die Prinzessin Wien, um nach Ungarn überzusiedeln. Dieses war ein Hinweis, daß die Prinzessin in Dingen die ihr von Wichtigkeit waren, sehr wohl ihren eigenen Willen haben konnte. Das wurde mir erst bewußt, als es schon zu spät war.

Obwohl die Prinzessin sich sehr aufrecht hielt, war sie doch sehr klein und dazu noch äußerst häßlich, d. h., bis auf ihre Augen. Da ich mich dem Beschreiben von Frauenaugen nicht gewachsen fühle, kann ich hier nur sagen, daß, wenn man mit der Prinzessin längere Zeit gesprochen hatte, man nur wegen ihrer Augen ihren kleinen Wuchs, ihren Kopf, der in keinem Verhältnis zu ihrem Körper stand, sowie ihre Häßlichkeit vollkommen vergessen konnte.

Da ich glaube sagen zu können, daß ich die österreichisch-ungarische Aristokratie kenne, muß ich drei oder vier Familien davon ausschließen. Eine davon sind die Metternichs.

Nicht ganz Wien war die Welt der Prinzessin, sondern diese war noch durch ihre Abstammung weiter eingeschränkt.

Hier folgen längere Abschnitte aus seinen Lebenserinnerungen, die nicht wiederholt werden müssen. Der Brief endet mit:

Wenn ich hiermit am Ende eines Abschnitts aus meinem Leben angelangt bin, von dem sich kaum sagen läßt "Ende gut, alles gut", so könnte einer, der sein Leben lieb hat, der Ansicht sein, daß es auch schlimmer hätte kommen können.

Sei herzlichst gegrüßt von Deinem
gez.: André

Anliegend an diesem Brief befinden sich: „Einige Bemerkungen über das Schicksal der Menschen und Orte, die im Vorausgehenden eine Rolle gespielt haben":

„Prinzessin Metternich und ich verbrachten nach anfänglichen Schwierigkeiten noch weitere vier Jahre, zuerst unter einer russischen Besatzung, gefolgt von einer ungarischen kommunistischen Regierung, in Budapest. Umstände, die hier ohne Belang sind, erlaubten es uns, den größten Teil dieser Zeit, jeder unter seinem, wenn auch kleinem Dach zu verbringen. Als Österreich wieder eine Regierung hatte, erhielt die Prinzessin ihre alte Staatsangehörigkeit zurück, die es ihr ermöglichte, nach Corvey, Kr. Höxter, in Westfalen zu ihrem Großneffen und Erben (der von ihr nichts mehr zu erben hatte) zu ziehen. Ich habe die Prinzessin dort noch zwei Mal von Afrika aus besucht. Auf meinem zweiten und nur wenige Stunden dauernden Besuch sowie drei Monate bevor sie einschlafen sollte ohne wieder zu erwachen, empfing mich die Prinzessin in ihrer üblichen Haltung, sehr aufrecht und nur leicht auf ihren Stock gestützt. Den einzigen Unterschied, den ich zu bemerken glaubte, war, daß die Prinzessin mir noch kleiner erschien, als ich sie in Erinnerung hatte. Wir waren uns wohl beide dessen bewußt, daß wir uns nicht wiedersehen würden und ihre Abschiedsworte waren, "Lieber Hahn, ich habe mir immer gewünscht, daß Sie mehr Überzeugung in dem hätten, woran Sie glauben. Nun leben Sie wohl und vergessen Sie Ihre Prinzessin nicht".

Wenn es im wahrsten Sinne des Wortes eine große Dame gegeben hat, so war es für mich zweifellos die Prinzessin Clementine Metternich.
Der Herzog von Ratibor erlag einem Herzschlag in Corvey, noch vor dem Friedensschluß.

Dr. Jäger, der Schweizer Gesandte, starb bald nach seiner Rückberufung an Krebs in der Schweiz. Wie ich später erfuhr, war der Grund seiner unerwarteten Abberufung, daß sein Kollege in Bukarest von den Russen mißhandelt worden war und die Schweizer Regierung einer Wiederholung in Budapest vorbeugen wollte.

Das Schloß sowie das Dorf BAYNA wurde von den Deutschen als Schlüsselstellung in ihrer letzten Verteidigungsanlage vor Wien ausgebaut. Der Ort wurde achtmal abwechselnd von den Deutschen und Russen eingenommen.“

A N L A G E N

Anlage 1

Auszug aus den Lebenserinnerungen von Baron Walter v. Koskull, (1886-1965)

„Bis zum Herbst des Jahres 1911 blieb ich noch in Lipskaln (*Kr. Walk, Livland, Gut der Livländischen Ritterschaft; K.L.*) und mußte von dort nach Amboten zu Mariechen Hahn als bevollmächtigter Verwalter, da Mariechen ihren Mann, Hans Hahn, durch Selbstmord verloren hatte und durchaus einer männlichen Hilfe bedurfte. Hier in Amboten habe ich eine sehr schöne und arbeitsreiche Zeit verlebt und ich denke noch heute mit Dankbarkeit all der Freundlichkeit und Güte, die mir Mariechen erwiesen hat und ich war froh, endlich meinen Unterhalt selber zu verdienen. In Amboten habe ich in den ersten Wochen meines Aufenthalts mit Ernst Koskull, Mariechens Bruder, im Walde bei der Vermessung der haubaren Stämme gearbeitet und dann mit dem dortigen Verwalter, Herrn Ehrglis (alias Adler) alle möglichen Verbesserungen der Landwirtschaft und der großen Karpfenzucht durchgesprochen und auch teilweise eingeführt. Zu gerne hätte ich dort auch als verheirateter Verwalter weitergewirtschaftet, aber das kleine Gut konnte sich auf Dauer keinen verheirateten teuren Verwalter leisten und so sah ich mich gezwungen, mich nach einer anderen, besser dotierten Stellung umzusehen. Lange brauchte ich nicht zu suchen, denn Baron Alexander Behr aus Edwahlen brauchte für eines seiner Güter einen verheirateten Beamten und so meldete ich mich bei ihm in Libau im Hotel und wurde dann auch nach ganz kurzen Verhandlungen für den kommenden Georgi (24. April 1912) als Verwalter für Matern und Lepitzen engagiert (*beides zu Edwahlen im Kreis Windau gehörige Hoflagen; K.L.*).

Ja, Amboten war ein sehr hübsches und wertvolles Gut. Das Herrenhaus war uralt, ein sogenanntes Festes Haus, das auf einem steilen Bergkegel lag, welchen man nur mit Mühe hinauffahren konnte, sodaß man stets unten am Fuße des Berges das Gefährt anhalten und dann zu Fuß hinaufgehen mußte. Die Mauern des alten Hauses waren so stark, daß in den Fensternischen kleine Etablissements Platz hatten. Es war ein sagenumwobenes Haus, aber ich habe dort weder Gespenster noch sonst ähnliche Erscheinungen gesehen oder gehört. Das einzige was dort grauenhaft war, das waren die Ratten, die in dem

alten Gebäude nicht alle vernichtet werden konnten und daher ziemlich ungeniert ihr Wesen trieben. Ja, zuweilen sogar durch die Zimmer rasten, besonders abends, wenn alles ruhig wurde und Stille im Hause herrschte. Auf dem Dachboden hörte man sie jede Nacht rumoren und dieses Rumoren war so laut und stark, daß man wohl glauben konnte, daß Menschen dort umherwandelten oder Gespenster argen Spuk trieben.

Einige sehr schöne und harmonische Tage habe ich damals dort mit meiner lieben Braut verlebt (*Edith [Echen] v. Blanckenhagen [1890-1979]; K.L.*). Mariechen hatte Echen eingeladen und so konnten wir zum erstenmal wohl köstliche Tage in trauter Zweisamkeit verbringen....

Nun rückte die Abschiedsstunde heran und ich mußte Amboten verlassen, um am 24.4.1912 meine neue Stellung als bevollmächtigter Verwalter in Mater anzutreten. Es war mir bitter weh, die mir lieb gewordene Arbeit in Amboten und die außergewöhnlich guten Menschen zu verlassen, denn nicht nur Mariechen und die beiden Söhne Hans Walter und André, sondern auch alle Arbeiter und Angestellten des großen Gutes waren mir im Laufe der Zeit ans Herz gewachsen."

Anlage 2

Baron André v. Hahn an seinen Vetter Baron Fred Hahn:

„Von Nimrod zu Nimrod:

Da Dich als Jäger die Art des Schusses, der mich eigentlich am 24.12.1944 zur Strecke bringen sollte, und seine Folgen interessieren werden, will ich versuchen, Dir diesen Vorfall vor dem Hintergrund meiner jagdlichen Erfahrungen zu schildern.

Manche von uns werden Augenblicke kennen, wenn sie der Versuchung eines für unweidmännisch angesehenen Hals- oder Nackenschusses auf Hirsch oder Rehbock nicht widerstehen konnten. Wenn der Schuß nicht vollkommen daneben geht, wird das Wild meistens auf der Stelle wie vom Blitz getroffen zusammenbrechen. Wenn dann der Jäger bei seiner Beute steht, wird ihn ein Gefühl überkommen, etwas getan zu haben, was er nicht hätte tun sollen. Eine zweite Möglichkeit ist, daß das Wild vom Schuß in gleicher Weise gezeichnet wurde, wobei aber der herbeieilende Schütze weder den Hirsch und wahrscheinlich auch keinen Tropfen Schweiß (*Blut; K.L.*) finden kann. In diesem Fall wird sich der Jäger damit trösten, daß das Wild weniger schmerzempfindlich ist als der Mensch (eine Annahme, die keine Begründung hat), sowie den erlittenen Schock bald überwunden haben wird.

Hier bin ich nun in der Lage, dieser Vorstellung widersprechen zu können. Nach zwei bis drei Wochen dürfte die Schußwunde verheilt sein. Mit dem Heilungsprozess verhärtet sich aber der Schußkanal. In fünf bis sechs Monaten wird der Körper diese Verhärtung absorbiert haben. Während dieser Monate wird aber diese Verhärtung, wenn das Wild das Haupt senken möchte, auf die Nerven, die das Gehirn mit dem Körper verbinden, drücken. Die Folgen dieses Druckes sind Lähmungserscheinungen in verschiedenen Teilen des Körpers, was das Tier veranlaßt, das Haupt sofort wieder zu heben.

Ich selbst sollte einmal die Gelegenheit haben, ein Hirschtier zu schießen, das buchstäblich nur aus Haut und Knochen bestand. Da ich

die Ursache dieses Zustands feststellen wollte, ließ ich die Hirschkuh genau untersuchen. Dabei wurde ein verheilter Nackenschuß gefunden und der Mageninhalt bestand beinah nur aus halb verdauten Blättern. Abgesehen davon, daß ich nach meinem Halsschuß nicht entrinnen konnte und man in meinen Innereien vergeblich nach Blättern gesucht hätte, müssen die Symptome sowie mein Aussehen eine gewisse Ähnlichkeit mit dem soeben beschriebenen Hirsch gehabt haben.

Wenn es auch ein "glatter" Durchschuß war, verblieben doch einige Splitter des Geschoßmantels an verschiedenen Stellen meines Halses stecken (der Grund dieser Splitterung lag wahrscheinlich darin, daß die Kugel zuerst ein Glas von erheblicher Stärke zu durchschlagen hatte). Ein Chirurg in London, der einen dieser Splitter zu entfernen hatte, zeigte mir auf der Röntgenaufnahme, daß die Kugel zwischen zwei "Höckern" der Halswirbel durchgegangen war, „a shot in a million“. Ich nehme an, daß er nach einem vierjährigen Krieg wußte, was er sagte.

Die Folgen dieser Verletzung sind ein leicht gelähmter Fuß und eine Vergeßlichkeit, die jeder Beschreibung spottet. Letztere ist nicht als Entschuldigung anzusehen, gewisse Patenkinder vergessen zu haben, denn dafür gibt es keine Entschuldigung, sondern mag bestenfalls als eine Erklärung für diesen bedauerlichen Vorfall angesehen werden.“

Anlage 3

Ein Brief von Baron Gotthard Manteuffel-Szoege an Christel v. Walter-Hildemann, geb. Baronesse v. Hahn und Patentochter von Baron André Hahn:

74722 Bödigheim den 23.2.1996

Verehrte und sehr liebe Christel,

Dein so enorm typisches Foto mit vielem herzlichen Dank zurück in sein Album. Typisch, weniger des Gesichtes wegen, als viel mehr wegen der Haltung von Onkel André mit seiner hageren 2,03 m-Statur. Denn sein Gesicht sieht dort hart und eher bitter aus, was er ja nun durchaus nicht war. Vielleicht ist es aber eine Folge seiner (erblich bedingten) Depressionen. Er war ja im Gegenteil sehr anhänglich und vor allem humorvoll, - wiewohl dieser Humor strohtrocken, sarkastisch und gelegentlich auch drastisch war. Selbst bei den komischsten Erzählungen verzog er nie die Miene auch nur zum Lächeln, - was die humoristische Wirkung allerdings noch zu steigern pflegte. Komisch waren nicht nur seine Erzählungen, sondern insbesondere auch seine Briefe. Die waren von souveräner Verachtung aller Regeln der Grammatik oder bar der Orthographie ("Hab' mich für die Pauker nie angestrengt, wieso dann ausgerechnet für Dich?"), dessen ungeachtet aber sehr lebendig und anschaulich, vielfach allerdings englische oder ungarische Idiome wortwörtlich übersetzend.

Typisch für Afrika ist andererseits auch das abgebildete "Gefährt", das schlicht ideal ist, um an "locker haltendes" Flugwild heranzukommen. Ich habe einmal (in Niederelsungen bei Hilmar Malsburg) Wildtauben vom Traktor aus geschossen. Aber man stelle sich das Gezeter der Jagd- und Verkehrsbehörden vor, wenn hier jemand einfach eine Gartenbank auf einen "Pick-Up" setzen würde.

Jedenfalls gehört Andrés Porträt auch ins Familienarchiv. Mir hat es allerhand Erinnerungen an ihn bzw. an Erzählungen über ihn ins Gedächtnis gerufen, die ich nachstehend zusammenfasse:

Er wurde 1905, während der sog. "1. (oder "Lettischen") Revolution" geboren, und zwar in Königsberg, da seine Eltern, - Hans H. und Marie, geb. Baronesse Koskull a.d.H. Adsirn, nach Ostpreußen ausgewichen waren. Über seiner Kindheit lag der Schatten der depressionsbedingten, fast gleichzeitigen (1911) Selbstmorde seines Vaters Hans und dessen Bruders Walther. Kurz vor seinem Tod hatte Hans H. von Otto Sacken Schloß Amboten (Embute) im südlichen Kreis Hasenpoth (2780 ha Hofsland) gekauft. Eine schon 1245 vom Bischof v. Pilten erbaute Burg, von der dank der Landeswehrkämpfe und des Kurlandkessels heute nur noch Trümmer zu sehen sind, die wir (wie so vieles) 1994 gar nicht erst besichtigt haben. Seine Mutter heiratete in 2. Ehe den sehr gut aussehenden und klugen Rittmeister (der Narwa-Husaren, dann der Landeswehr) Georges Kleist-Gawesen und ging nach der Enteignung (wie verschiedene andere Kurländer) nach Rosenheim, sodaß A. das Gymnasium in Rosenheim besuchte. Dort scheint er sich unerhörter Verbrechen schuldig gemacht zu haben, denn er flog nicht nur von der Schule, sondern wurde (wie er erzählte) auch "auf Lebenszeit der Stadt verwiesen".

André absolvierte daraufhin (Ende der 20er Jahre?) irgendwo schlecht und recht eine Landwirtschaftslehre. Seine recht verzweifelte Mutter war während der Zeit zu einer Kur in Oberstdorf, wo sie bei Tante Julie Manteuffel, der ältesten Schwester meines Vaters, und deren Freundin Maria Medem wohnte, denen sie natürlich ihr Problem erzählte. Als mein Vater aus Ungarn zu Besuch kam, bekam er das natürlich ebenfalls mit, was schließlich dazu führte, daß er den jungen "Vetter Taugenichts" nach Nordungarn holte, wo er damals für seinen Schwiegervater, Siegfried Pappenheim, das Gut Bujak führte. Hier erwarb sich André seine ersten Sporen und bewirtschaftete es später selbstständig, als mein Vater die Gesamtleitung der Pappenheim-Károlyi'schen Besitzungen in Ungarn übernahm.

Bujak, im Komitat Nógrad, ist heute in einer Autostunde von Budapest aus zu erreichen, lag aber damals schier am Ende der Welt. Allein die nächste Bahnstation war 27 km weit, auf unasphaltierter Straße, entfernt. Mein Vater war seit der tiefen Enttäuschung nach der Landeswehrzeit wenig gesellig, meine blutjunge Mutter zwar schon,

war aber selbst auf dem Lande aufgewachsen und kannte es kaum anders. Überdies wurde ihre Mutter damals von vielen Menschen geschnitten, da sie - trotz politisch konträrer Orientierung - zu ihrem Bruder Michael Károlyi hielt, der im Jahr 1918 als ungarischer Ministerpräsident die Monarchie gestürzt hatte. Er tat dies vor allem, um Ungarn die dann gar nicht mehr ergriffene Möglichkeit eines Separatfriedens zu geben. Sein sozialdemokratisches Regime wurde rasch durch die Räterepublik Bela Küns abgelöst, für die ihn später viele mitverantwortlich machten. Das ließen ihn auch seine Verwandten spüren, sodaß Pappenheims ihre gesellschaftlichen Aktivitäten mehr nach Deutschland verlegten.

Trotzdem kamen viele - nicht zuletzt baltische - Verwandte nach Bujak. Insbesondere im Sommer und zur Hirschbrunft waren sowohl das Haus meiner Eltern als auch das im Wald gelegene Jagdschloß der Großeltern voller Gäste. Bei denen war André als Glied der Familie akzeptiert und gewann überall viele gute Freunde, auch über die Familie Pappenheim hinaus, der er jedoch zeitlebens ganz besonders eng verbunden blieb. Für alle zählten die Jahre in Bujak zu den schönsten ihres Lebens, auch wenn die "Therapie" meines Vaters André gegenüber darin bestand, ihn bis an den äußersten Rand seiner Kräfte mit Arbeit - vor allem aber mit selbstständiger Verantwortung - einzudecken. Für die Freizeit gab es eine Menge schöner Pferde und herrliche Jagdmöglichkeiten auf mächtige Karpathenhirsche (bis zu 10 Ztr; in diesen Jahren wurde in Bujak sogar ein 20-Ender gestreckt!) und gewaltige Sauen. André lernte recht passabel (wiewohl mit baltischem Akzent) Ungarisch zu sprechen; das Geschriebene hingegen soll unverständlich gewesen sein.

André war in meinen Augen in vieler Hinsicht geradezu ein Musterbeispiel eines "Karikatur"-Kurländers, aber diese meine Ansicht amüsierte ihn eher. Er fühlte sich Kurland und seiner Ritterschaft mit völliger Selbstverständlichkeit verbunden, hatte aber eigentlich nur seine Kindheit dort verbracht und hatte dieser Heimat gegenüber sogar so etwas wie ein schlechtes Gewissen ("eigentlich bin ich ein Verräter").

Als er Mitte der 1930er Jahre die Restgüter von Amboten und von Asuppen antreten sollte, hätte er die lettische Staatsbürgerschaft erwerben müssen, denn nur mit dem "Nansenpaß" (= Flüchtlingsdokument des Völkerbundes) war das nicht möglich. Eine Einbürgerung in Lettland hätte aber eine Verpflichtung zum lettischen Militärdienst bedeutet. Mein Großvater Siegfried Pappenheim eröffnete einen Ausweg, indem er André adoptierte, wodurch er die ungarische Staatsbürgerschaft bekam, in die er auch sonst schon ziemlich "hineingewachsen" war. Leider blieb Kurland dann doch nur ein weitgehend unangenehmes Zwischenspiel, daß auch mit seiner wenige Monate (1936/37) dauernden Ehe mit "Bati" Nolcken verknüpft ist. So war die Umsiedlung für André so etwas wie eine Erleichterung, und er ging gerne wieder nach Ungarn zurück, wo er bald Generalbevollmächtigter der Prinzessin Clementine Metternich wurde, die unverheiratet, aber enorm vermögend war. Sie war eine jener Menschen, die zeitlebens erben, sodaß André fürstlich Metternich'sche, gräflich Breuner'sche, gräflich Sándor'sche und freiherrlich Enkevoirt'sche Güter zu verwalten hatte. Das gelang ihm trotz Krieg und Russenbesetzung auch ausgezeichnet, bis 1947 die entschädigungslose Enteignung seiner Geschicklichkeit keinen Spielraum mehr ließ.

Immerhin hatte er an der englischen Botschaft die Diplomatin Jean Duncan kennengelernt und geheiratet. Dann hatte er als Ehemann einer britischen Untertanin die Möglichkeit, in alle der damals noch vielen britischen Kolonien auszuwandern, unter denen er sich für Süd-Rhodesien (heute Zimbabwe) entschied. Dort trat er bald bis an sein Lebensende in die Dienste der B.SA (British South-African Company, der Holding des Riesenvermögens des Koloniengründers Cecil Rhodes), wo er zur Leitung des Mazoe-Citrus-Estate (mit ca. 250.000 Bäumen) avancierte, die er zu einem international renommierten Saatzuchtbetrieb entwickelte. In seiner Freizeit befaßte er sich jahrzehntelang mit Fischwirtschaft. Durch den Anstau des Mazoe-Flusses war ein großer See entstanden. Den um den See wohnenden M'shona-Negern aber mußten erstmal mühevoll die Grundzüge der Fischerei und Fischverwertung beigebracht werden, womit er sich deren auch heute noch lebendige Dankbarkeit erwarb.

1948, kurz vor seiner Abreise aus Europa, starb in Rom Käthe Hahn, die unverheiratete Schwester seines Vaters. Sie hinterließ ihm das dort von ihr bewohnte, 1912 von ihrem Onkel Albrecht Keyserlingk ererbte gartenumgebene "Villino Torre Belisario" (Via Sicilia 194), ein erweitertes (angeblich vom oströmischen Feldherrn Belisar im 6. Jahrhundert erbautes) Bollwerk der Aurelianischen Stadtmauer. Da er sich nicht verweilen durfte, beauftragte er Alex Pappenheim (= Bruder meiner Mutter) mit der Abwicklung der Erbschaft. Der war zwar penibel ehrlich, aber keineswegs ein geschickter Geschäftsmann und wurde (so meine Schwester) vom Käufer dieser wertvollen Innenstadtimmobile (die nur z. T. überbaut und von der Piazza Fiume recht gut einzusehen ist), der Kaufhauskette "Rinascente", gewaltig "über'n Tisch gezogen". Immerhin aber kam doch wohl ein hübsches Sümmchen heraus, aus dem André u.a. Kautionen für ebenfalls auswanderungswillige ungarische Freunde erlegte, so für Alex Pappenheim, Graf Victor Szechenyi und Baron Elemer Márffy, der auf dem Foto mit Flinte und Sonnenbrille zu sehen ist.

André hatte immer mit meiner Mutter nur korrespondiert, aber in den 60er und 70er Jahren kam er aus medizinischen Gründen mehrfach nach Deutschland, wohnte dann wochenlang bei uns und bedankte sich dann rührend mit Kisten voll baltischer Bücher. Wir haben selten Besuch so genossen. Er war sowohl hochinteressant als auch komisch. Zudem war André voller Neugier auf alles ihm Neue in Technik und Landwirtschaft und fuhr viel herum, um dererlei zu besehen und oft sehr originell zu kommentieren. Mit meiner Mutter hatte er sich immer gesiezt ("Sie – Cousine Sybil"), beschlossen aber nun feierlich, zum "Du" überzugehen. Nach einiger Zeit aber waren sie wieder beim alten Modus. "Duzen ist zu ungemütlich!"

Seine Depressionen hat der Psychiater Baron Friedel Gagern rasch medikamentös weitgehend behoben. Aber es gab auch allerhand anderes zu behandeln, vor allem verschleppte und "selbst kurierte" afrikanische Krankheiten. Zudem suchte er diese Besuche nicht nur zum Wiedersehen mit alten Freunden in Deutschland und Österreich zu nutzen, an denen er rührend hing, sondern auch um dort eventuell ein "ruhiges Plätzchen" für seinen Lebensabend zu finden. Dies aber mußte mißlingen, da er einfach zu lange in Osteuropa und Afrika gelebt hatte, um sich hierzulande noch zurechtfinden zu können,

jedenfalls in einigermaßen städtischem Milieu. Denn bayrisches oder österreichisches Landleben hätte wiederum Jean schwerlich verkraftet. Ich sah sie nur einmal und empfand sie als interessant, aber nicht als "gemütlich".

Sie malte wunderhübsche Aquarelle (Weihnachtskarten z. B.) afrikanischer Blüten und Blumen und ich fragte André, ob sie diese (stark nachgefragten) Bilder denn auch verkaufe, worauf er antwortete "Mir wurde klargemacht, daß ich davon nix verstehe. So heißt es, weiter Geld verdienen und das Maul halten." Soweit ich höre (mit Szechenyis und vor allem mit Dr. Irene Fürstenberg stehe ich in losem Kontakt), lebt sie seit Andrés Tod (März 1979) weiter in Chisipite, einem Villenvorort der heute in Harare umbenannten Landeshauptstadt Salisbury.

André hat (fragmentarische?) Memoiren hinterlassen, die sich wohl im Familienarchiv befinden, ebenso wie die Jugenderinnerungen seines älteren Bruders Hans Walther, der Jesuit wurde und 1945 im großen Terrorbombardement auf Dresden umkam. Auch er war riesenlang und ein Original. In den 1980er Jahren nahm ich einmal den Jesuiten P. Franz Löwenstein auf eine längere Fahrt mit und sprach ihn auf Hans Hahn an. Damit löste ich eine Erzählflut aus, denn diese beiden waren zusammen im Noviziat gewesen, was etwa so zu verbinden scheint, wie eine gemeinsame Fuchszeit. P. Hahn sei unter den damals wohl an die 40.000 Jesuiten der mit den blendendsten Manieren gewesen (was er durchaus beurteilen konnte, war er doch selber ein Prinz zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg). Und zwar war er es in der Weise, daß er immer und überall mit jedermann den genau richtigen Ton getroffen habe, sei es in reizender Liebenswürdigkeit oder "so saugrob (z. B. gegenüber Nazibonzen), wie kein anderer Ordensbruder!"

Das sind in etwa meine Erinnerungen an André Hahn.

Dir in unser aller Namen und mit gehorsamen Handkuß

Dein stets ergebener

gez.: Gotthard

Anlage 4

Ein Brief von Baron Gotthard Manteuffel-Szoege an Klas Lackschewitz:

4. Februar 2005

Lieber Herr Lackschewitz,
gerne erzähle ich von André Hahn, einerseits, weil er ein nicht wegzudenkender Teil in meinen und meiner Geschwister Kindheits- und Jugenderinnerungen ist, aber auch weil er in Tat und Wahrheit ein kur'sches Original war. Das begann bereits bei Äußerlichkeiten: 2,03 (natürlich baltisch auszusprechen!) m lang und hager, riesige Füße (er fand nie Schuhe, die groß genug waren und mußte alle Schuhe eigens machen lassen), markante Gesichtszüge und an einem Handgelenk ein blaues Kreuz, das er sich als Schüler einst selbst eintätowiert und dabei eine saftige Blutvergiftung geholt hatte.

An seinen Erinnerungen werden Ihnen schon seine nur als "eigenwillig" zu bezeichnende Grammatik und Orthographie aufgefallen sein, die aber in seinen Briefen noch viel ausgeprägter zutage traten, sodaß jeder seiner Briefe von uns Jungs mit Sehnsucht erwartet und mit heulendem Gelächter quittiert wurde. Als er erzählte, er schriebe jetzt an seinen Memoiren, wagte ich - damals Gymnasiast - den Einwurf "Solltest Du dabei nicht etwas mehr auf die Regeln der deutschen Sprache achten?" "Ach Jungchen, wenn ich mich früher der Pauker wegen nicht darum geschert habe, was werd ich es jetzt Deinetwegen tun?" Er war erstaunlicherweise ein eifriger Briefschreiber und es ist ein Jammer, daß wir seine Briefe nicht gesammelt haben, denn gerade in seinen ersten Jahren in Rhodesien, das damals noch wirklich "Wildes Afrika" war, hatte er viel Interessantes zu erzählen. Persönlich kannten ihn natürlich meine Mutter und meine, noch in Ungarn aufgewachsene Schwester (* 1926) weit besser als ich, der ich fast nur seine Briefe las bzw. ihn bei seinen Besuchen in Deutschland sah. Diese aber wurden bereits ab Anfang der 60er Jahre häufiger, da er hier immer wieder zu Ärzten ging, die ihm seine Ärztin in Rhodesien, Baronin Wechmar, empfohlen hatte und auch, weil er hier etwas Geld hatte. Der

Herzog von Ratibor war der Erbe "meiner Prinzessin" und war so beeindruckt von Onkel Andrés aufopferndem (zeitweise lebensbedrohendem) Einsatz für dieses Vermögen, daß er ihm eine Rente aussetzte, die man damals - als das um sein Überleben kämpfende Land und die Regierung Ian Smith von aller Welt wie Aussätzige behandelt wurden - nicht direkt überweisen konnte.

Seine Adoption (nur durch meinen Großvater) hat er - und haben alle - immer nur als reine Formalie betrachtet, die ihm ermöglichte, Asuppen zu erben, ohne lettischer Bürger (allein das Wort fand er schlimm!) werden zu müssen. Vermutlich hat er damals ein Dokument unterzeichnet, worin er auf alle eventuellen (damals ja nicht unbeträchtlichen!) Erbansprüche von vornherein verzichtete, so auch auf Namen, Wappen etc. Auf dem Papier war er ja Bruder meiner Mutter geworden, aber die beiden haben sich zeitlebens gesiezt ("Sie, lieber Vetter André ..."), bis auf einen einzigen Tag: Bei seinem ersten Deutschlandbesuch fand meine Mutter, es wäre nun eigentlich an der Zeit, ihm das "Du" anzubieten und er - sowieso immer ein ganz GROSSER Kavalier - nahm das auch mit Freuden an. Aber am anderen Tag stellten beide fest, daß diese neue Anrede doch "ungemütlich" sei und - kehrten zum gemütlicheren "Sie" zurück.

Aber ich will versuchen, chronologisch vorzugehen, auch wenn ich keine genauen Daten im Kopf habe und Ende der 1940er natürlich noch viel zu klein war, um alles einordnen zu können. Zu Anfang stand nur die Verwandtschaft ("Alle Hahns sind mit allen Manteuffels verwandt") und auch eine Freundschaft zwischen meinem Großvater und Andrés Vater. Mein Vater erzählte immer, wie ihm der Tod des Ambotschen eine Tracht Prügel erspart habe. Er war in Riga unter Protest aus der "von Tiedeböhl'schen Schülerpension" (Peter-Paulstr. 2, vor diesem Haus fiel am 22. Mai Onkel Hans!) ausgerückt, weil er sich von den Lehrern "nicht weiter beleidigen lassen könne". Aber als er voller Vorahnungen zu Hause eintraf, stand dort alles unter dem Eindruck des Selbstmords des Ambotschen und er ging straffrei aus!

In den 1920er Jahren hatte meines Vaters Schwester Julie mit Marie Medem zusammen eine Pension in Oberstdorf ("Haus in der

Sonne") wo einmal auch O. Andrés Mutter zur Kur war und ihr Leid mit dem Sohn klagte, der nichts Rechtes zu werden drohte. Zufällig war auch mein Vater dort und bot an (so ist zumindest die Überlieferung), ihn mit nach Ungarn zu nehmen. Und das Schicksal nahm dann seinen Lauf. Jedenfalls war er nach Kriegsende der Allerletzte von uns allen, der Ungarn verließ, sicher nicht fluchtartig, denn offenbar konnte er auch allerlei Bücher mitnehmen, die ich nach seinem Tod geerbt habe, so z. B. einen Pirang.

Inzwischen hatte er seine Jean Duncan in zweiter Ehe geheiratet, die ich nie gesehen habe, weil sie ihn nie nach Deutschland begleitete, sondern lieber ihre Verwandtschaft in Schottland besuchte. Durch sie (ob sie selbst auch Diplomatenstatus hatte, weiß ich nicht) konnte er problemlos das Land verlassen und von England aus sich nicht nur selbst in Rhodesien ansiedeln, sondern es auch seinen drei besten Freunden ermöglichen: Meinem Onkel Alex Pappenheim, dem Grafen Gyula Szechenyi und dem Baron Elemer Márffy. Alex P. hatte mit Frau und beiden Kindern bei Baron Max Venningen in Schloß Riegerting (Oberösterreich) Aufnahme gefunden, wo seine Frau sich plötzlich entschloß, ihn zu verlassen und sich mit dem Stiefbruder Venningens, Baron Falk Gagern, zusammenzutun! So ging er nach Afrika nur in Begleitung seines noch sehr kleinen Sohnes Albert, machte aber auf dem Weg noch mehrere Wochen in Rom Station, um dort für André eine Sache zu ordnen. Eine unverheiratete Schwester seines Vaters, "Käthe", hatte jahrzehntelang in Rom einem Onkel, Albrecht Keyserling-Sutten, das Haus geführt und hatte bei seinem Tod dieses Haus mit großem Park geerbt und es jahrzehntelang bewohnt. Während meiner römischen Zeit bin ich immer wieder Menschen begegnet, die mir von ihr als einem stadtbekannten römischen Original allerlei Pratchen zu berichten wußten, die ich aber jetzt beiseitelasse, sonst wird aus diesem Bericht noch ein Buch. Besagtes Haus war eigentlich eine kleine Festung, ein ausgebauter Turm der Aurelianischen Mauer, den angeblich der Feldherr Belisar erbaut hatte. Heute noch jedenfalls heißt das Sträßlein (nahe der Piazza Fiume bzw. der Villa Torlonia) "Via Torre di Belisario". Käthe Hahns und Albrecht Keyserlings gemeinsames Grab ist auf dem Protestantischen Friedhof an der Porta Ostiense, bei der "Pyramide des Cestius". Bei

ihrem Tod erbte André das römische Haus, das wegen der zentralen Lage und der Größe des Parks einen sehr beträchtlichen Wert darstellte und Onkel Alex sollte es verkaufen, um sich und den Freunden den Start in Afrika zu ermöglichen. Leider war er zeitlebens zwar ein vorzüglicher Landwirt, aber ein Kaufmann in Gottes Zorn und wurde bei diesem Geschäft, wie ich rückwirkend feststellen mußte, von der Reifenfirma Pirelli, die dort jetzt ihre Hauptverwaltung hat, ganz schlimm über den Tisch gezogen!

Immerhin genügte es, um jedem der drei Freunde Farmland zu kaufen. Die Anfänge müssen sehr hart gewesen sein - buchstäblich in the middle of nowhere, nur in einer runden Hütte, mit Malaria, Bilharziose, Schlangen, Skorpionen und wilden Bienen nebenan. Laut O. André ist die wilde Biene weitab das gefährlichste afrikanische Tier, obwohl er auch - urkomisch - vom Angriff eines Nashorns auf sein am Straßenrand geparktes Auto zu berichten wußte oder davon, welchen Schaden Affenhorden nachts auf den Feldern vollführen oder wie Krokodile die Kühe an der Tränke angreifen ... Allerdings blieben nur Szechenyi und Márffy auf Dauer auf ihren Farmen. André übernahm nämlich bald für die B.SA (British South-African Company, den von Cecil Rhodes gegründeten größten südafrikanischen Konzern) die Leitung des riesigen "Mazoe Citrus Estate" im Mazoe Valley nördlich von Salisbury (= heute Harare). Dort hatte er nicht nur 250.000 Bäume und einen weltberühmten Saatzuchtbetrieb unter sich, sondern brachte auch den Negern, die derlei nicht kannten, die Fischerei auf dem dortigen großen Stausee bei und entwickelte sie zu einem respektablen Wirtschaftszweig. Die Ehefrau und Tante wurde inzwischen eine bekannte Malerin, die sich auf die örtliche, unglaublich farbenfrohe Blumenwelt spezialisierte.
In seinen letzten Jahren - als er auch immer kränker wurde - wurde er immer depressiver und sprach oft vom Freitod, davon "in den Spuren meines Vaters und Onkels zu wandeln, wie das in Kurland ja immer schon sehr populär war", aber die Natur scheint ihm zuvorgekommen zu sein.
Einstweilen grüßt Sie herzlichst Ihr
gez.: Gotthard Manteuffel

Anlage 5

Lehnsurkunde von Postenden an Heinrich v. Hahn vom 1. November 1476

Wie broder Berndt van der Borch, meister to Liefflandt Dwtsschs ordens, bekennen undt betugen apenbar mith dissem apenen breve, dat wie mith rade undt vulborth unßir ersamen medegebediger Hinrich Hanen undt alle sienenn rechten waren erven gegeven undt vorleneth heben undt mith craft diss[e]s breves geven undt vorlenen synen wolgekoften kopp in sodanem lande undt lanthgude, alße dat Herman Krukenberch voir undt na em Diderick van Pastenden gaht, beseten undt gebruket heft undt alß datsuvige landt in den ampthen Goldingen undt candow im kerspill to Talßenn undt in sodanen marcken undt schedingen iß belegen, alße dat de belegen, alße det de olden leenbreve inneholden undt uthwißen, undt ver haken landes, belegen in eyner stede, geheten Gawylenn, undt eynen halven haken landes, belegen tusschen Dranynen undt dem have Vitczedenn, geheten Sardalcke. Ock geven undt vorlenen wie em sodann lanth, alß in disser nageschreven schedingen licht, dat ock de vorbenon(te) Krukenberch undt Didrick beseten hebben: inth erste antogaende an dem wege, de dar geith na Munyen, dar eyne kule gemaken iß upp eynem sype/ dat sypp upp to gaende beth to eyner eken, mith eynem crucze getekenth/ van der eyken bie den bomen, mith cruszen getekenth, to gaende beth to der beke. Nedenbeke geheten/ de beke over to gaende van cruszen, an bomen gehowen, beth to eyner beken, geheten Llembeke, dar eyn boem mith eynem cruecze iß/ van dar de beke neddir to gaende beth to eynem bome, mith eynem crucze getekenth/ van dem bome to gaende to velen bomen van bomen to bomen, de mith cruczen getekenth synth,beth to eynem broke/ vorth aver dat brock to gaende beth to eyner kulen/ van der kulen beth to eyner andern kulen/ vorth to gaende by cruczenn beth to der beke Nedembeke vorgenompt, dar eyne kule iß/ vorth aver de beke to gaende beth to eynem sype/ dat sypp up to gaende beth to dem vorbeno(mede)n wege undt kulen/mith allirley tobehoringe, mith beqwemicheit, wo de genometh sein edder genometh mogen werden, alß an ackern

gerodeth undt ungerodeth, hoyslegen, weßen, weydenn, vedriften, holtingen, busschen, wolden, birßen, watern, beken, seen, sypen, honnichbomen, honnichweyden, vesscheryen, vogelyen etc, undt wor Hinrick Hane vorgemelth undt alle syne rechten waren erven mogen recht to hebben, nichtißnicht buthen bescheden, vorthan to hebbende, to besittende, to gebrukende undt to beholdende na leengudiß rechte vry undt vredesamichlicken to ewigen tiden. Des tor orkunde undt tor tuchnisse der warheit so hebben wie unße ingesegill unden an dissen breff lathen hangen, de gegeven iß to Wendenn in allir Godiß hilgen inn den jarenn na Cristi geborth dußenveerhunderth undt darna im soßundtseventigstenn.

Übertragung
aus dem
Mittelniederdeutsch in das Neuhochdeutsch:

Wir, Bruder Berndt von der Borch, Meister des Deutschen Ordens zu Livland, bekennen und bezeugen öffentlich mit diesem offenen Brief, daß wir mit Rat und Zustimmung unserer ehrsamen Mitgebietiger dem Heinrich Hahn und allen seinen rechtmäßigen Erben gegeben und verlehnt haben und kraft dieses Briefes geben und verlehnen sein rechtmäßig erworbenes Land und Landgut, welches Hermann Krukenberg und nach ihm Dietrich von Postenden gehabt, besessen und genutzt hat und alles dazugehörige Land im Amt Goldingen und Kandau im Kirchspiel Talsen und was in anderen Gemarkungen und Gebieten [*eigentlich: durch Scheidegang Festgelegtem*] gelegen ist, wie das die Belege und auch der alte Lehnsbrief beinhalten und ausweisen, und vier Haken Land an einer Stelle, die Gawylenn (*5 km südöstl. von Spahren*) genannt wird, und einen halben Haken Land, gelegen zwischen Dranynen und dem Hof Vitczedenn (*Vizehden, ssw von Talsen*), genannt Sardalcke. Auch geben und verlehnen wir ihm weiterhin Land, das in den folgenden Gebieten liegt, welches auch die vorgenannten Krukenberg und Dietrich besessen haben: ausgehend von dem Weg, der nach Muneyn führt, wo eine Kuhle an einem Sumpf gemacht ist – den Sumpf hinaufgehen bis zu einer Ecke, die mit einem Kreuz gekennzeichnet ist, von der Ecke bis zu einem Baum, der mit einem Kreuz gekennzeichnet ist, weiter bis zum Bach. Den Bach entlang

gehen, den Bach überqueren dort wo Kreuze in Bäume gehauen worden sind bis zu einem Bach, genannt Lembach, wo ein Baum mit einem Kreuz ist, den Bach hinunter gehen bis zu einem mit einem Kreuz gekennzeichneten Baum, von diesem Baum zu vielen Bäumen entlang der Bäume, die mit einem Kreuz gekennzeichnet sind bis zu einem Bruch, weiter über diesen Bruch bis zu einer Kuhle gehen, von dieser Kuhle bis zu einer anderen Kuhle und weitergehen nach den Kreuzen bis zum Bach Nedembach (Niederbach?) weiter bis wo eine Kuhle ist, weiter über den Bach gehen bis zu einem Sumpf, dem Sumpf entlanggehen bis zum vorgenannten Weg und Kuhle mit allerlei Dazugehörendem, mit Nutzbarem, wie sie auch genannt werden oder genannt werden können: Äcker, gerodet und ungerodet, Heuschläge, Wiesen, Weiden, Viehtriften, Gehölzen, Büsche, Wälder, Jadgrechten, Gewässer, Tümpel, Seen, Sümpfe, Honigbäume, Honigweiden, Fischereien, Vögelgehege usw., und woran der genannten Heinrich Hahn und alle seine rechtmäßigen Erben das Recht haben, ohne Ausnahme fortan zu haben, besitzen gebrauchen und zu behalten entsprechend der Lehnsgüter Rechte frei und unangefochten bis in ewige Zeiten. Das zu beurkunden und die Echtheit zu bezeugen haben wir unser Siegel unten an diesen Brief gehängt. Gegeben ist es zu Wenden am Tage Allerheiligen in dem Jahr nach Christi Geburt eintausendvierhundert und danach im sechsundsiebenzigsten (*1476*).

Anlage 6

Auszüge aus "Im Todessturm von Budapest 19452" von Werner Jester, Dresden 2010, über das Schicksal der rund 2000 verwundeten deutschen Soldaten im Felsenlazarett in den Katakomben von Budapest:

„Das dämmerige Licht machte mich nervös. Ich starrte an die feuchte Kellergangswölbung, an der sich das kümmerliche „Hindenburglicht“ spiegelte, und hatte die Hände, die Finger ineinandergeschoben, unter dem Kopf liegen. Dumpfe Schläge pflanzten sich im dicken Mauerwerk fort, Schläge, die der Krieg, der Kampf in und um Budapest der ungarischen Erde versetzte. Wie wohltuend ist das Gefühl, wirklich wieder ein Mensch zu sein, kein Kämpfer, der draußen sein 'Ich' vergessen mußte. Und dennoch – ich war von der Außenwelt abgeschlossen, lag inmitten einer menschenunwürdigen, muffigen Höhle, zwischen unermeßlichem Leid und tastendem Tod, gepeinigt von Schmerzen, von Hunger und Durst, gequält von Läusen und Eitergestank. Es gab kein Fenster, das frische Luft zugeführt hätte, kein Loch, das Tageslicht einließ – es gab hier nur die Sicherheit vor todbringenden Waffen, und das war es, was mich für kurze Zeit wieder einmal Mensch sein ließ.
Trotz der über mich gekommenen Abgeklärtheit nagte an mir eine erschreckende Erkenntnis: Ich war hilflos, wehrlos und zum Liegen verurteilt.“ ...

„Wir fanden es seltsam, daß viele Offiziere, Dienstgrade und Landser der kämpfenden Truppe in unserer Katakombe erschienen, verwundete Kameraden zu besuchen, sich kurz unterhielten und wieder verschwanden. Ihre Aufregung konnten sie nicht verbergen. Warum äußerten sie sich nicht über unsere angebliche Mitnahme, wenn es wirklich zu einem Ausbruch kommen sollte?
Auch zu mir kam ein Kamerad meiner Einheit. Er war unruhig und sagte schließlich mit beschlagener Stimme: „Der Kessel wird jetzt gesprengt!“ Vorsichtig schaute er sich um, und dann flüsterte er mir ins Ohr: „Kein Mensch glaubt, daß das klappt! – In wenigen Stunden soll es losgehen!“ Er hatte mir meine kleinen Habseligkeiten und meine Tarnjacke gebracht. ‚Auf Wiedersehen in der

Heimat!' Er sagte es gerührt, und ich sah, wie ihm Tränen in die Augen stiegen. Nun war mir klar, daß man uns doch hier zurücklassen mußte. Ich fragte ihn auch nicht mehr danach. Noch ein letztes Mal drückte er mir die Hand, und ohne ein weiteres Wort eilte er davon." ...

„In dem Leidensheer der mehr als Zweitausend schrien abwechselnd immer wieder einige auf, die den letzten Kampf ihres Lebens kämpften. Die kümmerliche Beleuchtung machte uns langsam wahnsinnig." ...

„Die Aufregung schäumte ins Uferlose, bittere Anklagen und Pfuirufe dröhnten von einem zum anderen Gangende. Die Enttäuschung hatte seelische Lawinen ins Rollen gebracht, die jede menschliche Vernunft begruben – niemand konnte sie aufhalten. Was nützten aber das Aufbäumen sterbender Männer, das krächzende Wehklagen auf den ausgetrockneten Lippen? – Nichts! – Und gerade diese Sinnlosigkeit nährte die Verzweiflung, Irrsinn spukte von den Wänden, Wahnsinn trieb die Kugeln aus Pistolen, Schläfen zerfetzten – sinnlos gewordenes Leben vernichtete sich selbst." ...

„Mein linker Nachbar faßte wieder nach meiner Hand, wie schon so oft, wenn er Angst und Zweifel hatte.
‚Du, laß mich nicht allein! – Die Russen können mit mir Krüppel nichts anfangen – sie werden mit mir kurzen Prozeß machen!' Glanzlos von Todesangst umschleiert stieren mich seine flehenden Augen an. In mir wühlte es. Aber ich raffte mich zusammen: ‚Sei zufrieden! – Gerade dich wird man schonen!' erwiderte ich. Es war eine Lüge gegen mich selbst, gegen den jüngeren Kameraden, der einen Hoffnungsanker suchte, - ich hätte selbst einen benötigt. Er schob die Faust zwischen die Zähne – die Verzweiflung zwang ihn zum Aufschreien. Ich drückte seine Hand: ‚Sei vernünftig! – Wir ziehen doch alle am gleichen Strang!'
Da sah er mich geradezu herausfordernd an: ‚Du kannst mir helfen! – Gib mir deine Pistole!'
‚Nein!' antwortete ich ruhig und bestimmt, ‚du wirst genau wie ich weiter leben!' Mich durchbrauste es eisig.

‚Sinnlos! – Wem soll ich noch etwas nützen?'
‚Denk an deine Mutter! – Sie hat nur noch dich!' ermahnte ich ihn und täuschte Gelassenheit vor. Ich konnte das Gefühl nicht loswerden, daß selbst der Geduldigste einmal versagt und zerbricht, wenn sich das Leben meldet. Wo kamen nur die Tränen her, die in meinen Augen brannten? Aus dem Herzen, das mir bis zum Hals schlug? Ich zitterte.
‚Du – glaubst du wirklich, daß wir das Tageslicht noch einmal sehen?' flüstere er.
‚Freilich! – Wir wollen doch alle hier heraus, alle!'
Ich fürchtete mich selbst vor meinem überzeugenden Ton, und dabei lief es mir eiskalt über den Rücken. –Herrgott, hab' Erbarmen!"

Anlage 7

Die Geneologie des Hauses Hahn-Asuppen:

A d o l p h Philipp Louis André **Baron v. Hahn**, * Mitau 5.7.1824, † Riga 18.12.1882, □ Erbbegräbnis Trenzen-Asuppen, Fkhr auf Asuppen, Mag. jur., Rittmeister im Husarenregiment des Feldmarschalls Graf Radecki ; ∞ Kabillen 28.1.1852 Amalie **Gfin v. Keyserling**, * Kabillen 27.12.1831, † Mentone, Frankreich, 29.1.1891, T.d. Jeannot Gf v. K. auf Sutten usw. u.d. Luise Gfin v. Keyserling a.d.H. Kabillen.

---

1. R e i m a r Paul Adolph Wilhelm Johann, * Linden 7.1.1853, † (gefallen im Duell) 19.8.1877, □ Erbbegräbnis Trenzen-Asuppen.

2. Sophie Louise A m a l i e, * Linden 5.8.1854, † Wiesbaden 4.5.1885.

3. A n n a Lucie Marie, * Linden 10.8.1855, † ... 3.11.1855.

4. Lucie Pauline E l i s a b e t h, * Linden 4.11.1856, † Wiesbaden 13.5.1881.

5. H e d w i g Magdalene Louise, * Dresden 9.1.1860, † Wiesbaden 24.3.1938, Sprachlehrerin bei der Äußeren Mission.

6. Emma Eveline Helene K a t h a r i n a (Käthe), * Labraggen, Kurland, 3.7.1862, † Rom ...1948, □ Rom, Friedhof an der Pyramide, erbte die Villa „Villino Torre Belisario“, Rom, Via Sicilia 194, von ihrem Onkel Albrecht Gf v. Keyserlingk (* 1843, † 1907), in den italienischen Adel aufgenommen 1.3.1928.

7. P a u l Adolph Wilhelm, * Asuppen 12.10.1863, † Königsberg i. Pr. 21.1.1931, □ Erbbegräbnis Trenzen-Asuppen, Fkhr auf Asuppen (§).

8. Johannes (H a n s) Gottfried Kuno Wilhelm, * Asuppen 13.10.1864, † (Suizid) Libau 1.6.1911, □ Erbbegräbnis Trenzen-Asuppen, auf Amboten (1911-1920), Kurland;
∞ Musten bei Adsirn, Kurland, 15.8.1903 M a r i e Helene Caroline **Baronesse v. Koskull**, * Tergeln, Kurland, 8.8.1878, ⚔ (beim Luftangriff) Dresden 13.2.1945, auf Amboten (1911-1920), (∞ II. Güstrow 26.12.1920 Georg **Baron v. Kleist**, * Susten 3.6.1877, † Eschenlohe bei

Markt Grafing, OBayern, 2.12.1946, Landwirt, Kais. russ. Oberstlt a.D.), T.d. Kais. russ. Oberst der Garde a.D. Alexander Gf v. K., Majoratshrn auf Adsirn, u.d. Catharina (Annetta) Baronesse v. Koskull a.d.H. Kruschkaln.

Söhne:

1) H a n s W a l t h e r Adolph Alexander Paul Harald Wilhelm Ernst, * Asuppen 14.6.1904, ⚔ (beim Luftangriff) Dresden 13.2.1945 (kath. seit 1914), Priester d. Jesuiten-Ordens.

2) Andreas (A n d r é) Adolph, * Königsberg i. Pr. 7.9.1905, † Mazoe, Rhodesien, 1.3.1979, Restgutbes. auf Asuppen, Landwirt;
∞ I. München 19.9.1936 B e a t e Alice Beatrice **Freiin v. Nolcken**, * Riga 23.7.1910, † München 20.6.1982 (gesch. ...1937), T.d. Kreisdep. Axel Frhr v. N. auf Sternhof, Livland, u.d. Margarethe Freiin v. Taube a.d.H. Forel, Estland;
∞ II. ... Emma Francis J e a n **Duncan**, * Plymouth 15.3.1912, † Harare, Zimbabwe, 23.7.2006, T.d. Kgl. großbrit. GenMajors Francis John D. u.d. Lilli Linder.

9. W i l h e l m Paul Adolph Nikolas, * Asuppen 31.1.1866, † Berlin 13.8.1928, …;
∞ Elham in der Graschaft Kent, England, 2.7.1910 Friederike Franziska Gertrud H e d w i g **Lenz**, * ... 1874, † ..., T.d. Apothekers in Berlin Johann L. u.d. …

10. Karl W a l t h e r Adolph Peter, * Asuppen 13.8.1868, † (Suizid) Berlin 25.3.1911, □ Berlin-Schöneberg, St. Matthäus Kirchhof, 1938 od. 1939 umgebettet wegen Großbaupläne der NS-Führung nach Stahnsdorf, Südwestkirchhof, wegen Duell Flucht nach Argentinien, dort Farmbesitzer.

Kartennachweise:

Karte 1:
Einzelblatt im Privatarchiv Klas Lackschewitz, Wehrhalden.

Karte 2:
„Ostdeutschland ... in Karte Bild und Wort“, München 1987,
Seite 59.

Karte 3:
„Kleiner Atlas zur deutschen Territorialgeschichte“, Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Bonn 1990; Ausschnitt aus Karte 15.

Karte 4:
Ausschnitt aus der Karte „Die völkerrechtlich gültigen Grenzen des Deutschen Reiches“; Herausgeber: Verlag für Volkstum und Zeitgeschichtsförderung, Vlotho, Weser, o. J.

Karte 5:
Privatarchiv Albert Löffler, Waterloo, Ontario, Kanada (aus „Im Todessturm von Budapest 1945“ von Werner Jester).

Karte 6:
Einzelblatt im Privatarchiv Klas Lackschewitz, Wehrhalden.

Karte 7:
Wikipedia

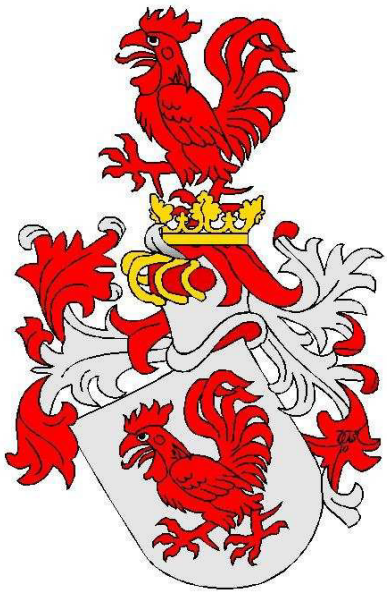
Karte 8:
Wikipedia „Wartheland“

Bildnachweise

1. Bildarchiv des Familienverbandes der Barone und Freiherren von Hahn e.V. (FamVerb. v. Hahn), Wehrhalden
2. dto.
3. Rigaer Geschichts- und Schiffahrtsmuseum
4. Privatarchiv Baron Harald v. Koskull, Rosenheim
5. Bildarchiv FamVerb. v. Hahn, Wehrhalden
6. dto.
7. Bildarchiv der Kurländischen Ritterschaft beim Herder-Institut Marburg
8. Paul Rohrbach „Das Baltenbuch“, Dachau o. J., Seite 14
9. dto.
10. Bildarchiv Schloßmuseum Ruhenthal, Lettland
11. „Eine ganze Welt gegen uns“, Berlin 1934, Ausschnitt Seite 108
12. Bildarchiv der Kurländischen Ritterschaft beim Herder-Institut Marburg
13. Freifrau Karin v. Richthofen (in „Herrenhäuser in Kurland“, Nr. 4)
14. „Kurland und seine Ritterschaft“, Pfaffenhofen 1971, Seite 298
15. Bildarchiv FamVerb. Barone v. Hahn, Wehrhalden
16. „Kurland und seine Ritterschaft“, Pfaffenhofen 1971, Seite 297
17. „Das Baltikum in alten Postkarten“, Hsg. Erik Thomson, Würzburg 2002, Seite 65
18. Bildarchiv FamVerb. Barone v. Hahn, Wehrhalden
19. dto.
20. dto.
21. Privatarchiv Baronesse Sophie v. Koskull, Rosenheim
22. Privatarchiv Baron Gotthard v. Manteuffel gen. Szoege, Fürstenzell
23. dto.
24. dto.
25. dto.
26. dto.
27. Bildarchiv FamVerb. Barone v. Hahn, Wehrhalden
28. Privatarchiv Baron Gotthard v. Manteuffel gen. Szoege, Fürstenzell
29. Bildarchiv der Kurländischen Ritterschaft beim Herder-Institut Marburg

30. Herder-Institut Marburg
31. Heinz Pirang „Das Baltische Herrenhaus“, II. Teil, Riga 1928
32. dto.
33. Herder-Institut Marburg
34. Historisches Staatsarchiv Lettlands, HSAL 5561-4/120
35. Bildarchiv FamVerb. Barone v. Hahn, Wehrhalden
36. dto.
37. Wikipedia, „Carlo Andrea Pozzo di Borgo“
38. – 47. Bildarchiv FamVerb. Barone v. Hahn, Wehrhalden
48. Inta Dišlere, Sehmen/Sēme, Lettland
49. dto.
50. Bildarchiv FamVerb. Barone v. Hahn, Wehrhalden
51. dto.
52. Wikipedia, „Organisation Todt“
53. Internet
54. Privatarchiv Albert Löffler, Waterloo, Ontario, Kanada
55. dto.
56. Wikipedia, „Parlament Building Hungary“
57. Wikipedia
58. dto.
59. Bildarchiv FamVerb. Barone v. Hahn, Wehrhalden
60. Wikipedia
61. dto.
62. Bildarchiv FamVerb. Barone v. Hahn, Wehrhalden


5 Östl. Länge v. Greenwich
10
15
20
25
50
45
Berlin
Magdeburg
Frankfurt
Schwiebus
Elbe
Rhein
Maas
Mosel
Weichsel
Pripet
Bug
Memel
Donau
Inn
Lech
Ems
Saône
Rhône
Po
Etsch
Maros
Theiss
Save
Drau
Niederlande
Österr. Niederlande (1797)
Brüssel
Aachen
Köln
Lüttich
Ostende
Hildesheim
Deutsches Reich
Kgr. Sachsen
Dresden
Leipzig
Lützen
Torgau
Niederlausitz
Ob.-Lausitz
1526 (1635)
Fs. Sagan
Fs. Wohlau
Fs. Liegnitz
Fs. Brieg
Breslau
Schlesien
Hohen Friedberg
Vogtland
Teplitz
Jičin
Nachod
Glatz (1742)
Königgrätz
Weisser B.
Prag
Karlsbad
Kolin
Jägerndf.
Troppau
Teschen
Olmütz
Kgr. Böhmen
1526
Markgr. Mähren
Brünn
Kremsier
Austerlitz
Nikolsburg
Znaim
Budweis
Zips
1770
Polen
Westgalizien
1795
Lublin
(1809)
Petrikau
Czenstochau
Sandomir
Zamosc
1772 (1809)
Dubieka
Lucko
Krakau
1846
Przemysl
Lemberg
Oswiecim
Königr. Galizien und Lodomerien
1772
Tarnopol
Bukowina
1777
Czernowitz
Munkacs
Königr. Ungarn
Erzherzogt. Österreich
ob. d. Enns
1282
unt. d. Enns
1282
Linz
Wien
Aspern
Pressburg
Wagram
Leopoldstadt
Neuhäusel
Komorn
Ödenburg
Leitha
Raab
Hz. Steiermark
1282
Graz
Salzburg
Passau
Augsburg
München
Regensburg
Nürnberg
Würzburg
Frankfurt
Mainz
Worms
Trier
Metz
Pfalz
Lothringen
Kgr. Bayern
Württemberg
1520 (1534)
Stuttgart
Ulm
Hz. Württemberg
Karlsruhe
Rastatt
Hagenau
Nancy
Strassbg.
Lunéville
Elsass
Freiburg
1368
Vorder Österreich
1805
Breisgau
1368
Sundgau
(1648)
Basel
Konstanz
Bregenz
ca. 1500
Besançon
Sempach
Feldkirch
Bludenz
ca. 1380
Bern
Schweiz
Genf
Lyon
Grenoble
Turin
Erzbm. Salzbg.
1805
Berchtesgaden
1805 (1809)
Kufstein
1507
Innsbruck
Zillertal
1504
Gr. Tirol
1363
Hz. Kärnten
1335
Klagenfurt
Pusterthal
1500
Brixen
1803
Bm. Trient
1803
Campoformio
Udine
Gradisca
1500
Görz
Triest
1382
Laibach
Hz. Krain
1335
Agram
Fiume
Zengg
Karlstadt
Sziget
Fünfkirchen
Mohács
Essek
Neusatz
Peterwardein
Slankamen
1718
Karlowitz
1718 (1739)
Semlin
Militärgrenze
Slawonien
Kroatien
Dalmatien
1797
Zara
Pola
Istrien
Adriatisches Meer
Hz. Mailand
1714 (1735)
Mailand
Magenta
Novara
Solferino
Custozza
Mantua
1709
Verona
Venedig
Padua
Treviso
Venetien
1797 (1866)
1815 (1859)
Hz. Parma
1735 (1748)
Piacenza
Guastalla
Ferrara
Hz. Modena
Modena
1815 (1860)
Bologna
Ravenna
Genua
Po
Etsch
Hz. Lucca
1847 (1860)
Florenz
Pisa
Livorno
Grosshz. Toscana
1737 (1860)
Ancona
Tolentino
Corsica
Stadt Kirchenstaat Presidii
Kgr. Neapel
1714 (1735)
Sardinien 1714 (1720)
Sicilien 1720 (1735)
Banjaluka
Bosnien
1878
Serajewo
Herzegowina
Mostar
1878
Novipazar
Kgr. Serbien
MONTE-NEGRO
Ragusa
Cattaro
Cetinje
Belgrad
Passarow.
(1739)
1718
Walachei
1718 (1739)
Orsova
Craiova
Vidin
Donau
Bukarest
Rustschuk
Alluta
Temesvarer Banat
Temesvar
Arad
Világos
Szegedin
1699
Zenta
Hermannstadt
Kronstadt
Rother Turm Pass
Siebenbürgen
Grossfs.
Klausenbg.
Grosswardein
Debreczin
Szathmar
Erlau
Munkacs
Ungarn
Besitz der deutschen Linie der Habsburger 1521
Erwerbungen 1521–1683
" 1683–1792
" 1792–1815
" seit 1815
Das heute zu Österreich-Ungarn gehör. Gebiet hat Flächenfarbe, verlorene Geb. sind in Randfarbe der entsprechenden Erwerbsperiode angegeben. Punktierte Färbung bezeichnet Sekundogenitur. Die Zahlen geben das Jahr der Erwerbg, eingeklammerte das des Verlustes an. Die vorübergeh. Verluste der Napoleon. Zeit sind unberücksichtigt geblieben.
Heutige Grenzen.
Maßstab 1 : 8 000 000.
0 50 100 200
Kilometer.
rev. Baldamus



Primus sum, qui Deum laudat